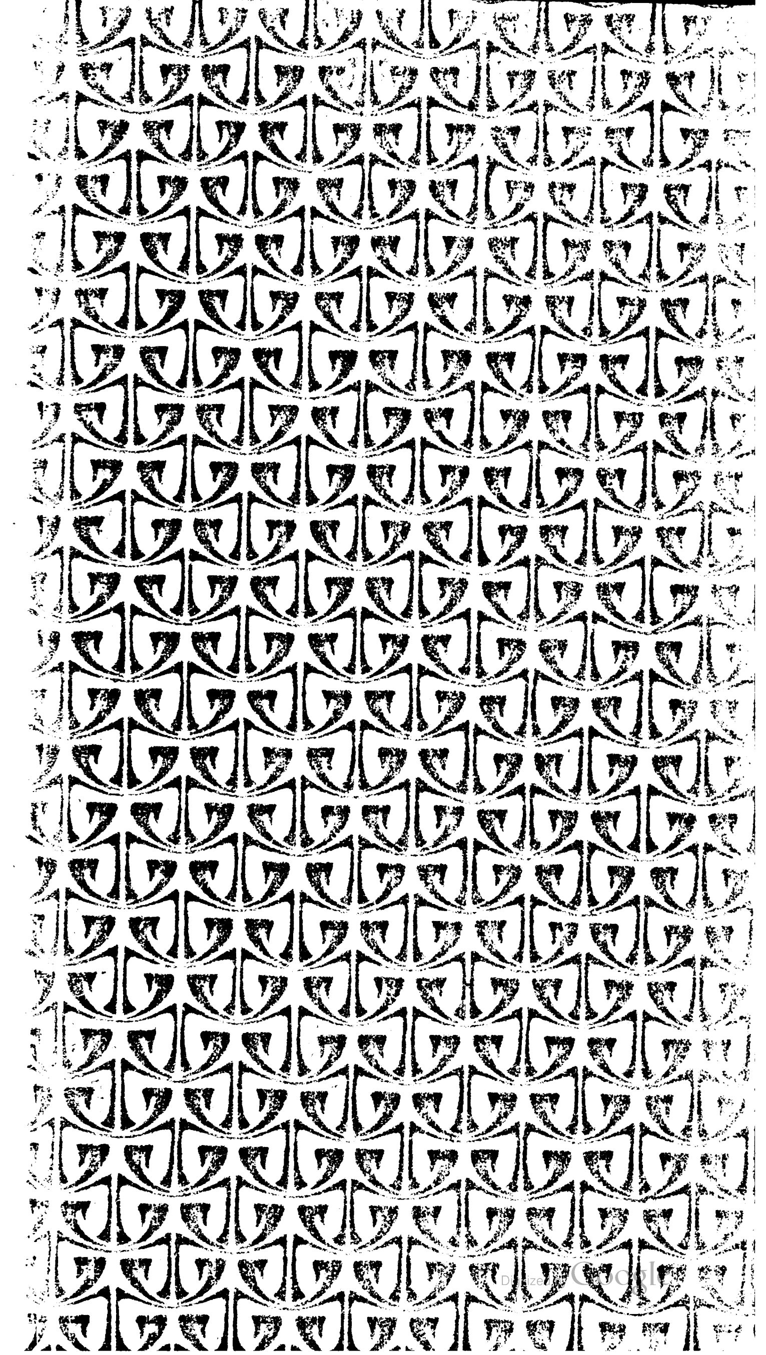



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
872
K95
2
Digitized by Google



Klosternovellen.

Von

F. Gustav Kühne.

Erster Band.

Klosternovellen.

Von

F. Gustav Kühne.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Wilh. Engelmann.

1838.

Raoul.

In zwei Bänden.

Von

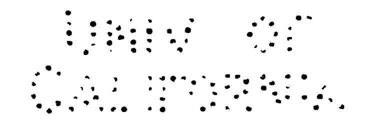
F. Gustav Kühne.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

I.

Die
Kinder aus der Provence.



Im Sankt Peter zu Genf war das Hochamt beendigt. Die Monstranz mit dem Priester und den dienenden Knaben war verschwunden, der letzte Orgelton flog wie der betende Seufzer eines Abschiednehmenden durch die Halle, und über der Dämmerung schwebte plötzlich jene bebende Stille, die überzeugender ist als jeder Laut der Zunge, hier sei der Gott erschienen vor seiner Welt, der Himmel habe herabgeblickt aus Wolken und sei zufrieden mit seiner Erde, denn die Erde lag weinend oder zitternd in scheuer Angst auf ihren Knieen im Staube. Die Seele richtet sich auf, noch betäubt von den schallenden Hal-

lelujastimmen und dem süßen Rausch der Geigentöne. Auf Wolken gewiegt und auf den Wogen der Musik geschaukelt, erschien das Heilige, und was irdisch hieß, entschwand im Gewühl der laut entfesselten Andacht. Nun ist alles fort, der Gott wieder verhüllt, die Zungen der Engel gebunden, ihr Fittig rauscht nicht mehr, die Erde hat sich wieder. Diese katholische Stille ist nicht todt, nicht drückend, sie ist die Ruhe der gesättigten Seele, die ihres Herrn gewiß ist. Dies Bewußtsein, die Erde sei gebenedeit, schwimmt im katholischen Auge, wenn es von seiner Andacht aufblickt und sich auf seine Welt wieder besinnt.

Es waren heut' viel Thränen geflossen, manches zitternde Herz hatte gebangt um sein Heil, und doch den Frieden im Schooß der Kirche gefunden. Eine ungewöhnliche Andacht war über die Menge gekommen, der Bischof hatte selbst das Hochamt gehalten und vor der Messe mehr als hundert Calvinisten eingesegnet, die sich als verirrte Schäflein wieder eingefunden, um, wie sie meinten in der Angst der verzagten Seele, der Gnade des Himmels nicht verlustig zu bleiben.

Die Zeit, wo in Genf der Calvinismus ausschließlich geherrscht hatte, war vorüber und man sah die sechzig Jahre, wo nur Calvins Lehre in der Stadt und Umgegend gehört wurde, für ein Interregnum an. Es hatte sich ergeben, daß im menschlichen Gemüth dunkle Mächte verborgen liegen, die die Spürkraft des hellen Verstandes weder mit der Deutlichkeit seiner Definitionen, noch mit der Spottlust seiner Polemik zu bewältigen vermag, und jener Urgrund der menschlichen Seele, der die Schauer vor der eignen Unergründlichkeit nur überwinden kann, wenn er sich sicher weiß im Schooße der ewigen Geheimnisse selber, war nach kurzem Verlauf verständiger Debatten wieder mächtig geworden und viele tausend Abgefallene hatten sich mit doppeltem Vertrauen der allgemeinen Kirche wieder in die Arme geworfen, die mit der Macht der Beschwichtigung eine wunderbare Gewalt übt. Das war allerdings mit das Werk des würdigen Bischofs, Franz von Sales, der den kecken Erörterungen des reformatorischen Verstandes die Inbrunst eines tiefen Gefühls und ein Leben voll Hei-

ligkeit entgegenzusetzen hatte. Die Stadt Genf war Mittelpunkt des Calvinismus gewesen, und hatte sich des Herzogthums Chablais und der umliegenden Landvogteien bemächtigt, während die protestantischen Schweizer des Cantons Bern das Waadtland an sich rissen. Die Klöster lös'ten sich auf, Mönche und Nonnen traten weltlich ins Leben, in allen Landen umher saß das neue Christenthum auf dem Stuhl der weltlichen Gewalt, während die Theologen an den Dogmen nagten und die Kirche Christi, ihres blühenden Fleisches entkleidet, in ein Skelett verwandelten. Da war Franz von Sales, ein einzelner Priester, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen und hatte mit Gefahr seines Lebens die Segnungen des alten Heils wieder verkündigt. Der glühende Eifer seiner Rede war eben so groß wie die tiefe Milde seiner Gesinnung. Er war ein ächter Priester seiner Kirche. Wie ein Ruf der alten Mutter, die weinend nach ihrem verirrten Kinde sucht, und mit ausgebreiteten Armen ihm nachläuft durch die weite Wüste des Lebens, so war seine Stimme erschollen, und die Milde hatte gesiegt,

wo die Härte der Gegenhärte unterlegen wäre. Während der Pestzeit war er, wie von Fittigen der Engel umschirmt, an dem Bette der Kranken erschienen, er hatte Wunder gewirkt und die Armen waren schaarenweis zu ihm geströmt, denn wo er auftrat, blühte das verwelkende Leben mit neuer Gewalt, und die Tröstungen seines geistlichen Heils blieben nicht ohne die wirksamen Thaten, die die Hand verübt. Franz von Sales, aus einer reichen adligen Familie in Savoyen, spendete den Armen sein Hab und Gut. So hatte hier das Herz gesiegt und die kurze Herrschaft des calvinistischen Verstandes verdrängt. Der neue Zeitgeist war bald verdrängt, denn der Baum des alten Lebens trieb neue Blüthen, und was sich in Genf und in der Umgegend wie eine kleine abgelegene Idylle gestaltete, war nicht ohne Anklang in den dramatischen Begebenheiten auf dem Schauplatz der großen Welt geblieben. Es war damals die Zeit gewesen, wo der vierte Heinrich von Frankreich seine Religion änderte und später Ludwig XIII. in

Avignon den Triumph über die Besiegung der Hugenotten zu feiern hatte.

Vor den Kirchthüren des St. Peter zu Genf stand die harrende Menge. Der Tempel hatte die Anzahl der Drängenden nicht fassen können, selbst die Vorhallen waren gefüllt und manches sehnsüchtige Auge spähte von außen hinein in das dämmernde Heiligthum, manches Knie beugte sich auf der Schwelle des Hauses, wenn der Klang der lockenden Schelle bis zu den offenen Flügelthüren drang. Jetzt war der innere Raum der Kirche leer und stumm, den bleichen Glanz der langsam erlöschenden Kerzen tödtete das rothe Sonnenlicht, das durch die bemalten Scheiben brach, hier und da zitterte noch eine Weihrauchwolke still aus einander. Der Haufe Menschen wollte auch jetzt nicht in die Halle treten; es waren Calvinisten, die an der Pforte standen. Sie hielten sich für ungeweiht, sie wagten nicht die Schwelle zu übertreten. Aber den Bischof wollten sie sehen, den heiligen Mann, von dem die Rede ging, die Berührung seines Gewandes mache fromm und gut; er sollte erst für sie beten, ehe sie

wieder in die [illegible] ihres Gottes zögen. Mütter hatten ihre kranken Kinder in Tücher gewickelt mitgebracht. Greise standen auf den Stab gebückt, sie mochten nicht ohne den Stab, den die Kirche reicht, zu Grabe wandern. Auch die wilde Jugend schaarte sich um die Alten, Bettelbuben und zerlumpte Dirnen, mehr von Noth und Elend als von Frömmigkeit gequält, Bilder des Jammers mit hohlen Wangen und Thränen im Auge, die der nagende Hunger auspreßte. Wußte doch der Mann, den man einen Heiligen nannte, für alles Rath, er sättigte Seel' und Leib. Der Hunger schien kräftiger noch als die Frömmigkeit, denn als der Kirchendiener den einen Thorflügel schloß, drängten die Buben die Alten zurück, um der Schwelle zunächst zu sein. Die Greise schalten, die Weiber schrieen um ihre kranken Säuglinge; das Gewühl des bunten Haufens schien sich in eitel weltlichen Zank zu verwandeln: da ging die Flügelthür weit auf und der Bischof trat heraus.

Eine hohe Gestalt, aber voll weicher Formen, ohne die Hagerkeit, in welcher der finstere Ernst erscheint,

doch auch ohne die fleischige Fülle, in der die bequeme Gemüthlichkeit der Pfaffen nicht selten einherwandelt. Auf der breiten Stirn lag der Adel seines Geistes, das greise Haar drängte sich lockig um Haupt und Kinn, das dunkle tiefe Auge war ruhig warm, — eine Quelle des Wohlthuns, ein Bronnen für menschliche Trübsal. In seiner ganzen Erscheinung sprach sich jene Milde aus, die sich hinter einer unerschütterlichen Festigkeit der Gesinnung sicher weiß. Man sah sonst nicht leicht auf einem italienischen Gesicht so viel Ruhe einer leidenschaftlosen Seele, und der Feuereifer eines Predigers der katholischen Kirche war selten so leutselig und ohne Fanatismus. Franz von Sales verdammte niemals, er hielt die Begründung der Mutterkirche für zu sicher, als daß sie der Bannflüche bedürfe, nur den weiten Arm der Gnade habe sie nöthig, um alle Welt in ihren Schooß zu ziehen. Und in diesem Sinne hatte er denn auch die berühmte mehrfach wiederholte Unterredung mit dem calvinistischen Irrlehrer Theodor Beza gehalten, von dem man sagte, er würde sich bekehrt haben, wenn er nicht bald nach der letzten Be-

gegnung mit Franciscus Salesius gestorben wäre. So aber hieß es, der Ketzer sei an den überzeugenden Gründen des frommen Redners still und plötzlich verstorben, und die Sage von den Wunderthaten des Bischofs von Genf ging durch alle Welt, und wo er hintrat, floh oder verzehrte sich der Irrthum. Der Mann, der jetzt aus der Kirchthür trat, ging sehr einfach gekleidet, er verschmähte möglichst allen Pomp des Ceremoniels; das schlichte Gewand verrieth kaum den Bischof und Hirten einer Heerde Christi. Unter dem Bischofsrock trug er, wie man sich ins Ohr raunte, ein härenes Gewand, obwohl einige Gewährsmänner und Kenner der menschlichen Dinge in ihren Schriften über den heiligen Franz behaupteten, Geißel und Härenhemd habe man um das Jahr 1600 in der katholischen Welt nicht mehr geliebt, und Franz von Sales sei als ein Mann von hochadliger Abkunft für derlei grobe Marter doch von zu weichlichem Körper gewesen. Wie dem auch sein mochte, die gläubige Menge hielt ihn für einen Ausbund aller Gottseligkeiten. Mit seinem Erscheinen war der Tumult des drängenden Menschen-

haufens, der seiner harrte, beschwichtigt, die Buben stürzten ihm zu Füßen, um seine Schuhe zu küssen, die Greise krümmten sich noch tiefer an ihren wankenden Stäben, die Weiber hielten die eingewindelten Kinder über die Knieenden mit stummem Flehen ihm entgegen.

„Warum seid Ihr nicht vor dem Herrn in der Kirche erschienen?" fragte der Bischof und überblickte die Menge, die sich von fernher noch hinzudrängte. Ein derber Landmann faßte sich ein Herz, schlug an seine Brust und sprach: „Wir sind noch eitel Calvinisten, Herr, wir wollten nicht vor den Altar treten, ehe Eure Hand uns eingesegnet."

„Ich segne Euch, wenn Ihr glaubet, und ich segne Euch, auch wenn Ihr nicht glaubet, auf daß Ihr dereinst glaubet und der Gnade nicht entbehret!" sagte der Bischof und breitete seine Hände nach allen Seiten über die Hülfsbedürftigen. Sie krochen hinter ihm her und wichen vor ihm aus, so daß er mühsam weiter schritt. Da tummelten sich zwei Gestalten mitten im stillen Gewühl. Ein finstrer zorniger Mann mit bu-

schigen Brauen und zottigem Barte rang mit einem Knaben, der sich vorzudrängen bemüht war. Er suchte den Kleinen zurückzuhalten und griff nach seinem Arme, den derselbe jetzt lautrufend emporstreckte; in den zitternden Fingern hielt er ein weißes Blatt Papier, das eine Bittschrift sein mochte. „Laß mich, Jacotot, die sterbende Mutter will es!" schrie der Knabe heftig, und entwand sich den Armen des breitschultrigen großen Mannes, der ihm das Blatt zu entreißen gestrebt, und sich unwillig murrend den Blicken der um ihn Stehenden entzog. Mit einigen raschen Handbewegungen drängte sich der Kleine durch den Haufen und stand jetzt vor dem Bischof. Er lüftete etwas nachlässig, aber doch mit Ehrerbietung die schwarzsammtne Mütze, schüttelte die braunen Ringellocken zurück und blickte mit einer Art kecker Zuversicht zu dem Prälaten auf. „Mutter Giovanna schickt mich zu Euch, hoher Herr," sagte er mit heller Stimme; „sie meinte, sie könne nicht sterben, wenn Ihr das nicht les't. Ach, es hat recht Eile, lieber Herr, denn die arme Mutter ist wirklich todtkrank."

Hiermit überreichte er die Schrift, und sah sich im Kreise um, als fürchte er, sein Widersacher könne auch jetzt noch die Ausführung seines Entschlusses hindern; jener finstere Mann aber war verschwunden.

Der Bischof hatte das Papier entfaltet; es war der Hülferuf einer Sterbenden, die nach den Segnungen der Kirche verlangte, ein langes Bekenntniß von Reue und Buße, mehrere Seiten eng geschrieben mit zitternder Hand. Es ließ sich an Ort und Stelle nur so viel abnehmen, daß hier schneller Beistand einer um ihr Seelenheil Verzagten nöthig schien.

„Wo ist Euer Haus, mein Sohn? ich will Dir folgen,“ sagte der Bischof. — „Ach das hab' ich mir gleich gedacht!“ frohlockte der Knabe und küßte dem Prälaten die Hand, „das hab' ich mir gleich gedacht, daß ein frommer Mann auch ein menschlicher Mann ist, so sehr auch der Jacotot widersprach, und mich abhalten wollte, den Befehl der guten Mutter zu vollziehen.“

„Wer ist Jacotot?“ fragte der Bischof, indem er dem Kleinen die Hand auf die Schulter legte. Sie

schritten beide durch die Gasse, die der Menschenhaufe vor ihnen bahnte; hinter und vor ihnen schloß sich die Lücke und der Schwarm der Bettler folgte zu beiden Seiten.

„Jacotot ist ein alter Diener meines Vaters," sagte der Knabe, „ach der Vater ist weit fort, niemand weiß wohin, und Jacotot brachte mich als ganz kleines Kind zur Mutter Giovanna hieher schon vor langer Zeit. Aber die gute Mutter wollte von Jacotot gar nichts halten, obwohl sie viel mit einander verkehrten; sie sagte, er sei ein wahrer Heide oder ein Ketzer, wie sie es nannte. Ich weiß nicht, was Heide oder Ketzer sein mag, aber das denke ich, daß der Jacotot doch im Grunde ein guter Kerl ist, der es sehr brav mit uns meint, so sonderbar er auch thut und wunderliche Reden führt, die die Mutter für sündhaft hält. Ach, wenn nur Mutter Giovanna noch recht lange leben bliebe und nicht soviel weinte über sich und uns. Schwester Antoinette und ich, was haben wir nicht schon so oft gebetet, recht wacker und offenherzig, aber die Mutter sagte, wir beteten nicht auf die rechte

Weise, wir verständen es nicht, und es sei hohe Zeit, daß uns ein werther Herr Priester selbst erst ins Gebet nähme. Ach, wenn ich nur wüßte, was man so recht beten nennt, ich wollt' es noch weit kräftiger thun als bisher, denn alle unsere Bitten zum lieben Herrgott sind auch wirklich umsonst geblieben. Auch haben wir Kinder es nur so für uns getrieben zu Hause und sind nie in der Kirche gewesen. Nur ein einziges Mal war ich für mein Theil im St. Peter. Die Angst um das Leiden der Mutter, die immer die Hände rang, trieb mich fort, ich wollts einmal dort versuchen. Aber ich muß sagen, lieber Herr Bischof, es hat mir da gar nicht gefallen. Die heilige Musik mag recht schön sein, obwohl mirs doch viel zu laut vorkam, so daß ich ganz vergaß, was ich eigentlich beten wollte. Und dann macht Ihr den Leuten doch gar zu viel Dampf dort vor, ich meine aus den Rauchfässern, die die kleinen Knaben mit den rothweißen Röcken immer schwingen. Seitdem bin ich nicht wieder in der Kirche gewesen, und Jacotot sagte auch, das sei gar nicht die rechte Art, seinem Herrgott zu dienen. Die Mutter aber,

als ich ihr meine Noth geklagt über den heiligen Lärm im St. Peter, schalt mich tüchtig aus und verbot mir davon zu reden, ich sei ein unwissender Bursch. Und so bliebs denn dabei, daß wir Kinder nicht wußten, wie wir beten sollten, und Mutter Giovanna blieb krank, und wenn ich auf meinem Bette des Nachts saß, und still für mich sprach: lieber Gott im Himmel, der Du alles kannst, mach' uns die Mutter gesund! so wollte das niemals helfen."

Der Bischof hatte den Knaben ernst bei der Hand genommen. Er wandte sich jetzt zu der nachfolgenden Menge, streckte noch einmal segnend seine Hände aus und wehrte die fernere Geleitschaft ab. Dann betrachtete er den feinen Burschen, der sich an ihn schmiegte, nicht ohne Antheil und fast mit leiser Rührung. Der Kleine war in Sammt und Seide gekleidet, nicht eben neu und reich, aber doch sauber und mödisch wie Kinder adliger Häuser damals gingen. Aus dem schwarzen Wamms und unter der gleichfarbigen Mütze blickte ein feingeschnittnes blasses Gesicht hervor; die Anmuth der kleinen harmlos geschwätzigen Lippe und die sanfte

Wölbung der Stirn contrastirte mit der aufblitzenden Keckheit des dunkelbraunen Auges, die zerknüllte Halskrause und der üppige Haarwuchs brachten einige Verwilderung in die sonstige Sauberkeit des kleinen Mannes.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“ fragte der Prälat wohlwollend.

„Raoul ist mein Name,“ war die Antwort, „und die Schwester heißt Antoinette. Mutter Giovanna ist aus Savoyen gebürtig, sie hat mir immer viel von dem schönen Italien erzählt, aber ich und der ferne Vater, von dem ich nur weiß, daß er mich auf den Arm nahm und küßte, als er von uns ging, wir sind Franzosen, wie Jacotot sagt, dort aus dem herrlichen Nachbarland, das man die Provence nennt. Da lebten wir auch seit Menschengedenken, das heißt so lange ich denken kann, die Mutter und wir zwei Kinder und der treue Jacotot, ganz versteckt in den Bergen, wo uns niemand sah als der schöne blaue Himmel und uns niemand hörte, als wenn wir in den Wald hineinschrien und das Echo wiedertönte. Von dort sind wir auch erst vor Kurzem hergekommen, weil es die Mut-

ter so wollte, und wohnen da unten in der Vorstadt ganz mäuschenstill, weil die Mutter Giovanna so krank ist."

Der Bischof fühlte nach dem Papier, das er zu sich gesteckt hatte. Es war nicht thunlich das lange Schreiben noch einmal zu entfalten; somit folgte er dem Knaben, der ihn über die Brücke nach der Vorstadt St. Gervais führte. Vor einem abgelegenen, mit Gebüsch umzogenen Hause hielt er still und sprang über die Hecke, um die Gartenpforte von innen zu entriegeln. Er wollte den Hofhund, der sonst fremde Erscheinungen übel zu begrüßen pflegte, in die Kette werfen, aber das unbändige Thier lag winselnd und wehklagend vor der Schwelle der Hausthür und kroch mit allen Geberden der Trauer zu dem Knaben, der jetzt zum Bischof zurückeilte, um ihn hereinzunöthigen. „Mir ist sehr bang zu Muth;" flüsterte Raoul, „der Hund ist sonst nie so demüthig." An der Hand des Kleinen trat der Bischof in das niedrige einstöckige Haus, während der Hund einen langen Klagelaut von sich stieß. Aus der innern Thüre des Gemachs blickte Jacotot,

jener Mann mit den finstern Augenbrauen, der vor der Kirche bereits erschienen war. In seiner kalten bleichen Miene lag die Gewißheit einer traurigen Botschaft. In dem Blick, den er auf den Bischof warf, war ein Gemisch von Spott und Gleichgültigkeit, den Knaben faßte er sanft beim Kopf und bedeutete ihn still zu sein. Aber das Wehklagen einer schluchzenden Mädchenstimme, das aus dem Zimmer drang, war ein lautes Zeugniß von dem, was sich ereignet. Die kleine Antoinette stürzte weinend vor und Raoul fing die Zitternde mit seinen Armen auf. „Sie ist todt, ist todt!" schluchzte das Kind an des Bruders Halse und der Strom von Thränen, der aus Raouls Augen brach, mischte sich mit den ihrigen. So hingen und schwankten die Kinder an einander, bis auch dem Knaben die Kraft versagte, das kleine Mädchen zu halten, und beide mit umschlungenen Armen auf den Boden glitten. Dem Prälaten, der hier zu spät gekommen, um einer Sterbenden die Segnungen seiner Kirche zu bringen, verweigerte der düstere schweigsame Jacotot nicht weiter den Eintritt. Im Hintergrunde des Zimmers

stand das Bett, auf dem die todte Giovanna lag. Die Lebensröthe, die der schnelle Kampf des Sterbens ihr in die Wangen getrieben, war in ihren Zügen noch sichtbar, das Auge, das in den letzten Momenten noch den Himmel gesucht, war starr geblieben in dem Aufblick nach der Höhe, die gefalteten Hände hielten ein Crucifix an den Busen gepreßt, die Lippe stand geöffnet in der Qual des letzten betenden Seufzers.

Der Bischof stand am Lager der Todten in stummer Trauer. Es war eine lange Stille im Zimmer; nur die Kinder, die am Boden saßen, schluchzten vernehmlich, Jacotot war herbeigekommen, und legte die Hand auf die feuchte Stirn der Schlafenden. „Sie ist als Calvinistin gestorben," sagte er dem Prälaten mit einer Art trotziger Festigkeit ins Angesicht. „Sie ist als Christin gestorben," sprach der Bischof und richtete sein mildes Auge mit der ganzen Festigkeit einer sanftmüthigen Seele auf den Diener. „Bist Du Calvinist, so wünsche ich, Du mögest dereinst so fromm und christlich scheiden als diese Todte. Sie hat das Kreuz in den Händen, ihren Gott im Herzen, in die-

sem Auge, das gen Himmel gerichtet brach, liegt die Sehnsucht einer müden irdischen Seele, die nach der Gnade des Herrn Verlangen trägt. Zudem hat sie zu mir, einem Diener der Mutterkirche Gottes, gesandt in ihrer Todesstunde; es geschieht im Sinne der Verstorbenen, wenn ich ihr ein katholisch Begräbniß gewähre. Kraft meines heiligen Amtes spreche ich diese Todte selig, und bete für sie, was auch ihr Glaube im Leben gewesen sein mag; die letzte Stunde, der letzte Gedanke tilgt auch ein Leben voll Sünde und Irrthum."

Jacotot hatte sich gebückt fortgeschlichen; er kam jetzt wieder mit dem Wundarzt, den er herbeigerufen. Das Blut sprang unter der Lanzette, aber das Leben wollte nicht zurückkehren, ein schneller Krampf hatte sich des Herzens bemächtigt. Als die Kinder das Blut sahen, rafften sie sich vom Boden auf, weinten lauter und warfen sich zu beiden Seiten über das Lager der todten Mutter und blickten sich von hüben und drüben schmerzlich in die thränenvollen Augen. Die kleine Antoinette war ganz matt und aufgelöst, und der

lebhaftere Raoul erschöpfte sich bei allem Schmerz der eignen Seele an Liebkosungen für die Schwester und küßte ihr die Thränen aus den Augen, die sich immer wieder füllten. Das zarte Mädchen hatte die Todesstunde bei der Mutter allein überdauert. Raoul war mit dem Brief an den Bischof fortgeeilt und war vom Hause des Prälaten nach der Kirche gelaufen, wo er das Ende des Gottesdienstes abwarten mußte. Jacotot, den Tod der Frau nicht für so nahe erachtend, war ihm gefolgt, er schien Gründe zu haben, um den Knaben von der Ueberbringung des Schreibens abzuhalten. Die alte Magd war beim Herannahen der Todesangst zum Wundarzt geeilt, und so war Antoinette ganz allein geblieben um die sterbende Mutter. Es that jetzt Noth, für das schwache Kind Sorge zu tragen, und Raoul machte ihr im Winkel des Zimmers eine Lagerstätte zurecht, lehnte sie sanft auf die Kissen, und saß vor dem hingesunkenen Mädchen, seinen eignen Thränenstrom beschwichtigend. Während dessen war der Geistliche ans Fenster getreten und entfaltete nachdenklich den Brief, der ihm Aufschluß geben sollte über die

Verstorbene, die ihm der eilfertige Engel des Todes fast widerrechtlich entzogen.

Das Schreiben war in verschiedener Stimmung zu verschiedenen Zeiten, aber doch, wie es schien, in ihren letzten Lebenstagen von der Gestorbenen verfaßt, bald mit der ruhigen Klarheit eines mit der Welt und dem Leben fertigen Gemüthes, bald in der Angst des drängenden Todes. Der Bischof las eifrig und anhaltend. Die Kinder saßen im Winkel gekauert, Jacotot, der finstere Diener, ging ab und zu, bald mit diesen, bald um die Todte beschäftigt; der Trotz, den er dem Priester geboten, war einer Scheu gewichen, die er nicht zu bewältigen wußte.

Eine schwere Gedankenwolke lag auf der Stirn des Prälaten, als er den Brief, das Vermächtniß der todten Giovanna, wieder schloß und an das Lager trat. Die Züge der Frau waren verändert, zum Theil entstellt durch den Kampf der so plötzlich hereingebrochenen letzten Stunde. Der Bischof stand lange über sie gebeugt, und dachte entschwundenen Zeiten nach, in die ihn Giovannens Bekenntniß geführt. Sie hatte noch

mehr vertrauen, ihm mündlich beichten wollen, die Schrift hatte nur die Vorläuferin ihrer Bekenntnisse sein sollen: nun stand ihre Seele schon vor Gott und der Priester fand nur schwache Spuren in seinem Gedächtniß, um die zerstückten Worte der Sterbenden mit ihrem Leben zusammen zu schließen. Franciscus mußte der Zeit gedenken, wo der Calvinismus zu Genf in Blüthe stand. Ganze Klostergemeinschaften lösten sich damals auf, der Rath und die Stadt Genf schwuren förmlich die alte Lehre ab, Mönche und Nonnen flohen nach Savoyen, Italien oder in die katholisch gebliebenen Cantone. Aber nicht überall trennte sich das alte vom neuen Leben auf so entschiedene Weise. In manchen Klöstern hatte sich eine Hinneigung zum Calvinismus erzeugt, der mit Forträumung der veralteten Kirchenformen auch den Menschen zum Menschen wieder naturgemäß führte. Die Natur stand damals auf wider den Geist, und schüttelte den alten Terrorismus seiner angemaßten Herrschaft von sich. Es war nicht blos die Schlange, die da wieder sprach: nasche doch vom Baum der Erkenntniß! nicht blos der Kitzel der

Sinne war es, der sich regte, denn diesem wurde in den Klöstern selbst zur Genüge gefröhnt: wie eine leuchtende Morgenröthe zog der Gedanke durch manches bisher still behütete Herz, der Mensch könne fromm sein und doch in aller Weltlichkeit den Forderungen der Natur gehorchen. Wie eine zuckende Freude stieg in dem Gemüth manches Vaters und mancher Beterin der Entschluß auf, der Welt und dem Leben anzugehören, und unter Menschen ein Mensch zu sein. Da ward die stille Zelle zur Marterkammer, die eingesperrten Gedanken liefen an den engen Wänden auf und ab, und stürzten sich endlich kopfüber zum Fenster hinaus in die buntbewegte Welt, selbst das Gebet wollte nicht mehr einsam sein, es mochte nicht mehr ungetrübt und still wie die Rauchsäule Abels zum Himmel steigen, es wollte mitten im Leben auf einem Heerde sich entzünden, und nicht die Sprache der Schlange blos, das alte Wort des alten Gottes: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! tönte und hallte wieder in manchem bisher ruhig in den Satzungen des hergebrachten Dienstes befangenen Gemüth. Mönche und Non-

nen stiegen aus den Grabgewölben, wo sich der Mensch mit allen seinen Wünschen eingesargt, und es waren nicht die Schlimmsten, nicht die in geheimen Sünden Befriedigten, in denen die Stimme der Natur am lautesten sprach und nach der Stunde der Erlösung aufschrie. Geistliche Brüder und Schwestern sah man halb weltlich gekleidet sich in Genf die Hände reichen zum ehelichen Gelöbniß, denn seltsam genug trugen die Töchter der weltlichen Stände, auch wenn sie rein calvinistisch wurden und zum neuen Glauben schwuren, doch immer eine Art Scheu vor ehemals gescheitelten und geschornen Köpfen, und so fand denn das Beispiel, das der norddeutsche Reformator, der würdige Dr. Martin Luther, ehemals Augustinermönch, durch seine Heirath mit der frommen Nonne Katharina gegeben, eine sehr wohlbegründete Nacheiferung.

Die Nonnen von der Heimsuchung Mariä und die Barfüßermönche in Genf schienen ganz vorzüglich in Sympathieen getreten zu sein. Auch trug die nahe Lage beider Klöster nicht wenig dazu bei, daß unter den ehemaligen Mitgliedern derselben eheliche Verbin-

2 *

bungen geschlossen wurden. Zwischen den beiden Ordensgebäuden der Mönche und Nonnen lief nur eine einzige große Mauer, zum Theil stand freilich das Haus des Bischofs mitten inne, das jedoch bei dem Regimente eines milden Oberhirten auch nicht gerade neutralisirenden Einfluß übte. Genug, die Aebtissin der Nonnen von der Heimsuchung war mit dem Prior der Barfüßer handgemein geworden, d. h. sie hatten sich auf gut calvinistisch vor dem Altare die Hand gereicht, und insofern auch die Calvinisten von einem heiligen Stand der Ehe sprachen, waren sie doch nicht ganz aus Gottes Händen gefallen, obschon sie auf den Ruf von Heiligen, auf den sie bereits starke Anwartschaft gehabt, nunmehr verzichten mußten. Diese Aebtissin war niemand anders als die todte Giovanna. Sie war aus Savoyen gebürtig, der Barfüßerprior aus der Provence. Er gehörte einer altfranzösischen Familie an, die in ihrer Heimath Güter besaß. Dorthin hatten sich beide als ehelich Verbundene zurückgezogen, und lebten eine Zeitlang im Schooß der Natur ein Leben voll Freude und Behagen. Eine weit-

läufige Verwandte Giovannens mit ihrem Freund aus dem Kloster, einige andere gleichgesinnte Brüder und Schwestern, die ebenfalls weltlich geworden, hatten sich an sie geschlossen und man erzählte sich in Genf damals mancherlei von der kleinen Mönchs- und Nonnencolonie in den Alpen der Provence.

Lange sollte jedoch das idyllische Glück einer süßen Natürlichkeit nicht dauern. Die Götter des alten Lebens, deren Altäre man verlassen, waren noch mächtig in der Rache und ließen sich nicht ohne Opfer abfinden. Es entstand Hader und Zwist in der Colonie. Einmal gelöst von dem Verbande des alten heiligen Aberglaubens, konnte man nicht leicht als Ersatz etwas finden, das die losgebundenen Gemüther zusammenhielt. Den Schmerz hatte man abgeschworen, der Freude die Hand geboten, aber die Freude ward nun selbst zur Pein. Einige frivole Gesellen, die mit und ohne Kutte ihrem Hange zu einem schwelgerischen Leben fröhnten, störten den Frieden der harmlosen Eintracht. Das alte Gesetz galt nicht mehr, den Geboten der neuen Lehre fehlte die Ehrfurcht gebietende Macht

des gewohnten Herkommens, und so war der Genuß des Augenblicks und die Willkür der Begierde das Einzige, dem man huldigte. Ein exaltirter Freigeist, früher im Kloster der ärgste Flagellant und Büßer, jetzt aber nach dem Umschwung seiner Gesinnung ein fanatischer Neuerer, entwarf den Plan zur Stiftung einer Loge, unter deren Statuten die Aufhebung der Ehe und die Gemeinschaft der Weiber das oberste Gesetz war. Da erbebten die vom alten Glauben abgefallnen Gemüther, sie sahen sich an den Rand eines schwindelnden Abgrundes gedrängt. Der Verführer hatte eine glatte Zunge, er war ein denkender Kopf. Aber das alte Gewissen regte sich plötzlich laut. Die Nonnen schrieen um den verlornen Himmel, die Männer sahen sich des Kleinods beraubt, um deswillen sie alles verlassen und aufs Spiel gesetzt. Die Zeiten wurden auch von außen her schwer, die Hugenotten in Frankreich wurden hart bedrängt, die Colonie floh tiefer in die Berge; endlich zerstreuten sich die Mitglieder in alle Welt und suchten im Getümmel des Kriegslebens oder im Schooß der alten Kirche ihr Heil.

Giovanna war am längsten in den Alpen der Provence geblieben, aber ihr Gatte verließ sie und so kam sie mit zwei Kindern und in Begleitung Jacotots nach Genf zurück, um an dem Orte ihres ehemaligen Wandels die Verirrungen ihres Lebens abzubüßen. Ihre junge Verwandte, hieß es, habe sich in ein französisches Kloster geflüchtet; Giovanna aber wollte die beiden Kinder einem würdigen Priester der Kirche anvertrauen, damit dem Herrn wieder überantwortet werde, was ihm entzogen war. Jacotot, der um die Schicksale ihres Lebens wußte, verließ sie nicht, obwohl sein Sinn, der calvinistischen Lehre ein für allemal streng zugethan, mit der schließlichen Bekehrung Giovannens in Widerspruch stand. Er war vergeblich in sie gedrungen, die Kinder seiner Leitung anzuvertrauen, er wolle sie zu einem tugendhaften weltlichen Leben erziehen. Das Gemüth der kranken Frau war gebeugt, alles hatte sie verlassen, sie wollte abschließen mit dem Himmel und glaubte durch die Ueberlieferung der Kinder in die Hände eines milden Dieners der Mutterkirche das Heil ihrer Seele wiederzugewinnen. Dem würdigen Bi-

schof zu beichten und durch den Genuß seines segensreichen Zuspruchs sich auf den Tod vorzubereiten, lag eben so in dem festen Willen ihres Entschlusses. So schrieb sie ihm nach langem Zögern die Bekenntnisse und übermachte ihm die Kinder. Jacotot hatte es nicht hintertreiben können, das schriftliche Vermächtniß war in den Händen des Bischofs. „Ich habe die Kinder," hieß es in Giovannens Confession, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe ist. Antoinette ist das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloster verließ. Beide sind in der Unschuld des jungen Lebens, in dem harmlosen Nichtwissen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachsen, sie lieben sich wie Geschwister und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht stören mögen. Antoinette weiß nicht anders, als daß sie Raouls Schwester ist; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geschick ihres irdischen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge

mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöschen, ich übergebe sie dem, vor dessen Richterstuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienst des Herrn. — Ich komme nicht mit leeren Händen, wenn ich der Kirche diese Kinder darbringe. Die Summe, die mein Gatte mir hinterließ, als er von mir schied, ist bedeutend genug, um die Erziehung der Kinder zu lohnen. Ich übergebe alles dem würdigen Priester zur Verfügung, der sich der beiden elternlosen Waisen annimmt und sie vor den Augen Gottes leitet. Jacotots treue Dienste belohne ich mit dem, was ich für ihn jährlich ausgesetzt. Ich sterbe wie man sterben kann, wenn man sich mit dem Leben kärglich abgefunden, in der Hoffnung auf die Gnade des Himmels. Ich habe geirrt, daß ich meiner schwachen menschlichen Seele die Festigkeit zugetraut, um den Bruch mit den Gesetzen des alten Glaubens zu ertragen; mein Geist sehnt sich in aller Zerknirschung nach der Ruhe des Todes. Ich war sündhaft wie jeder Sterbliche, aber ich war in der Weltlichkeit nicht sträflicher, als im heiligen Nonnenstande, ich lebte an der Seite des Mannes,

der mich liebte, tugendsam als sein treues Weib, ich war, so mir der Heiland helfen mag, nie ganz aus den Händen meines Gottes gefallen, auch da nicht, als ich den Schleier abthat, um die Gattin eines Mannes zu werden. Dennoch bangt meiner Seele, ob der würdige Bischof meinen Leib in geweihter Erde wird ruhen lassen. Mit meinem Gott bin ich fast versöhnter, als mit den Menschen. Könnt ihr es über euch vermögen, Sterbliche, die ihr auch nur Staub seid, und der Gnade und der Reinheit der Seele ermangelt, so laßt mich im Klostergarten unter der Linde ruhen, die ich als Aebtissin pflanzte. Ist es zu sehr gegen den Brauch des Herkommens, findet ihr es empörend, daß ein Weib, das die Zelle verließ und weltlich wurde, innerhalb der heiligen Mauern eine Ruhestatt finde, so begrabt mich, wo ihr wollt. Aber vergeßt das Kreuz nicht auf meinem Hügel, denn so wahr Gott lebt! ich bin nie vom Kreuze abgefallen, meinen Christ und Erlöser habe ich nie verleugnet, auch da nicht, als ihr mich eine Ketzerin schaltet. So meines Gottes gewiß, thut mit meinen Gebeinen nach eurem Wohlgefallen.

Ich bin mit der Welt fertig, die Qual meines Gewissens ist mir im Gebet hinweggenommen, der Herr ist ewig milde!"

Das dunkle Auge des Bischofs stand mit sanften Flammen über dem Antlitz der todten Giovanna. „Geh' ein in den Frieden, den Dir Gott gewährt. Wie können, wo Er entschied, Menschen richten! Ich besiegle meine Worte mit dem Kuß der christlichen Liebe." Er drückte seine Lippen auf Giovannens kalte Stirn, zog mit leiser Hand die Augenlider über den starren gebrochnen Blick der Todten und sprach über das schlafende Angesicht den Segen seiner Kirche.

Jacotot stand in dumpfer Beschämung an die Wand gelehnt, die ruhige Würde eines Priesters der ihm verhaßten katholischen Kirche hatte ihn vernichtet, wenigstens entwaffnet. Der Prälat wandte sich zu den Kindern. Antoinette lag still zusammengekauert und schlief; die Lebensgeister des zarten Mädchens waren erschöpft. Raoul kniete neben ihr mit gefalteten Händen wie ein Wächter an der Pforte ihres Schlummers. „Nun haben wir Kinder auch keine Mutter

mehr!" sagte er mit leiser Stimme, als der Bischof die Hand auf sein lockiges Haar legte. „Ich will Euer Vater sein!" sprach der Priester mit freundlichem Tone. Der Knabe blickte wie ungläubig und zweifelnd in das Antlitz des frommen Mannes, Jacotot erhob sein argwöhnisches Auge und maß den Diener der Kirche mit langen Blicken, und während sich alles still betrachtete, um sein Verhältniß zu einander zu erwägen, erscholl von außen der gedämpfte Klagelaut des getreuen Hundes aus der Provence.

Ueber dem Klostergarten lagen die Schatten des Abends. Am Himmel leuchtete der Stern der Liebe, aber niemand blickte zu ihm auf. Auch stand der Mond, der keusche Wächter, ihm gegenüber, den Venusstern mit hellem Auge behütend. In den Wipfeln der Lindenbäume flüsterten leise Winde und unten in den Laubgängen wandelte eine Schaar dunkler Gestalten. Es waren die Nonnen von der Heimsuchung

Mariä. Die Abendmette war vorüber, mit der Gewissensprüfung, die auf die Mette zu folgen pflegte, waren die frommen Schwestern bald fertig geworden und so blieb vor der ersten Nachtglocke noch ein Stündchen, um sich im Schatten des Abends von der eintönigen Arbeit der täglichen Bußen zu erholen. Einige von den frommen Jungfrauen suchten das Dikicht des Parkes, um mit ihrem Gott ganz allein zu sein, andere wandelten Arm in Arm unter den Lindenbäumen und labten sich am Duft der Blüthen. Um das große Bassin in der Mitte des Gartens, wo der Springquell plätscherte, hatte sich eine Gruppe geschaart, um den Spielen eines fröhlichen Mädchens zuzuschauen. Es war Antoinette, das Kind aus der Provence, wie man sie zu nennen pflegte. Der Bischof hatte die Kleine, die eine Zeitlang mit Raoul zusammen in seinem Hause geblieben, dem Kloster übergeben und der frommen und gelehrten Schwester Clementine ihre Erziehung anvertraut. Das war die würdige Klosterfrau im dunkeln Habit, die auf dem Rande des Bassins saß, den kleinen Pflegling behütend, der sich nach

dem Wasser hinüberbog, um das tanzende Mondbild zu betrachten.

„O je, wie es hüpft und springt," sagte das Kind, „sieh nur Tante Clementine, es blinkt mit den Augen und zieht die Lippen hin und her, als wollte es reden, und es kann doch nicht!"

„Das täuscht so, weil der Wasserspiegel in Bewegung ist," lehrte die würdige Frau.

„Immer unruhig ist es," schwatzte die Kleine, „immer hin und her bewegt, und es ist doch ganz dasselbe runde Mondgesicht, das dort oben am Himmel so still hält."

„Es ist eben so mit unserem Herzen!" seufzte die fromme Schwester für sich hin, „selbst wenn die Bilder des Himmels und aller Heiligen in ihm sind, so schwankt es doch her und hin, so lange es auf der Welle des Lebens schwebt."

„O sieh," rief Antoinette, „jetzt steht es mäuschenstill, und rührt sich nicht mehr."

Der Wasserstrahl hatte aufgehört zu springen, seine

Triebkraft war erschöpft, und die Oberfläche lag glatt vor Augen.

„Wenn der Tod kommt, steht das Herz stille," sagte Clementine leise und streichelte dem Kinde das braune Lockenhaar.

„Ach Tante, wie trübselig sieht jetzt das Mondbild hier unten aus," klagte das Kind, „so bleiche Wangen hat es, und als wollten ihm die Augen übergehen. Es sieht so leidend aus wie Mutter Maria, die schöne Himmelskönigin, wenn sie den kleinen Sohn im Arme hält, oder wie meine gute Mutter Giovanna. Ach, liebe Tante, es ist wohl schön, daß Du mir erlaubt hast, immer an Mutter Giovanna zu denken, wenn Du mich die heiligen Verse lehrst, die eigentlich die Mutter Maria meinen. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß irgend wer so viel ausgestanden und geweint hat wie Mutter Giovanna, die wir voriges Jahr begruben. Nicht wahr, ich brauche nur an Mutter Giovanna zu denken, wenn ich den Rosenkranz bete, die steht mir doch näher, die habe ich doch gekannt, und sie hat mir viel Gutes gethan! Von der

Mutter Maria weiß ich nur, daß sie Königin des Himmels ist, und über die Heerschaaren der Engel gebietet und den Heiland gebar, den die bösen Menschen gekreuzigt. Ach, vor dem todten Heiland in der Kapelle hab' ich eine recht große Angst."

„Die Kleine spricht sehr viel arges und ketzerisches Zeug zusammen," sagte eine der umstehenden Klosterfrauen, eine lange dürre Gestalt mit knochigem Gesicht und tiefliegenden hohlen Augen, „man sollte sie kürzer zur Wahrheit nöthigen, und ihr strengen Gehorsam auferlegen, damit die Sprache der eitlen Weltlichkeit in ihr erstirbt."

„Es ist die Sprache kindlicher Unwissenheit," erwiederte Clementine beschönigend, „ich mag die Sprache der Natur im Kinde nicht unterdrücken, sondern reinigen und langsam zu dem Gehalt des tiefern Lebens hinführen. Das wolle Gott nicht, fromme Mutter, daß Ihr Unlauterkeit in den Reden eines unschuldigen Kindes fändet, das bei den Kügelchen des Rosenkranzes an die gestorbene Mutter denkt, weil es die geheimnißvollen Schmerzen unserer heiligen Jungfrau

und die Mysterien ihrer Leiden und ihrer Liebe noch nicht begreift. Antoinette ist gut und brav, und ich werde sie schon die Liebe zu ihrer irdischen Mutter mit der Liebe zur himmlischen allmälig vertauschen lehren."

„Man muß die Reizungen des Herzens frühzeitig ersticken, sonst wachsen aus der anfangs unschuldigen Saat allerlei Wünsche herauf, die der Welt angehören. Man jätet das Unkraut, so wie es keimt, und läßt es nicht erst aufschießen. Vor der Liebe zu Gott und den Heiligen ist aber alle andere Liebe Unkraut."

Es war die Priorin, die so sprach, die große hagere Gestalt voll finstrer Gottesfurcht. Sie streckte die dürre Knochenhand aus dem schwarzen Mantel, der ihr vom Kopf herabhing, und machte über dem Kinde das Zeichen des Kreuzes, als wolle sie dem Bösen in ihm wehren. Das Kind fuhr erschrocken zurück und barg den Kopf in den Schooß seiner Lehrerin. „Ist wieder Sünde an mir?" flüsterte Antoinette mit scheuer Angst. Clementine stand auf und sagte: „ich werde dies mir anvertraute Kind leiten, wie ich es vor Gott

und meinem Gewissen verantworten kann." Sie machte vor der gestrengen Oberin eine Verbeugung, nahm das Kind, das sich an sie schmiegte, bei der Hand, und ging die dunkle Lindenallee hinunter.

„Sie hat auch einmal Weltlust im Herzen gehabt," sagte die Priorin, ihr nachblickend, „darum kämpft und ringt sie nun, seufzt und kann sich mit den Schickungen des Himmels nie ganz versöhnen."

„Aber sie wandelt unsträflich, ihr Herz ist rein und frommer Gedanken voll," sagte eine der Klosterjungfrauen, die das Wort der übrigen zu nehmen schien. Die Priorin schwieg verdrossen und die frommen Schwestern zerstreuten sich in die Gänge, sie hatten das Kind zu lieb, keine mochte in die Strenge der allzuharten Anklägerin einstimmen, viele mochten die Priorin im Stillen hassen. Clementine aber stand ihrer leutseligen Milde wegen in allgemeinster Achtung, der Bischof ehrte sie vor Allen, und die jüngeren Schwestern und Novizen, deren Lehrmeisterin sie war, schlossen sich ihr mit all' der Liebe an, deren ein Herz bedarf, auch wenn es im Kloster seinem Gott allein nur dient. Clemen-

tine war eine Frau in den Dreißigen, sie war von gräf-
licher Abkunft und hatte mehrere Jahre in einer Ehe
gelebt, zu der sie der Wille ihrer Familie gezwungen.
Nach dem Tode ihres ältlichen Gatten nahm sie den
Schleier, um das Bild einer jugendlichen Neigung, das
aus ihrem Herzen nicht weichen wollte, vor aller Welt
zu verhüllen.

„Vor der gestrengen Frau Priorin habe ich fast
noch mehr Furcht, als vor dem Bilde des todten Hei-
landes in der Kapelle," sagte Antoinette, als sie an der
Hand ihrer Freundin durch den Laubgang tändelte.
„Gestern Nacht kam die alte heftige Frau mit den hoh-
len Augen mir im Traume vor. Mir träumte gerade
vom Bruder Raoul, der uns nun schon drei Tage nicht
besucht hat. Wir waren auf einem grünen Rasenplatz
und pflückten Moosrosen. Ich war recht glücklich und
fand die besten. Raoul aber stahl mir immer die
schönsten fort, und damit noch nicht zufrieden, nahm
er mich, wenn ich böse that, beim Kopf, und küßte
mich auf die Augen und sagte, er thäte es blos, weil
er mich lieb habe. Da freute ich mich über den guten

Raoul und lachte laut. Aber die schwarze Priorin trat plötzlich vor uns, drohte und sprach: o ihr gottlosen Kinder! Die arme Frau muß wohl recht krank und leidend sein, daß sie alles für so gottlos hält? Ein andermal erschien sie mir auch im Traume und schlug mit dem Gebetbuch nach mir, daß ich laut aufschrie, denn wie sie das schwarze Buch mit dem schönen Goldschnitt in die Höhe hob, sah es aus wie eine Ofengabel und der Goldschnitt verwandelte sich in zwei rothglühende Spitzen."

„Du gutes Kind," sagte Clementine sinnend, „wo willst Du hier im Kloster hin mit der Phantasie Deiner kleinen unschuldigen Seele! Die Blüthen Deines frischen Lebens müssen erst irgend wie von einer Seite her verwelken, Du mußt erst recht lebendig einen Schmerz erfahren, ehe Du mit Deinem Denken und Sinnen Dich in Klostergedanken und in die Andacht der betenden Seele einspinnst."

„Ach, sei Du nur nicht auch böse, liebe Tante," bat das Kind, — „und ich darf Dich doch so nennen, Du fromme ehrwürdige Frau? Ich habe ja sonst Nie-

mand auf der Welt, und auch der Raoul kommt nicht mehr, um mit mir zu plaudern. Ich will ja alles thun, um auch eine Heilige zu werden und so sanft und fromm wie Du."

Clementine bückte sich gerührt zu dem Liebling ihrer Pflege nieder, sie preßte einen Kuß auf die kleine geschwätzige Lippe des Kindes, und drückte seinen Kopf mit einem langen Athemzug der Liebe an ihren Busen.

Sie stand mit Antoinetten vor der buschigen Laube, wo sie mit dem Zögling schon so oft stundenlang gesessen, auch sein Geplauder gehört, und sich unter seinen Liebkosungen in das für sie verlorne Glück eines gemüthlichen Familienlebens gern hineingeträumt. Wie sie so stand und das Kind umschlungen hielt, ließ sich dicht hinter ihnen an der Mauer, die den Garten von dem Gehöft der bischöflichen Wohnung trennte, das Geräusch wie von einer Schaufel oder einem Brecheisen vernehmen. Es raschelte etwas an der Mauer herab, das sich an den Zweigen des nahen Baumes hielt, und so eine Zeitlang schwebte. „Seid Ihr es, fromme Klosterfrau?" flüsterte eine bekannte Stimme.

„Bruder Raoul!“ schrie Antoinette vor Freude auf und sprang dem Verwegenen entgegen, der oben an den Zweigen, die fast bis zur Erde reichten, hinabglitt. Sie erfaßte den Knaben an der Schulter, und zog ihn aus dem Gebüsch zu Clementinen hin. „Ich fürchte, Du bist sehr ungehorsam, und man wird Dich die Lust zum Klettern schwer büßen lassen!“ sagte die Klosterfrau mit strafendem Ernst. Der Knabe verbeugte sich ehrerbietig und küßte den Saum ihres dunklen Schleiers. „Der gewohnte Eingang ist mir verboten,“ sagte Raoul, „mein Pater Lehrmeister hat mir Arrest gegeben, aber mit dem Fenster ist mir doch ein Loch offen gelassen, und in dem alten Mauerwerk habe ich mir einige Stiegen ausgehauen.“ Der Knabe sprach das mit einer Art trotziger Gutmüthigkeit. „Du bist doch ein verwegner Bursch,“ schalt die Nonne, „die Strafe wird Dir auf dem Fuße folgen, und ich werde darauf antragen, daß man sie schärft.“

„Er hat gewiß seine lateinischen Psalmen wieder nicht gelernt,“ zankte Antoinette, „und ich lerne die schönen heiligen Sachen doch so gern.“

„Ich werde es dem Bischof schon selber sagen, warum mich der Pater Lehrmeister eingesperrt," murrte Raoul. „Ich fürchte die Strafen nicht, und wäre auch nicht zum Fenster hinaus auf die Gartenmauer gestiegen, aber heute, heut' ist Mutter Giovannens Todestag."

„Heute?" sagte Antoinette, „ach ich dachte nicht daran."

„Heut' vor einem Jahre," versicherte Raoul, „starb die Mutter und der Bischof nahm uns damals zu sich in sein Haus. Wenn ich denn hier einmal soviel beten soll, mehr als ich kann und mag, so will ich wenigstens auch auf meine Art beten. Die todte Mutter liegt mir mehr am Herzen, als alle die heiligen Patres St. Baldrian, Hieronymus und Augustin, auf die sie soviel geben. Wenn sie nicht die heilige Musik machten, es wäre nicht auszuhalten im Dienst. Aber wenn die Orgel braust, wenn die Flöten und Geigen tönen, da wird's einem heilig zu Muth, und man macht dann das andere so mit."

Antoinette hielt den Knaben an der Hand, und

lehnte ihren Kopf an seine Brust, Raoul drückte seine heiße Wange auf ihren Scheitel. So standen sie eine Weile, und als der Mond aus der verhüllenden Wolke trat, glänzte das schöne bleiche Gesicht der Nonne über den Kindern.

„Nun kommt, ehrwürdige Frau,“ sagte Raoul, „und begleitet uns bis zum Grabhügel der Mutter. Ich will nur ein kleines Paternoster beten, wenns nicht mehr ist, dann geh' ich wieder nach Hause; morgen will ich dem Herrn Bischof alles gestehen; er mag mich strafen, aber ich weiß es, böse ist er mir doch nicht.“

Clementine folgte den Kindern durch den dunklen Laubgang hinunter. Am Ende desselben in einem Winkelplatz des Gartens war der Hügel, wo Giovanna, die ehemalige Aebtissin der Nonnen von der Heimsuchung, ruhte. Der Bischof hatte unter dem Vorwande, eine Verwandte von ihm aus Savoyen wünsche dort ihre Stätte zu finden, dem Kloster den Platz abgekauft, und so hatte niemand Einspruch gethan, niemand wußte darum, daß hier die Gebeine einer abtrünnigen Nonne ruhten. Clementine kniete zwischen den Kindern auf

dem Rasen hin, und betete laut, Raoul und Antoinette sprachen die Worte nach.

„Nun ist's gut," sagte Raoul, „nun laß ich wieder alles über mich ergehen, man soll mir nur nicht wehren, wenn ich Gutes im Sinne habe."

„Wenn Du nur hübsch fromm sein und die lateinischen Gesänge lernen wolltest!" sprach Antoinette, als sie den Hügel verließen.

„Ach, es ist nicht darum," erwiederte der Knabe." Mein Pater Lehrmeister ist ein recht ehrwürdiger hochgelahrter Mann, und ich lasse mir die vielen Heiligensagen und Legenden gern gefallen, manche sind auch recht schön, aber mit dem heiligen Aloysius soll er mir nicht wiederkommen, sonst schlag' ich ihn wieder ins Gesicht."

„Wie?" rief Antoinette, und die Klosterfrau suchte nach Worten.

„Denkt nur, ehrwürdige fromme Nonne!" sagte der Knabe und eine zornige Röthe stieg in seine Wangen," der Pater Schulmeister behauptet, man müsse, wenn man vor Gott unsträflich sein wolle, alle Wei=

der von Grund aus hassen, denn sie hätten seit Anfang der Welt immer mit der Schlange des Bösen im Einverständniß gehandelt, und die Männer zur Sünde gereizt. Nun gut, der Mann hat seine heiligen Gründe, und wenn ich die Eva im Paradiese bedenke, so hat er sogar recht. Aber da erzählt er mir vom Sanct Aloysius, und rühmt an ihm, er habe es in seinem Abscheu gegen das Geschlecht der Weiber so weit gebracht, daß er als junger Mensch nicht einmal seine Mutter je angesehen."

„Die fromme Einfalt des Heiligen ging wirklich so weit," sagte die Nonne.

„Pfui Ew. Ehrwürden, sagte ich zum Pater," fuhr Raoul in seinem Eifer fort, „das thut kein rechtschaffenes Kind, ein ehrlicher Junge hat seine Mutter lieb, und läßt sich darauf todt schlagen. Und wie ich so mit der Hand aushole, um ihm das kräftig zu sagen, — mein Pater und ich, wir sitzen uns an dem schmalen Tischchen dicht gegenüber — fahre ich mit der Fingerspitze an seine Stirn, denn er hat eine sehr dicke breite Stirn, in der er alle die heiligen Legenden

und Wundergeschichten herum trägt. Da stand der große Pater auf, und eine dunkle Röthe lief ihm wie eine Brühe über das corpulente Gesicht. Mi fili, sagte er — denn man muß wissen, daß wir Latein reden — mi fili, me tetigisti, das heißt denn zugleich, Du hast mich berührt, und hast mich geschlagen. Geschlagen hab' ich nicht, sagte ich, aber wenn mir einer meine Mutter abdisputirt, so könnte ich schlagen. Satis est! sagte der Pater und gab mir drei Tage Zellenzwang. Ach, liebe fromme ehrwürdige Frau! Zellenzwang ist so gut wie Höllenzwang. Aber ich hätt' es abgesessen, still und ruhig, that mir doch sogar der Pater Lehrmeister leid. Nun aber ist heute Mutter Giovannens Todestag. Da litt es mich denn nicht in meiner Kammer. Ich hatte mir schon gestern, als ich so im Fenster lag, und das Veni sancte spiritus zum nächsten Kirchfest auswendig lernte, mit meinen Augen das Maaß genommen von meinem Fensterbret bis zur Mauer. Die alte Mauer hat so einen Vorsprung, wo die Schwalben nisten. Wenn ich doch eine Schwalbe wäre! dachte ich heut' Abend und setzte

den Fuß auf den Vorsprung nur zum Spaß, und so bin ich denn in den Bischofshof und von dort hier über die Mauer gekommen, nur zum Spaß, — oder nein, doch zum Ernst, denn ich wollte den Grabhügel meiner Mutter küssen."

Die sanfte Klosterfrau fand nicht die rechten Worte, um dem ungehorsamen Waghals mit strafender Rede zu begegnen. Raoul war nicht mehr Kind genug, um seine dreisten Harmlosigkeiten leicht anzusehen; es hatte sich in dem frühreifen Sinne des Knabenjünglings schon viel Widerspruch festgesetzt.

Nun, ich sehe wohl," sagte Raoul, „daß Ihr mir auch nicht mehr gram seid, und so will ich nur zum Bischof gehen und mich angeben. Seht einmal, ich bin jetzt ganz frei und ich brauchte in meine Zelle und in all' den lateinisch frommen Plunder gar nicht wieder hineinzusteigen; drüben hinter der Gartenmauer steht mein Hund, der treue Cato, der kennt den Weg, ich könnte mit ihm in die Berge der Provence wandern, dort fände ich gewiß den Jacotot oder sonst einen Redlichen, der sich meiner annimmt. Ich könnte in die

weite Welt laufen; ist doch auch mein Vater fortgegangen in alle Welt, Niemand weiß wohin: aber ich will nicht, ich will wieder in meinen Käfig kriechen, und sehen, wie ich mit meinem Pater fertig werde. Gute Nacht, Antoinette, ich will fromm und ordentlich sein. Sei nur ruhig, Schwester, ich will ja recht gern Latein lernen und ein Mönch werden, denn Du — Du wirst doch nun einmal eine Nonne!"

Das Mädchen lag an seinem Halse. „Sei nur gut Raoul," sagte sie endlich, „sonst bin ich allezeit betrübt." Er drückte ihr die Hand, küßte der Klosterfrau den Saum des Schleiers und ging. Er hatte in die Mauer eine Stiege gehauen, und faßte leicht darin Fuß, indem er sich an den Zweigen des Baumes wieder hinauf schwang. Clementine hatte im Augenblicke kein bestimmtes Bewußtsein über ihre Gefühle; sie nahm Antoinetten bei der Hand und machte sich auf den Weg nach dem Hause. Das Klosterglöckchen, das die Nacht einläutete, erscholl durch den Garten wie die heisere Stimme eines müden Lammes. Sie gingen dem Tone nach. Mitten in der Allee

wandten sie sich noch einmal um: da stand Raoul oben auf der Mauer, der Mond beleuchtete ihn, seine ganze Gestalt schwebte wie in einem Meere von Licht und Silberglanz.

Als Raoul auf der andern Seite der Mauer die Sprossen der Leiter hinunterstieg, zeigte der Hund, der Wache hielt, eine widergewöhnliche Unruhe; er lief schnaubend bis zur Ecke, und kam mit Geberden der Besorgniß zurück. Raoul achtete nicht sonderlich darauf. Er schob die Leiter auf den Boden, hüllte sich in den Chormantel, den er abgeworfen, um nicht beim Steigen behindert zu sein, und machte sich auf den Rückweg. Es war Niemand auf dem Hofe zu erblicken, in dem Schatten an den Gebäuden entlang konnte er unerkannt fortschleichen. Als er um die Ecke bog, drängte sich plötzlich ein Fremder an ihn. Der Hund fuhr in die Höhe und in die Kleider des Mannes; nur mit Mühe konnte Raoul ihn beschwichtigen. „Um Gott! was habt Ihr für eine schlimme Bestie

zum Begleiter und Helfershelfer bei Euren Aventuren!" sagte der Erschrockne. Es war eine lange hohe Gestalt in brauner Mönchskutte, der Kopffang fiel zurück, als er vor dem Angriffe des Hundes zur Seite sprang, und entblößte das geschorne Haupt, das nur ein schmaler Kranz von dünnen grauen Haaren umgab. Raoul nahm sich fest in seinen Mantel und schwieg. „Haltet nur Euren Packan," sagte der Unbekannte, „ich habe ja nichts wider Euch und Eure Mondscheinwanderung im Sinne, lieber junger Novizenbruder."

„Ihr haltet mich für einen Novizen der Barfüßer?" brummte Raoul; der zottige Cato ließ sich still bedeuten.

„Ich müßte ja den Chormantel nicht kennen," sagte der Mönch mit zudringlicher Freundlichkeit. „Ich bin hier herum bekannt genug und auf die Hostie wollt' ich schwören, Ihr seid einer von den frischen Neulingen im Barfüßerkloster, deren heißes Jugendblut noch aus der Kutte herausspringt, und bei Nachtzeit, wenn der Mond so lockend wie ein Mädchengesicht in die

Zelle guckt, sich nicht bändigen läßt in den engen vier Mauern. Ja, ja! das ist nun so der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf des Blutes! Ihr habt doch wohl von dem alten Bettelmönch aus Schwaben gehört? Sie haben mich hier wieder ausgestoßen und mir Nachtquartier verweigert. Da schleich' ich denn so den Hof entlang und sehe die Leiter und den Hund als Wache davor."

„Haha! denke ich, auch ein frommer Zeisig, der den Tag über Betens genug gehabt, und nun seinem Plaisir nachläuft, denn der Mensch, so Gott weiß, ist nicht aus eitel Beten gemacht, er ist Seel' und Leib mitsammen, und wo das Reis jung ist, springt Saft hervor, und treibt seine Augen. Das ist der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf der frischen Jugend! Na, Gott besser's! Aber er bessert es nicht, und hat den Leib uns mit auf den Erdenweg gegeben. Die Seele sitzt mitten inne, weiß der Himmel wo, sie sitzt und summt ihr frommes Lied und träumt sich in den Schooß der lieben Engelein hinein, aber der Körper, der Körper will auch sein Recht, er hat seine Gliedma-

ßen, die regen sich nach allen Seiten, und wer ihnen ihr Recht streitig macht, dem spielen sie den ärgsten Possen. Glaubt mirs, junger angehender Bruder im Herrn, die da so scheinheilig thun, als wären sie eitel Geistigkeit und pure Seele, das sind die schlimmsten. Ich hab's erlebt, ich bin alt, und war jung, schrecklich jung! Ich hab' mich casteit bis aufs Blut, ich schwang die Geißel Nachts und Tages, ich flagellirte mir den Nacken, wie nur einer, wenn der Teufel sich in mir regte, aber er läßt sich mit Geißelhieben und Knutenstreichen nicht austreiben. Glaube mir, guter Novizenjüngling, die sich am stärksten casteien und mit Cilicien und Hårengewand sich den Leib blutig jucken, die haben an dem Teufel ihr liebstes Plaisir; in diesen wunden Schauern der Frömmigkeit regt sich zugleich ein ganz bedeutender Kitzel der sinnlichen Lust, und während sie den Bösen in sich todt schlagen wollen, treiben sie ihn mit Peitschenhieben erst recht zum Vorschein. Geht, geht, junges Blut, und denkt an mich, wenn Ihr Euch geißelt und wunder wie fromm dünkt! Sie nennen mich den tollen Kilian Maurus. Lieber

Gott, ich bin ein armer Bettelmönch und gehe auch mit meinem Verstande betteln, wohl wahr! aber das sag' ich Euch, Ihr seid nicht heiliger und sündenfreier, wenn Ihr in der Zelle auf den Knieen liegt, als wenn Ihr über die Mauer in den Garten steigt und mit einem hübschen Nönnlein scharmuzieret. Es steigen Euch an einsamer Stätte nicht weniger schwüle Gedanken zu Kopfe, deren man nicht Herr wird, als wenn Ihr einem gottvergnügten Weiblein in die Wangen kneipt, und gar artig schmunzelt: ei, ei, wie fein, mein Schäzzelein! Das ist so der Lauf der Welt, der Natur wollt' ich sagen. Habt doch auch wohl von der Ketzerei des Calvinismus und des Lutherthums gehört. Es mögen tolle Christen sein, meinethalben, ich weiß es nicht, aber der Augustiner Martin Luther, der den Zeter angestiftet, muß ein braver Kerl gewesen sein, der sich auf den Lauf der Natur verstand. Gott's Wunder! daß er den ganzen Plunder wie kalt Eisen zusammen hieb, das war nicht gut, das war nicht fein, aber daß er ein Weiblein nehmen und freien that, daran that er ganz recht; ich sage, es ist der Lauf der Na-

tur. Ich für mein Theil wär' nicht toll geworden, hätt' ich von früh auf ein Weib gehabt, geherzt und geküßt und mich nicht mit dem Teufel in mir herumgezankt auf allerlei Manier. Ich sage Dir, junger Mensch, es ist schade, daß der Martin Luther sonst ein Ketzer war, denn was den Punkt betrifft, daß er Hochzeit machte, dafür segne ihn Gott, und alle Heiligen seien dort oben im Fegfeuer ihm gnädig! Und nun geh' zu Bett, guter angehender Klosterbruder, und vergiß, was ich sagte, ich bin ja nur der tolle Kilian Maurus, weiter nichts. — Wenn es aber noch Zeit ist, wenn Du Dich noch retten kannst, so fliehe, flieh' aus dem Kloster, nimm die Beine in die Hand, mein Sohn, und reiß' aus, als wenn Du dem Teufel entliefest. Lauf, wohin Du willst, werde, was Du willst, ein Tagelöhner, ein Ackersmann, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brot isset. Das ist die rechte Demuth, die wahre Geißelung, das ächte Kreuzaufsichnehmen. Ueber Eure Bußübungen im Kloster lacht der Teufel, denn er hat seine Freude daran und steckt mit Eurer Frömmigkeit unter Einer Decke. Geh' weg,

guter Jüngling, ich kenne den Lauf der Welt und des Fleisches!"

Raoul sah den Redenden nicht ohne Verwunderung an. In den großen ungeschlachten Gesichtszügen des deutschen Mönches lag jene bornirte Gutmüthigkeit, die einen fast rührenden Eindruck macht. Der Mann mit der breiten Stirn, dem hängenden Unterkinn und der schweren Lippe sah aus wie einer, der für die Dummheit zu büßen hatte, sei's nun für die eigne oder für die Dummheit der Welt. Die Dummheit ist häufig nur eine unterdrückte Klugheit, eine Klugheit, die der Witz der Menschen oder die Gewalt des Herkommens in ihr Gegentheil verkehrte. „Ach Gott!" sagte Raoul, den das gutmüthige Auge des deutschen Klosterbruders rührte, „so seid Ihr wohl der arme Mönch aus Schwaben, den die Barfüßer den Teufelsspuker nennen?" Er hatte von einem solchen selbst im Hause des Bischofs gehört, und die Scherze, die man auf dessen Kosten machte, waren ihm nicht unbekannt. Die verwitterte Gestalt des greisen Mannes wanderte von Dorf zu Dorf, bei mitleidigen Landleu-

ten schien er allein noch eine Aufnahme zu finden, in den Klöstern nur da, wo man ihn zur Zielscheibe des Spottes nahm; in Diöcesen, wo strenge Disciplin herrschte, wie im Sprengel des Bischofs von Genf, gab man ihm ein Almosen und ließ ihn weiterziehen.

„Teufelsspuker!", sagte der Mönch und sein lang herabhängendes Gesicht zog sich lachend in die Breite. „Haha! Teufelsspuker! weißt Du auch davon, junges Bürschel? Ja wohl hab' ich den Teufel in mir eine Zeitlang mit Spuken und Zähneknirschen verfolgt gehabt. Es ging, so lange es ging, ich kenne den Lauf der Natur! Es hat jeder den Teufel in sich, jeder, sage ich, jeder, es kommt nur darauf an, wie einer ihn austreibt; denn obschon ein Religiöser die Welt verlassen hat, ist er doch um deswillen nicht weniger den Anfechtungen ausgesetzt, als wenn er mitten in der Welt sein Wesen treibt. Intra et extra muros peccatur! sagt irgend ein schnöder Heide. Ich sage, das ist so der Lauf der Natur. — O daß ich ein Mönch werden mußte, verflucht! O daß ich ein Schwabe bin und etwas spät klug wurde! — Mit Flagelliren, das sah ich

nun wohl schon als Noviz bald ein, ist dem Teufel nur erst recht gedient, denn wenn ich mich bis aufs Blut geißelte, saß mir der Böse erst recht im Fleisch und sprang mir aus der Haut hervor wie ein Auerhahn mit rothglühenden Augen; Grausamkeit und Wollust sind Geschwisterkind. In den Legenden der Heiligen hatt' ich gelesen, daß Sanct Bernardin sich mit einem Federmesser den Namen des Herrn Jesu auf die Brust geschnitten, und so vor aller Versuchung sicher blieb. Gesagt, gethan, ich schnitt mir sogar mit einem colossalen Brotmesser den Namen des Herrn breit auf die Brust; allein der Teufel regte sich in andern Gliedmaßen. Ich hätte mir alle Glieder in tausend Granatbischen zerschneiden müssen, hätt' ich den Teufel allerwegen aus meinem Leibe austreiben wollen. Oft hatte ich selbst am Altare mit dem Dämon zu kämpfen, denn er stand auf in mir und empörte sich. Lieber Bruder Maurus! sagte ich zu mir selbst, Kilian Maurus, ich bitte Dich, sei klug und tritt den Teufel in Dir mit Füßen. Ich trat mit den Füßen hart auf, ich ballte meine Fäuste, ich schnitt Gesichter, nein! der Teufel

stand auf und lachte niederträchtig, alle Beschwörungsformeln blieben unnütz. So ging es mir und so geht es Allen. Allen armen Mönchlein lauert der Böse auf, um sie zu verschlingen, selbst an regulirten Orten. Er geht mit ihnen zur Betstunde, und kann er da nichts weiter thun, so schläfert er sie ein oder macht ihnen Langeweile. Er geht mit ihnen zur Recreation in die Spielstunde und macht ihnen tausend Faxen vor, damit sie an der Sinnlichkeit ein Wohlgefallen haben; er geht mit ihnen ins Refectorium auf daß sie mit fleischlicher Lust essen und trinken und dem Leibe dienen. Selbst ins Bußcapitel, wo er sonst zu weichen pflegt, weil hier das Fegefeuer ist, in dem der Religiöse seine Sünden beichtet und büßt, selbst dahin begleitete er mich und lähmte meine Zunge also, daß ich verstockt blieb und nichts zu beichten wußte, obschon ich voller Sündenschuld war. Am allermeisten hat ein armer Mönch, der doch auch ein Menschlein ist, an den heiligen Festtagen unsrer allerglückseligsten Jungfrau Maria auszustehen. Das Brevier ist an solchen Tagen voll süßer lockender Stellen aus dem hohen Liede

Salomonis, die Hymnen sind luxuriös und machen Deine Phantasie warm auf Kosten Deines verständigen Menschen. Ich weiß nicht, was Du als Barfüßer-Noviz zu beten hast in Deinem Kloster; ich aber mußte also beten zur heiligen Jungfrau: Wie schön bist Du, meine Geliebte! Deine Augen sind wie die Augen der Tauben zwischen Deinen Haarlocken, Dein Haupthaar ist wie eine Heerde Geißen, welche von Gilead glänzet! Deine Zähne sind wie eine Heerde Schafe, die aus der Schwemme steigen! Deine Lippen sind wie eine Schnur von Scharlach, Deine Wangen zwo Granatäpflein, Dein Hals ist wie der elfenbeinerne Thurm Davids, Dein Busen gleicht zween Rehböcklein, die auf Lilien hüpfen und weiden. O wie schön ist Dein Wandel, Du güldne Sonnenuhr Gottes! Wie schön sind die Gelenke Deiner Hüften, wie bist Du so schlank, Du Königin des Rosenkranzes, wie duftet Dein Haar, wie blüht Deine Lippe, wie bist Du allerwegen so kostbar und perlenrein, Du Krone aller Jungfrauschaften! — — Das ist alles sehr schön und kostbarlich, mein Sohn, und wenn Du recht fromm

und gottrein bist, wirst Du den geistigen Sinn dieser mystischen Geheimnisse der Mutter Gottes fein richtig zu fassen wissen, so wie ja auch das als ein tiefes Mysterium warm und heilig gehalten werden muß, wenn sich Christus den Bräutigam und die Kirche seine Braut nennt. Du kannst Dich selbst einen Bräutigam des Himmels dünken und wirst dann die Gebete im Brevier nicht falsch deuten, aber, aber, ich kenne den Lauf der Natur, die Gefahren der Engelei sind auch gar groß und schlimm, ich kenne die Menschen, ich kenne den Teufel und seine Großmutter! Der Teufel verfolgte mich, selbst wenn ich meine Gedanken bis in den dritten Himmel erhob, und rein verrückt, will sagen, fortgerückt war aus aller Weltlichkeit. Jede Hora schließt mit einem Gebet, mit welchem alle während derselben begangenen Gedankensünden wieder weggebetet werden können; diese heiligende Kraft hat das Gebet durch einen päpstlichen Ablaß erhalten. Ach, was hatte ich nicht wegzubeten am Schluß jeder Hora! Und wir Novizen und angehenden Klosterbrüder, wir alle, wie wir da waren, junge Füllen und kräftige Bursche, wir hat-

ten alle mit den Anfechtungen des Teufels zu kämpfen. Es war damals in Schwaben ein alter Pater im Kloster, ein stockfrommer Kerl, der aber auch bei jenen Gebeten allemal den Bösen verspürte und seine nichtsnutzige Gewalt. Dieser pflegte durch Ausspucken den Teufel zu vertreiben. Schon bei Annäherung des Gesanges zu jenem luxuriösen Hymnus verzog sich das Gesicht des Paters zu fürchterlichen Gewitterwolken, die sich dann, sobald die Eingeweide der Mutter Gottes im Gebet paradirten, blitzschnell entluden in ein tobendes Keuchen und Spucken. Andere schwitzten fürchterlich und überwanden so in der Angst der Seele die Anwandlung. Pater Hemmerling empfahl das Spukken. Hast Du's versucht, frommer Bruder, fragte er mich einst nach überstandener Hora. Nein, lieber Bruder, sagte ich, ich spucke nicht, ich knirsche mit den Zähnen. Das hatte sich mir bewährt, ich knirschte mit den Zähnen und zermalmte so den Teufel. Pater Hemmerling blieb beim Spucken und ich nahm auch dazu meine Zuflucht, sobald ich merkte, das Zähneknirschen helfe nicht mehr allezeit. Das Spucken half wieder

nur eine Weile, — ich kenne den Lauf der Natur! Als aber Pater Hemmerling an der Lungensucht verstarb, da ließ ich auch diese Manier, den Teufel zu vertreiben und von dato an spuckte ich nicht mehr, obschon sie mich noch lange den Teufelsspucker nannten. Ich armer Kilian Maurus, ich wußte nun gar nicht mehr, womit ich den bösen Geist in mir bannen sollte. Ich knirschte nicht mehr, ich spuckte nicht mehr, viel weniger nahm ich meine Zuflucht zu Fasten, Geißelhieben, Cilicien und derlei Uebungen, die die Versuchung nur vermehren. Ich war nicht mehr der Thor, zu glauben, so tödte man das Fleisch. Seit Jahren hab' ich nun in Erfahrung gebracht, daß man auf andere Weise den Teufel los wird. Ich will Dir's im Geheimen vertrauen, junger Barfüßer, aber Du darfst es nicht weiter sagen. Auch wird das Weitersagen überflüssig sein, denn — die Andern wissens lange schon. Wenn mich der Teufel zu etwas reizt, so thue ich alsbald, was ihm beliebt. Und wenn er mich reizte, hier die Mauer in die Höhe zu laufen, hihi! so thu' ich's, ich versuch's, und wenn ich auch mit der Stirn nicht

weiter käme, als bis an die Wand, so thu' ich dem Teufel doch seinen Gefallen und er läßt mich dann los. Der Teufel des Fleisches ist nicht anders zu bändigen, er will seinen Tribut, versagt man ihm den kleinen, so nimmt er einen großen. Man muß ihn stellenweise gewähren lassen, dann wird der Kampf alsbald unterdrückt. Ich schwitze nicht mehr, ich spucke nicht, ich knirsche nicht, ich keuche nicht in Gedanken voller Hölle auf und ab — ich folge dem Teufel gleich eine kleine Weile. Absolution giebt's ja doch! Fiducit!"

Der alte Mönch lachte hell auf; durch seine schlaffen Züge fuhr die Tollheit wie ein unsichrer Blitz und zuckte über die schwere stumpfe Lippe und aus den herabhängenden Brauen hervor. Er sprach ein abscheuliches Französisch, das die Verworrenheit seiner Rede noch vermehrte. Raoul war erschrocken zurückgetreten und starrte ihm mit halboffnem Munde nach, als er jetzt seinen Stab in die Höhe schwang, seine Kapuzze über den Scheitel warf und lachend und höhnend mit einem alten deutschen Volksliede, das er laut anstimmte, davon zog.

Die heisere Baßstimme des Alten aus Schwaben

verklang in der Ferne. „Armer wahnwitziger Greis!“ sagte Raoul mitleidig und ging seines Weges. Das deutsche Lied, das Kilian Maurus nach einer corrumpirten Kirchenmelodie gesungen, schwirrte ihm wie ein unverstandenes barbarisches Mährchen vor den Ohren; von dem, was der Alte gesprochen, blieb ihm nur das trübe Chaos verworrener Eindrücke übrig.

Cato hatte fromm zugehört und ließ sich unter Liebkosungen an die Kette legen. Einige Diener des Bischofs gingen über den Hof, die den Knaben kannten und ihn gewähren ließen. Dann trat er ins Haus, die Treppe hinan; es war unmöglich, auf demselben Wege die Mauer hinauf durchs Fenster in die Zelle zurückzukehren. Auch schien er es nicht darauf anzulegen, sich unbemerkt wieder einzustellen; er fürchtete weder die Begegnung des Pater Lehrmeisters, noch des Bischofs.

Die Zimmer des Prälaten stießen dicht an das seinige, das er noch verschlossen fand und in das er nicht füglich gelangen konnte, ohne jene zu berühren. Auf dem Corridor war Niemand; die wenige Bedienung,

die der Bischof für seine Person in Anspruch nahm, war schon entlassen; der gelehrte Mann schien unter seinen Büchern allein, wie er die abendlichen Muße-stunden zuzubringen pflegte. Raoul stand horchend an der Thür, durch deren Spalte das Licht glitzerte. Es regte sich nichts und er öffnete leise.

In seinem Lehnstuhl hinter dem Schreibtisch saß die würdige Gestalt des Greises still zurückgelehnt. Der Schirm der Lampe, die vor ihm stand, legte seine Stirn in Schatten, die Hände lagen gefaltet über der Brust, auf welche sich das schlafende Antlitz neigte. Vor ihm in der Mitte des Tisches stand ein kleiner Heiligenschrein, zierlich aus Holz geschnitten, mit dem elfenbeinernen Bildniß der Jungfrau Maria. Aus der Oeffnung oben stieg der Dampf einer innerhalb der Kapsel brennenden Kerze von Myrrhen, die das Zimmer mit süßem Duft erfüllte. Um ihn her lagen schwere Quartanten aufgeschlagen. Die Feder war seiner Hand entfallen, mitten im Schreiben hatte der Schlaf die müden Sinne bewältigt. So saß er da in der Fülle seiner Heiligkeit, bequem gebettet im Schooße des Friedens, und alle

Grazien der Unschuld schwebten wie kindliche Geister um das freundliche Haupt des liebevollen Priesters, der in Gedanken über das Heil der Kirche Gottes auf Erden entschlummert war.

Franz von Sales schrieb an einem seiner vielgelesenen Werke, welche der Intelligenz der damaligen katholischen Welt so großen Vorschub gaben, Bücher, die bald in alle Sprachen übergingen, und die selbst die Feinde der Mutterkirche, wie König Jacob der Erste von England, bewunderten. Die Theilnahme, welche dieser Fürst den Schriften des Bischofs von Genf schenkte, erregte bei ihm sogar den Wunsch, den Autor kennen zu lernen, und Franz von Sales schien entschlossen zu sein, als Missionär in England aufzutreten und den noch glimmenden Funken der katholischen Lehre dort wieder anzufachen. „O wer gibt mir Taubenflügel," rief er, „um mich nach jener Insel hinüberzuschwingen, die ehevor so fruchtbar an Heiligen war, und jetzt so tief in die Finsterniß des Irrthums versenkt ist!" Nur der entschiedene Gegenwille seines Landesfürsten, des Herzogs von Savoyen, konnte ihn abhalten, am

Hofe Jacobs zu erscheinen. Mit Taubenflügeln glaubte er aber alle Finsternisse der geistigen Welt lichten zu können, und der Geist der Milde und Sanftmuth, der in seinen Schriften wie in seinen Worten und Werken herrschte, war in der That geeignet, die schwankenden oder schon abgefallnen Gemüther für den Schooß seiner Kirche wieder zu gewinnen. Es war seine Philothea oder Anleitung zum andächtigen Leben, an welcher er arbeitete. In privater Veranlassung hatte er an eine weltliche Matrone Briefe geschrieben, um ihr die Bahn eines gottgefälligen Lebens zu bezeichnen. Auf den Wunsch der Freunde stellte er nun diese zu einem Ganzen zusammen, um mehr als dies eine Gemüth der Segnungen seiner milden Weisheit theilhaftig zu machen.

Er schrieb eben an dem Capitel von der Liebe. Der Athem des Schläfers ging tief und leise. Raoul stand neben ihm und betrachtete mit frommen Schauer die Züge des Greises. Dann bog er sich vor ihm über den Tisch und las die Sentenzen über die Liebe. Er hatte von seiner italienischen Mutter genug gelernt,

um die Sprache, in welcher der Bischof seine Bücher schrieb, zu verstehen.

„Die Liebe ist eine Obrigkeit, die ohne viel Geräusch, ohne Häscher und Diener, blos mittelst eines gegenseitigen Wohlgefallens ihre Kraft ausübt. Ein Leben ohne Liebe ist schlimmer, als der Tod. Die Liebe ist das erste, ja sogar der Ursprung aller Affecte, und dies deswegen, weil sie zuerst in das Herz und in den Mittelpunkt des Willens eindringt, wo sie ihren Sitz hat. Ein von Natur weiches und sanftes Herz wird um so leichter, süßer und gefälliger lieben, aber darum noch nicht dauerhafter und vollkommner. Im Gegentheil wird die Liebe, die unter den Dornen einer rauhen Gemüthsart aufkeimt, um so herzlicher und feuriger sein.“

„Alles, was wir aus Liebe thun, ist Liebe, ja selbst der Tod ist nichts als eine Liebe, die sich hingibt. So von der Liebe Gottes erzeugt, weil er uns frei aus sich entläßt und in die Welt hingibt, und wiederum einkehrend in die Heimath, nach der uns oft mitten im Geräusch der Welt ein stilles geheimes Weh befällt,

kommen wir gar nicht ab von der Liebe Gottes, die alles trägt und hält. Wer so die Liebe erkennt als den Athem, in dem die Welt bebt und schwankt, der sucht sie eifrig, und wer sie eifrig sucht, der findet sie leicht, und wer sie findet, der trinkt von der Quelle des ewigen Lebens."

„Wir haben eine große Armuth an Liebe, und doch gehen wir so verschwenderisch mit ihr um, daß wir sie auf eitle und vergängliche Dinge richten, gleich als ob wir einen Ueberfluß an Liebe hätten. Gott allein ist das Wesen, das wir am höchsten lieben müssen. Mag das Schiff was immer für eine Richtung nehmen oder von was immer für Winden getrieben werden, so ist doch die Nadel im Compaß allezeit nach ihrem Pole gewendet. Auf selbe Weise, mag auch alles sich um uns wirren und schwanken, soll die Spitze unseres Herzens, unser Geist, unser höheres Begehrungsvermögen, welches unser Compaß ist, unaufhörlich nach der Liebe Gottes trachten. Ach, die Zunge des Herzens zittert und irrt, denn das Schiffchen des Lebens steht nie stille,

aber die innere Sehnsucht nach dem Pole vermag sie doch trotz aller Bebungen zu lenken."

„Es ist nicht sträflich, eine Person, die uns gefällt, in Gott zu lieben, wenn wir sie mehr wegen Gott, als weil sie uns wohlgefällt, lieben. Aber sie so zu lieben, ist gar schwer, gleichwie es schwer ist, sich vor einen Spiegel zu stellen, ohne sich selbst darin zu sehen, sich zu sehen, ohne sich zu betrachten, sich zu betrachten, ohne ein Wohlgefallen an sich selber zu haben, welches macht, daß man des Spiegels vergißt, und nur auf sich und sein eigen Bild achtet."

„Man muß sehr auf seiner Hut sein, um bei diesen Freundschaften und Gefühlen der Liebe nicht getäuscht zu werden, um so viel mehr, wenn sie unter was immer für Vorwänden zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes gepflogen werden, weil hier der böse Geist sehr oft die Liebe verwechselt. Wenn eine Biene ein Kind sticht, so magst Du immerhin zu ihm sagen: Mein gutes Kind, die Biene, so Dich gestochen, ist eben jenes Thierchen, welches den Honig macht, der Dir so gut schmeckt. Das Kind wird erwiedern: Wohl

wahr! ihr Honig schmeckt süß, aber ihr Stich verursacht mir einen großen Schmerz, und so lange ihr Stachel in meiner Lippe haftet, hab' ich keine Ruhe. Gerade so ist die Liebe, zwar eine Lust und gar sehr angenehm; so wie sie aber den Stachel der Begier in unserm Herzen zurück läßt, bleibt auch ein großer Schmerz zurück."

„Man sieht selten ein Feuer ohne Rauch; nur das Feuer einer heiligen Liebe ist rein. Sobald sie sich aber vermischt, wird ihre Flamme mit Rauch versetzt, sie brennt unruhig wie eine Seele voll Angst und knechtischer Furcht, die alle Freiheit aufhebt. Der Edelstein, die Smaragdmutter genannt, verliert allen Glanz, wenn ein Gift in der Nähe ist."

„Das hat nun ein geistliches Leben vor dem weltlichen voraus, daß die ihm Geweihten ihre Liebe zu einer leiblichen Person leicht umsetzen in die Liebe zu einer heiligen, zu der wir beten können im Geist. Es ist eine große Glückseligkeit, dem Dienste der Kirche anzugehören, einem Dinste, der die menschliche Natur in eine engelreine zu verwandeln wohl im Stande

ist. Denn ob uns schon die Welt ansicht, uns Priester, Mönche und Nonnen, so wissen wir doch alle unsere leiblich — weltlichen Neigungen in ihr geistiges Gegenstück zu verklären, gleichwie sich das Brot in den Leib, der Wein in das Blut des Herrn verwandelt."

„Indem ich dies schreibe, zittert mir leise die Hand wie unwillig, diesen Dienst zu üben. Auch durch das Herz zieht es mir wie ein still bebender Seufzerhauch. Ach! Hand und Herz sind nicht so sicher, als sie der Geist wohl haben möchte. Wir sind nicht so selig — ruhig, weil wir nicht so rein als wir sollten und möchten. Wenn ich mein Leben überschaue, so muß ich wohl der Güte Gottes gedenken, die mich geleitet hat so fördersam zum ewigen Heile. Aber ich war nicht, der ich bin, und ich bin nicht, der ich sein sollte. Die Schlakken der sinnlichen Natur fallen nicht so leicht von uns." — —

Dieser letzte Satz war mit zitterndem Federzug geschrieben und wieder durchstrichen, als tauge es nicht, der mißverstehenden Welt dies Geheimniß einer vor sich selbst offenen Seele anzuvertrauen. Bis zu diesem

Selbstbekenntniß, das der Mittheilung wieder entzogen werden sollte, war Franz von Sales in seiner Anleitung zum andächtigen Leben gekommen, dann war die Feder seiner Hand entfallen und ein sanfter Schlaf bewältigte die müden Sinne.

Raoul hatte so angestrengt aufmerksam gelesen, als sei jedes Wort des Bischofs auf ihn selbst bezüglich. Er dachte, während er las, an die todte Mutter, und seine Liebe zu ihr erschien ihm jetzt wie ein heiliges Gefühl. Antoinette, das liebe Mädchen, trat in Gedanken vor ihn, wie sie den Kopf an seine Brust gelehnt, ihn bat, er solle nur gut und fromm sein; so wolle sie ihn lieben mit einer heiligen Liebe. Wie eine ungewisse aber mächtige Ahnung zog der Gedanke durch seine Seele, er könne Priester werden und Gott dienen, ohne dem drängenden Gefühle, das den Menschen zum Menschen führt, Sillstand zu gebieten.

Wie er sich aufrichtete, brannte in seinem dunkelbraunen Auge der dämmernde Strahl einer unbestimmten Freude; es war, als wäre der Knabe in ihm plötzlich zum Jüngling geworden, als wisse er jetzt zum er-

sten Mal um seine Gefühle, obschon sie noch dunkel in ihm wogten. In der ruhigen Miene des Bischofs stand ein gütiges Lächeln, eine weisheitsvolle Milde, die der Stimmung Raouls sehr wohlthat. Uebte dieser Mann doch überall durch die sanfte Würde seines Wesens eine stille, unbesiegliche Gewalt. Wie Raouls Blicke auf seiner Miene hafteten, bewegten sich die Züge des Schlafenden. Er schlug die Augen auf, er glaubte sich allein. Von ihm ungesehen kniete Raoul neben ihm, auf dem alten Quartanten, der am Boden lag, gestützt, den Kopf an den Arm des Ruhesessels gelehnt. „War es mir doch," sagte der Bischof still für sich, „als wenn Jemand um mich wäre, als blickte ich aus dem Schlummer heraus durch die geschlossenen Wimpern in das Angesicht meines Raoul. — Du lieber Zögling meiner Sorge! von einer Sterbenden als Versöhnungspfand mit der Kirche Gottes mir anvertraut! Werden die raschen Geister Deiner Jugend sich auch wohl leicht und ohne trübselige Verirrung zurecht finden in den Heiligungen, welche die Religion bietet? Wird die geschäftige Regsamkeit Deines Blu-

tes, wird der Muth und die Lust des Lebens Dich nicht abführen von dem Ziel, auf das ich Dich ohne Umweg hinzuleiten wünschte? Es ist nicht leicht, dem innern Prozesse sinnlicher Begier, den der Drang der Jugend in uns anhebt, ganz zu entgehen, nicht leicht zu siegen ohne Niederlagen erlebt zu haben, in denen man lernte, wie mächtig der Widersacher ist. Was hab' ich alles erst niedergekämpft, eh' sich der dunkle Drang der Natur, der mich in Liebe dahinriß zu einem Wesen gleicher Art, zu einer lichten Glorie verklärte, die mit allen ihren Flammen nur gen Himmel leuchtet! — Ruhe dem irdischen Menschen in mir! Er ist still beigesetzt wie auf einem Friedhof des Herrn. — Und Du, Du schönes treuloses Weib meiner irdischen Jugend, wo magst Du weilen und wo wandelt Dein Fuß? Wenn Du jetzt vor mich trätest in der ersten Gestalt Deines jugendlichen Wesens, ich würde Dich nicht mehr kennen in der Hülle Deines schönen Körpers, ich würde blind sein für den Glanz Deines Auges, hätte keinen Sinn mehr für den Zauber, der mich damals umfing, als der Hauch Deines Mundes

mich seltsam durchschauerte und die Liebe, wie ein süßer Strom, durch mein Blut wogte. Ich würde lächeln, wenn Du jetzt zu mir kämest und mir geständest, es sie der schwerste Deiner Irrthümer gewesen, daß Du mich, der Dich liebte, verließest an der Hand des Leichtsinns. Ich würde mein greises Haar schütteln und mich lange besinnen müssen auf die Gestalt Deiner Jugend. Siehe, ich bin alt geworden ohne Dich, Eugenie. Wer hätte das gedacht, als wir jung waren und uns liebten. Wer hätte das gedacht, als ich im Schmerz um Deine Treulosigkeit mich in die Einsamkeit flüchtete und still und ungesehen, wie ein Grashalm im verborgnen Walde, hinsterben wollte, weil ich ohne Dich noch dazusein für einen Tod, und den Tod, selbst den freiwilligen, für den Anfang eines neuen heiligen Lebens hielt. Floh ich doch zu Gott, wenn ich seiner Welt, wo ich seine Spuren nicht mehr fand, eigenmächtig entsagte! So waren damals meine Gedanken in dunkler Stunde, als ich in den Bergwäldern Savoyens mit irrem Auge nach dem verborgensten Abgrund suchte, wo mein Leben geheim verbluten

sollte. Tage lang war ich in der Wüste umhergeirrt, und lag nun schmachtend am Abhang des Felsens, ungewiß, ob der Hunger oder der Sturz hinunter mich verzehren sollten. Thau des Himmels, Rose im Dornenkranz, Perle im Diadem der Gnade, heilige Mutter Gottes, da erschienst Du mir und ich sah Deine leuchtende Gestalt mitten in der Waldnacht meiner Seele. Ich sah Dein blutendes Herz, das der Schmerz um die Sünden der Welt wie ein Schwert durchdrang. Ich sah das rothe Herz im Rosenlicht verklärter Heiligkeit und die Blume von Nazareth schüttelte ihren Kelch, und ein Tropfen der Gnade fiel auf meine brennende Stirn. Mein schmachtendes Auge wandelte sich in ein lustberauschtes, das eine süße Verzückung ergreift, und die Gnade durchrieselte mich mit allen Schauern der entfesselten Liebe. Wie ein gemarterter Prometheus hatte ich am Felsen gehangen, und meine Kreatur sah hinunter in den Schlund wie auf den dunklen Geier des Todes, aber der Geier des Todes, der nach meinem Herzen spähte, wandelte sich in eine leichte Friedenstaube. Es war mir, als wären alle meine

Nervenfasern über die Welt hingedehnt, als wäre die ganze Natur die Folter, auf der ich lag, als spannten sich meine Sehnen immer weiter und weiter, das Herz sollte zerspringen: da schwebte eine zarte Hand aus den Wolken herunter und griff über die Fasern meines Leibes, und die weit ausgespannten Nerven bebten wie die Saiten eines Instrumentes, und mein ganzes Wesen tönte. Die Liebe Gottes war wie ein Rausch der Sühne, über mich gekommen, leise, still, geheim, ein süßes Rieseln, eine heilige Wonne, und die Hand aus den Wolken war die Hand der gnadenreichen Mutter, sie hatte sich meiner erbarmt, und bereitete mir die Stunde der Verzückung für ein heiliges Leben. Was ein irdisches Weib an mir verbrochen, sühnte das Weib der himmlischen Herrlichkeit, denn ihr Athem tilgte in heiligen Befriedigung mit einem Male alle irdische Begier, und ich war wie ein Bräutigam der benedeiten Jungfrau. So war ich dicht am Abgrund des Verderbens ein Verlobter des Himmels geworden und blieb von da an still, ruhig, für ewig gesättigt in der Tiefe meiner Seele. Ich stand auf und verließ die Berge

der Wildniß, zog in die Städte der Menschen und predigte vom Heil der Gnade, das ich mir aus der Qual der irren Wünsche gewonnen hatte. Mein Wirken blieb nicht ohne Segen, ich predigte den Geist, der über mich gekommen war. Aber jene Stunde der Entzückung kam nicht wieder, ich war für immer auf das lange Leben hin gesättigt, die leiblichen und geistigen Pulse wollten nie wieder den Einklang finden, jene waren todt und diese schlugen ruhig wie ein Uhrwerk, das, ein für allemal aufgezogen, keinen Willen mehr kennt. Nun bin ich alt geworden, bald steht der Pendel meines Lebens stille. — Und Du, Eugenie? Siehe, kann ich doch Deinen weltlichen Namen jetzt aussprechen, ohne daß er meine Gedanken kreuzt. Ich sage, ich kenne Dich nicht mehr, Weib meiner irdischen Liebe, die Zeit hat sich mit ihrem Gewicht zwischen meine Jugend und mein Alter gedrängt; sobald die Heiligung mich ergriffen, war das Andenken an Dich ausgelöscht. Was willst Du jetzt Dich in meine Träume drängen und die Gestalt Deines Blüthenlebens dem unbewachten Geist vorspiegeln! Oder bist Du nun vollendet,

bist Du todt und blickst aus den Gefilden der Seligkeit herein in mein bald gelöstes Leben? Bist Du gesühnt und geläutert? Denn Du erscheinst mir nicht so wie Du warst! Dein Auge leuchtet mild und in der Zeit unsrer irdischen Liebe brannten Deine Blicke in dunkler Gluth. Ach, Du bist wohl todt? Denn wie könntest Du mir lebend erscheinen wollen! Wie schön, wie weit und groß ist dein himmelblaues Gewand! Willst Du mich einhüllen in den luftigen Mantel? Oh, oh! laß mich allein mit meinem Gott!" —

Er schlief wieder fest. Ein Traumbild schwebte vor seiner Seele, er hatte schon die letzten Worte im Schlummer gesprochen.

Raoul athmete auf. Mit geschlossenen Augen, den Kopf an die Lehne des Sessels gepreßt, hatte er die Worte des Greises vernommen, der sich die Märchenwelt seines innern Lebens aus der verschlossenen Brust hervorgerufen. Eine Märchenwelt birgt jeder im Schooße seiner Seele. In ihr liegt Deine ganze Wirklichkeit bedingt. Und wenn sie der helle Tag verdrängte, so tritt sie als Abendschein noch einmal auf

Deine Wangen und knüpft das Ende Deines Lebens mit dem Anfang wunderbar zusammen. Darum ist es auch schön, Greis zu sein, und den Rest im Becher des Lebens auszuschlürfen, um den Jugendtrank der ersten Gefühle noch einmal zu schmecken.

Raoul hätte sich still fortschleichen können, aber er saß zu den Füßen des Greises wie gebannt, es war ihm, als sei er durch seine Worte in die Mysterien des Lebens eingeweiht. Er hatte wenig Glauben gehabt für die Heiligengeschichten, die ihm der Pater Lehrmeister erzählte, hier aber war er überzeugt, die heilige Jungfrau sei dem Bischof in der Waldnacht erschienen. Das Bekenntniß einer ehemaligen weltlichen Liebe, das der unbewachten Lippe des Mannes entfloh, erschien ihm kaum als auffällig, eher milderte es die Scheu, die der Knabe vor dem Prälaten bisher gefühlt. Endlich stand er auf, um sich zu entfernen. Aber er mußte dem Greise die Hand küssen, eh' er schied, es trieb ihn dazu eine stille Lust der Dankbarkeit. Wie er sich über ihn neigte, wachte der Schlafende auf. „Du hier?" sprach der Prälat nicht ohne

Befremden, obwohl er an die Nähe des Jünglings gewöhnt war. Raoul erröthete und küßte schweigend die Hand des Mannes. „Mich dünkt, Pater Anselm habe Dir als Strafe auferlegt, das Zimmer zu hüten!"

„Weil er meine Liebe zur todten Mutter Giovanna tadelte, hab' ich ihm widersprechen müssen," sagte Raoul verlegen. „Und als er mir docirte, die Natur des Weibes sei die Schlange des Paradieses, deren Athem man fliehen solle wie Pesthauch und Verderben fürchterlicher Art, hab' ich streiten müssen, und dem Pater ins Angesicht gesagt, ich könne nicht an seine Lehre glauben. Den heiligen Aloysius kann ich nicht preisen, daß er das Gelübde that seine Mutter zu verachten. Meine Liebe zu Mutter und Schwester will ich heilig halten mein Lebelang, — und weil heut' der Todestag der Mutter Giovanna war, stieg ich aus der Zelle hinunter und habe am Grabhügel im Klostergarten der Nonnen gebetet. Meine Mutter ist doch immer meine Mutter, und Schwester Antoinette ist ein frommes Kind, frommer als viele ehrwürdige Väter und Brüder: warum sollte ich sie nicht lieben?"

Der Bischof war aufgestanden und ging mit weiten bedächtigen Schritten durch das Gemach. Raoul blickte still zu Boden, die Farbe seiner Wangen wechselte, je länger der Prälat in seinem Schweigen verharrte. Endlich trat er vor den kühnen Sprecher und ergriff ihn sanft bei der Hand. „Du bist nicht mehr jung genug, um fahrlos in Deinen kindlichen Gefühlen hinzuleben," nahm Franz von Sales das Wort; „Dein Sinn ist schnellkräftig, mein Sohn, Dein Geist möchte, so scheint es, einer frühen Reife entgegeneilen. Bisher bist Du in dem kleinen Dienst der Kirche und in den Vorbereitungen zum geistlichen Leben geübt; es wird Zeit sein, Dich allmälig weiter einzuführen in den Inhalt der Religion, deren dienstliche Formen Du zum Theil kennen lerntest; es wird nicht allzulange dauern und Du trittst in den Stand, dem Du Dich widmest. Du willst Geistlicher werden, ob Weltpriester, oder Klostergenosse, das bleibe Deiner weiteren Entwicklung und Neigung vorbehalten, aber das geistliche Leben ist Dein Beruf, dem Du nachzutrachten hast, falls Du Deine Mutter liebst und ihren Willen ehrst. Sie hat Dich

der Kirche Gottes gelobt und ihrem Schooße Dich an-
heim gestellt; dieser Wunsch der Sterbenden, der ihr
den Tod erleichterte und ihren Hinübergang beseligte,
wirst Du erfüllen als Sohn, als Mensch, als katho-
lischer Christ. Wohl Dir, wenn Du Dich früh schon
ohne Zweifel und Störniß weltlicher Art hingiebst an
die Heiligungen, welche die Kirche bietet, in jeder ihrer
Satzungen liegt eine beseligende Kraft des ewig geheim-
nißvollen Gottes, der sich in Symbolen der ahnenden
Welt verräth, offenbart und doch auch in ihnen sich
wieder verschließt. Es genügt nicht, blos äußerlich
Priester zu sein, um die Geheimnisse Gottes zu erfah-
ren, sondern wo die tiefste Liebe, da ist das tiefste Ver-
ständniß. Wo Du forschest mit prüfender Kraft des
Geistes, da erforschest Du nur Dich selbst und den Um-
fang Deines eignen Wesens; nur wenn Du liebst, brei-
tet sich der Schooß der Wahrheit allwärts um Dich
auf, Du versinkst in ihr, und in diesen Dämmerungen
eines erst jenseits völlig erschlossenen Sonnenlebens wer-
den Dir die Räthsel des Daseins, die Hieroglyphen der
Religion in eine trauliche Nähe rücken, Du wirst Dich

in ihnen sicher wissen, selbst wo Du sie nicht ergründest und erschöpfst. Der Priester aber hat keine Liebe auf Erden, und wo ihn seine Neigung hinführt, da muß sie sich ihm verklären in ein geistiges Wesen. Das Weib aber in seiner Weltlichkeit nimmt Deine Sinne gefangen, und baut sich ein Nest für die Erdenwelt, macht Dich heimisch auf der Scholle des Daseins, und heißt Dich den Frieden erdwärts suchen, der für den denkenden Geist nur im Gedanken Gottes ruht. Das Weib haftet zumeist am Fleisch; entstand es doch secundär aus der Seite des Mannes. Darum der Fluch, der auf dem Weibe ruht von Eva an, der Fluch, der als Verführung und eitle Sinnenlust durch alle Welt hin wirkt. Den ersten Sündenfall hat das Weib verschuldet, darum wurde das Weib Jahrhunderte lang Sklavin des Mannes. In den orientalischen Sitten liegt es besiegelt, daß das Weib in der Familie und allen Zuständen des Lebens eine leibliche Magd ist, die zu nichts als zur Fortpflanzung des Geschlechtes taugt. Aber diesen Grundstein des orientalischen Lebens hat das Christenthum zerstört, wir haben das Dogma von

der göttlichen Mutterschaft Mariens; in diesem Geheimniß der Gnade ist das Weib in seiner Anwartschaft zur göttlichen Freiheit anerkannt und die Mutter der verlornen Kinder der Erdenwelt erscheint als Königin der Engel. Die Ursünde war der Stolz und der Uebermuth der Kreatur. „Warum gab euch Gott dieses Verbot? Wenn ihr von dieser Frucht genießet, so werdet ihr wie Gott sein und das Gute und Böse erkennen!" Hierin lag die Verkündigung der Mysterien des Todes, die der trügerische Engel der Finsterniß über das Geschlecht verhängte. Und was Maria sagte, als der Engel des Lichtes ihr die Botschaft brachte, ist die Verkündigung der Mysterien des Lebens. Auf den Abfall, zu dem der Stolz verführte, folgte der Act der Demuth: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Worte!" So wurde, was von der irdischen Eva verbrochen war, durch die himmlische Eva gesühnt. — Die Ursünde war auch die Lust des Genießens. „Das Weib sah, daß der Baum Früchte trug zum Genusse, schön für das Auge und ergötzlich zu sehen, und es nahm von seiner Frucht!" Das ist

der Reiz der Sinne, die Lust des Leibes, den Geist sich willig und unterthan zu machen. Und was die Lust am Genusse verschuldet, muß die Lust am Leiden sühnen; Maria, die leidende Liebe, sühnt die üppige Lust der Liebe in der lüsternen Eva. Das sind die beiden großen Feste unserer Kirche, das Fest Mariä-Verkündigung und das Fest der schmerzhaften Jungfrau. O Calvin, nüchterner Prophet, wie konntest Du Dir das Christenthum denken ohne Marien-Kultus!"

„Aber das Christenthnm ist damit noch nicht geschlossen, es ist nicht blos eine Religion des Todes und der hingesunkenen Schmerzen; es ist auch eine Religion der Freude."

„Was ist Religion überhaupt, mein Sohn? — Einigung des Menschen mit Gott. Hat sich der Geist Gottes der Kreatur erbarmt, und ist herabgestiegen ins Fleisch der Welt, um Fleisch zu werden, so nennen wir dies die Sendung des Sohnes, die Incarnation Gottes. Ist nun das geschehen, siehe so hat sich das nicht ohne Weihe, nicht ohne heiligende Wirkung auf das Fleisch erwiesen, das Irdische hob sich auf gen Him-

mel und erlebte seine Apotheose. Und diese Apotheose, diese Benedeiung, diese Aufrichtung der Erde zum Geist und seiner Seligkeit, feiern wir in der heiligen, reinen, unberührten Jungfrau und den Heiligen Allen, die der Welt entsagt, um in der Einkehr in sich die Gemeinschaft mit Gott zu finden. Das ist die zweite Seite der Religion, ja aller Religionen, und diese zweite Seite, mein Sohn, ist wesentlich der Sinn der katholischen Lehre. Daß blos der Gott vom Himmel gekommen, wäre unnütz, wenn der Erde versagt geblieben, gen Himmel zu steigen. Der Sohn ist der ins Fleisch gesenkte Gott, Maria das gen Himmel gestiegene Fleisch der Welt, alle heiligen Männer und Jungfrauen sind ihr Nachgefolge. War nun durch die neue geistige Eva, indem sie das Schwert der Schmerzen in der blutenden Brust gefühlt, die alte leibliche Eva gesühnt, so folgte ja Verherrlichung auf all' die lange Schmach und wir feiern das Fest Mariä-Himmelfahrt. Und jeder feiert es mit für sich, in sich, und wo die tiefste Hingebung, da erfolgt die reinste Himmelfahrt schon hienieden in der Tiefe des Gemüths.

Das Weib aber hat die größte Befähigung, die Schmerzen der Welt in sich aufzunehmen und unter dem Herzen zu tragen. Der Mann soll die Wahrheit verstehen und predigen, er soll sie in Wort und That verkünden, die Frauen aber wirken in Liebe, Demuth und Geduld; darum hat Maria auch nicht das Wort des Herrn geoffenbart, sondern unter dem Herzen getragen und geboren. Das ist das Mysterium der heilig reinen Jungfrau, das ist die keusche Magie in unserem Mariendienst. Redet mir nicht vom Zauber des Kreuzes allein! Wenn ihr nicht das Weib bedenket, das sich knieend an den Stamm schmiegte, so steht das Kreuz Christi öde und verlassen, ein verdorrendes Holz. Wenn aber Maria und die heiligen Weiber kommen und am Fuße knieen und ihre Thränen das Erdreich feuchten, dann wächst und grünt das Kreuz wie ein Baum des Lebens, dann schlagen Knospen aus den dürren Armen des Holzes, dann blüht und glänzt und duftet das Symbol des Christenthums, und so vom köstlichen Naß der thränenvollen Liebe befeuchtet, steht es da, eine Blume, die aus irdischem Boden hinein-

wächst in die Ewigkeit. Als der Herr am Kreuze hing, war von den Männern Johannes allein da, er hatte am meisten von der weiblichen Liebe und Hingebung im Herzen; alle seine Gefährten hatten ihn verlassen. Aber Maria war da mit der Schaar ihrer Lieben, um den letzten Seufzerhauch des Erlösers aufzufangen. Das war der erste Frauenverein, die erste Klostergemeinschaft der Weiber. Und Tausende nach ihnen blieben unberührte Jungfrauen und thaten das Gelübde. Jene unzähligen Vereine von Frauen, die sich der Linderung des menschlichen Leidens widmen, jene vielen Gesellschaften zur Aufopferung aller eignen Freuden und Süßigkeiten des irdischen Lebens, alle diese sind Maria's geistliche Nachkommenschaft. Wenn im Charfreitagshymnus die Kirche am Grabe Jesu spricht: O allerglorreichste Jungfrau, sei mir gnädig! — so ist die größte Gnade, die wir erflehen: Laß mich mit Dir weinen! Das ist der Wahlspruch der Heldinnen des Christenthums. Sie beraubten sich alles irdischen Trostes, um den an Trost Armen mit göttlicher Liebe beizustehen, für die Unglücklichen zu beten, mit allen Lei-

denden mitzuleiden. Und wie Maria gen Himmel fuhr, so wird die betende Seele des Weibes im Momente der Erhörung schon hienieden verklärt, ein Glanz von Heiligkeit umschwebt ihr Angesicht, eine geistige Herrlichkeit bricht durch die Formen der leiblichen Gestalt, das Mysterium der Apotheose beginnt für die Frauen schon hienieden. Und so hat auch die Poesie der christlichen Welt allezeit das Weib gefeiert und die Frauennatur hochgepriesen, entweder in der Unschuld ihres harmlosen Friedens, der uns wie ein Göttliches überschleicht, oder in der Heiligkeit der Selbstopferung, die am Weibe auch nichts anderes ist, als natürlicher Drang des unbewußten Gefühls und gebundene Unschuld der Seele. Man hat eine Geschichte der katholischen Dogmen geschrieben, man hätte lieber eine Geschichte der katholischen Liebe, d. h. eine Geschichte des Weibes schreiben sollen. Ueberall schwebt eine geheimnißvolle Frauengestalt vor jeder neuen Epoche des Christenthums, die Sehnsucht weckend, die Begierden verklärend, die Gemüther begeistigend. Als das Christenthum aus den Katakomben aufstieg, da reichte die Mut-

ter Konstantins Helena, der alten römischen Welt das wiedergefundene Kreuz, wie es später Klotilde auf die Wiege Frankreichs pflanzte. Die Kirche verdankt die schönsten Werke des heiligen Hieronymus der Gastfreiheit, die ihm die heilige Paula in ihrer stillen Einsiedlung gewährte, wo sie eine christliche Akademie von römischen Frauen errichtete. Der wahre Augustin wurde von Monika durch ihr Gebet geboren. Die heil. Hildegarde, die heil. Katharina von Siena, die heil. Theresia bewahrten besser, als die meisten Theologen ihrer Zeit, die Wahrheiten der geheimnißvollen Liebe, und was die Gemüther der Frauen in Schmerz und Lust gefühlt und fühlen werden, ist eine Fortsetzung der alten und ewig neuen Mysterien des tiefsten Lebens. Ewig gequält, selbst im Rausch der Hingebung verwundet, und doch ewig benedeit, ewig behaftet mit dem Fluch des Fleisches, und doch ewig durch eine allmächtige Liebe gesühnt und die irdische Eva immerdar durch die himmlische verklärend, das ist das Loos der weiblichen Natur von nun an bis in alle Zeiten."

Der Prälat schwieg. Eine heilige Wärme durch-

zitterte sein ganzes Wesen und brach wie ein belebender Strom aus der sanften Schwermuth seines dunklen Auges. „So und nicht anders," sagte er schließlich, „haben wir vom Weibe zu denken. Willst Du der Materie des Lebens, dem nutzlosen Wandel der Dinge dieser Welt Dich anheimgeben, mein Sohn, wohl! so zieh' hinaus, nimm ein Weib, sei werkelthätig brav; aus der Hand des Herrn fällt niemand. Willst Du aber das Leben im Ganzen und Großen auffassen, willst Du die wunderbaren Wege Gottes im Geiste wandeln, im Geist alles das genießen, was die Welt im Fleische und vereinzelt und dem Zufall preisgegeben findet, so stelle Dich auf eine heilige Warte und schau dem großen Dasein allwärts zu. Und diese heilige Warte ist das Kloster oder das Amt des Priesters. Wenn es den Menschen geboten ist, ihr Leben zu leben, so ist es dem Priester vergönnt, dem Leben zuzuschauen, und aus allen wunderbaren Verschlingungen und Seltsamkeiten des irdischen Wandels den Herrn herauszuerkennen, der sich oft verkriecht und verheimlicht, und doch überall als das Unverwüstliche aus al-

lern Untergang sich von neuem zur Erscheinung bringt."

Raoul war in stilles Sinnen aufgelöst; wie eine Weihrauchwolke zog die Rede des Priesters vor seiner Stirn vorüber, ihn einhüllend und bewältigend. So war er in den Sessel zurückgelehnt und brütete vor sich hin. Wie der Bischof jetzt die Hand auf seinen Scheitel legte, blickte er wie aus Träumen auf. „Du bist still geworden, mein Sohn," sagte der Bischof mit milder Würde und fing die Blicke des Jünglings mit den seinigen auf. „Du bist frei in Deinen Entschlüssen, ungebunden in Deinem Wollen und Wünschen."

„Wohl bin ich nicht mehr frei in meinem Willen," sagte Raoul, „sondern gar sehr gebunden, gebunden in Liebe zu Euch, denn Ihr habt eine seltsame Gewalt über die Gemüther. Auch will ich mir das alles wohlweislich zu Herzen nehmen, was Ihr mir sagtet, und Gott im Namen meiner Mutter bitten, daß er mich nach und nach ganz und gar theilhaftig mache aller jener wunderbaren Dinge seiner geheimnißvollen Religion. Zu meiner Mutter werde ich ja immer hinblik-

ken können, denn sie ist ein seliger Geist und die Liebe zu meiner Schwester will ich trachten in ein ganz heiliges Gefühl umzuwandeln, das mit ihr selber gar nichts zu thun hat, ich will an mir arbeiten, daß sich alle meine Gedanken an sie umgestalten und aussehen wie Gebete, an irgend eine Heilige, gleichviel welche, gerichtet. Ist doch Antoinette meine Schwester, und so wird doch meine Liebe zu ihr meiner Frömmigkeit nicht schaden."

Der Prälat zog plötzlich seine Hand von ihm zurück, auf seine Stirn trat ein ungewöhnlicher Ernst, für den die Lippen das Wort nicht zu finden schienen. Er trat an den Schrank, der im Winkel des Zimmers stand, und suchte unter Papieren und Briefen ein Blatt hervor. Er hatte es gefunden und ging wieder unschlüssig einige Male auf und ab. Dann blieb er vor Raoul stehen, der noch immer im Lehnstuhl saß. „Du bist im Irrthum mein Sohn," sagte er nicht ohne Bewegung, „wenn Du wähnst, daß ein so nahes Band des Blutes Dich an jenes Mädchen knüpfe; Antoinette ist nicht Deine Schwester."

Raoul fuhr auf: „Nicht meine Schwester?"

„Kennst Du die Züge dieser Haud, mein Sohn?"

„Meiner Mutter Handschrift," sagte Raoul, „der Brief, den sie an Euch gerichtet, den ich Euch überbrachte!"

Der Bischof entfaltete das Schreiben und hieß ihn lesen. Dieser Tag sollte nun einmal für Raoul von Bedeutung sein und den Wandel seines Innern bestimmen. Mit zitternder Hast las er die Bekenntnisse seiner Mutter, und so mußte er auch jene Worte finden, die auf ihn und Antoinetten bezüglich waren. „Ich habe die Kinder," hieß es in Giovannens Confession, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe ist. Antoinette ist das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloster verließ. Beide sind in der Unschnld des jungen Lebens, in dem harmlosen Nichtwissen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachsen, sie lieben sich wie Geschwister, und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht stören mögen. Antoinette weiß nichts anderes, als daß sie Raouls Schwe-

ster ist; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geschick ihres irdischen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöschen, ich übergebe sie dem, vor dessen Richterstuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienst des Herrn."

Schweigend faltete Raoul den Brief der Mutter und gab ihn zurück. Die zitternde Hast hatte einer ruhigen Kälte bei ihm Platz gemacht, seine Wange war sehr bleich, als der Prälat ihn umarmte und einen Kuß auf seine Stirn drückte. „Die Wege des Herrn sind wunderbar!" sagte der Bischof. Raoul blickte ihm ungläubig und doch gottergeben ins Auge. „So abgeschnitten von allen Bezügen zur Welt," fuhr der Priester fort, „mußt Du nun erst rechten Muth zum Leben fassen, dann wird sich alles in Dir lichten und gestalten zum Heil Deiner Seele und der Kirche Gottes auf Erden. — Werde ich der Freund aller Deiner Gedanken bleiben?" setzte er mild hinzu. Aus

Raouls Auge stahl sich eine Thräne, die er aber schnell bekämpfte. Er blieb ergeben und still, der Schmerz lag hinter seiner blassen Wange gebannt. Er drückte dem väterlichen Freunde die Hand, küßte sie, und wünschte ihm eine gute Nacht, indem er sich verbeugte und ging. Mit den Blicken der wärmsten Liebe gab ihm der Bischof das Geleit bis zur Thür.

Als Raoul in sein Zimmer trat, beleuchtete der Strahl des Mondes den kleinen engen Raum. Sein Schreibtisch und die Wand voll Bücher standen im lichten Glanz. Er setzte sich still hin und blieb eine Weile betäubt und stumm. Dann entlud sich seine ganze Seele in einem heißen Thränenstrom, dessen fluthende Bewegung ihn wohlthätig durchschüttelte. Sein Unglück hatte ihn überrascht und fast erstarrt, und nun dauerte es lange, ehe sich die ganze Gewalt seines Gefühls vom Herzen löste. Als er beruhigt schien, kleidete er sich aus und warf sich auf sein Lager. Ueber seinem Bette hing das hölzerne Bild der schmerzenreichen Jungfrau; der Mond warf sein Licht auf die blassen Züge der Mutter Gottes. Raoul wollte zur

Heiligen beten, aber er fand keine Worte. Er schloß die Augen vor dem lichten Schein, und nun trat das Bild der Benedeiten erst recht hell vor das Auge seines Geistes. Nun fand er Worte, die für ihn und seinen Zustand paßten und er bat mit flehender Stimme um Trost. Aber je mehr er das Bild im Geiste anschaute, desto mehr verwandelten sich die Züge desselben, und Antoinettens Angesicht blickte ihm hell, leidend, aber traut entgegen. Da hörte er auf zu beten, er wandte sich um auf seinem Lager, und ein heißer Thränenstrom brach sich von neuem Bahn.

Seit einiger Zeit, so raunte man sich in die Ohren, ging im Klostergarten der Nonnen allnächtlich ein Geist um. Man wollte ihn an verschiedenen Orten gesehen haben, meistens jedoch in den abgelegenen Theilen des Parkes zwischen den hohen düstern Ulmen und die Lindenallee hinauf; einige wollten ihn in näherer Verbindung mit den Zellen der Klosterfrauen wissen, und ihn beobachtet haben, wie er an den Fenstern vorüber

und auf den Zinnen der Gebäude fortschwebte. Es war in der Regel zwischen Mitternacht und der Frühmette, wo sich die schwarzverhüllte Gestalt zu zeigen pflegte. Aber die Glöcknerin behauptete, der Erscheinung schon beim Beginn der Nacht begegnet zu sein. Als sie auf den kleinen Thurm gestiegen, um die Glocke zu ziehen, sei sie vom Schreck gelähmt, denn ein furchtbares Antlitz blickte durch das runde Fenster, wehrte ihr den Strang zu ziehen und fuhr mit einem Seufzerhauch von hinnen; so habe sie die Nacht einzuläuten versäumt, und auf den Stufen der Treppe eine Stunde lang wie gebannt gelegen. Die alte Pförtnerin, eine um ihre strengbewachte tugendsame Reinheit ängstlich besorgte Jungfrau, schwur hoch und theuer, ihr werde der gespenstische Kobold nie zu nahe kommen; sie verstopfe ihr Schlüsselloch allabends mit heiligem Werg, drei Kreuze, täglich frisch mit bloßen Füßen in den Sand gescharrt, seien das beste Mittel, um dem Bösen den Zugang zu vertreten. Der Gärtner allein leugnete etwas gesehen zu haben. Die Priorin hatte ihm befohlen, des Nachts mit dem Klosterknecht im Park zu

machen, da aber beide die Furcht im Bette fesselte, so durften sie des Morgens dreist behaupten, sie hätten nichts gesehen. Als man aber die Blumen auf dem Grabhügel der fremden Frau, die der Bischof beerdigen ließ, allmorgens befeuchtet und gepflegt fand, konnte selbst der Gärtner nicht mehr den Geist ableugnen. Auch wollte man jedesmal hinter dem Grabe die dunkle Gestalt aus dem Erdreich aufsteigen sehen, und der Glaube fand Nahrung, es sei die Seele der Unbekannten, die in der Angst der Sündenschuld keine Ruhe habe. Dazu kam das Gerücht, es sei eine Ketzerin, die dort schlummere, und man war allgemein überzeugt, es sei der gequälte Geist der Unglücklichen, der seinen Umgang hielt. Eine Zeitlang hatte der Argwohn der strengen Priorin die fromme Schwester Clementine mit der Erscheinung als einer durchaus leiblichen und weltlichen in Zusammenhang bringen wollen, wußte man doch, daß Clementine weltliche Schmerzen im Innern trug, und früher an dem Hügel der Unbekannten oft verweilte. Aber der Priorin selbst erschien der Geist in einer Nacht, als der Mond in ihr Zimmer blickte. Eine

schwarze riesige Gestalt mit dunkelrothen Augen fuhr an den klirrenden Scheiben ihres Fensters auf, und als die Dienerinnen auf das Geschrei herbei eilten, fanden sie die gestrenge Herrin winselnd und halbtodt unter dem Betttuch. Von nun an zitterte alles vor der Erscheinung der schwarzen Unbekannten, und man war überzeugt, die Gestorbene, deren Kind im Kloster erzogen wurde, sei der böse Geist der Ketzerin, der sein Eigenthum vom Kloster zurückfordere. Somit erklärte sich denn auch das naive Heidenthum in dem Klosterzögling, und Antoinette wurde seitdem der Gegenstand einer ganz besondern frommen Obhut. Die Priorin nahm die Gelegenheit wahr, der ihr verhaßten Clementine den Wirkungskreis, den diese als Lehrerin der Novizen hatte, zu schmälern; Antoinette ward anderer Leitung übergeben, und eine alte Laienschwester aus Genua, eine erzfromme Seele, die seit Kurzem erst im Kloster der Heimsuchung wohnte, erhielt die specielle Aufsicht über das junge Mädchen, das nun bald das Noviziat antreten sollte.

Es war spät Abends, als Antoinette in Gesellschaft

ihrer Aufseherin, der alten Ursula, in ihrer Zelle saß. Seit jenem Abend, wo Raoul so unberufen im Klostergarten erschien, war eine geraume Zeit verstrichen, man hatte ihr seitdem übel und hart begegnet, mit der sanften Clementine, die sie ihre Tante genannt, war ihr aller freundliche Zuspruch, aller Trost, alle Liebe genommen; an die geschwätzige Ursula war sie Tag und Nacht gebannt, und obwohl es die Alte sehr gut mit ihr meinte, hing Antoinette doch mit trauernder Seele an der milden liebreichen Lehrerin, die sie überall schmerzlich vermißte, die ihr Mutter und Alles gewesen war, die sie wie eine Heilige verehrte und jetzt nur schweigend in der Vesper und bei Tisch im Refectorium begrüßen durfte. Sie saß und nähte mit der Alten an einem Purificatorium, wie man das heilige Wischtuch nannte, womit der Priester den Kelch am Altar säubert. Die Schwestern der Heimsuchung arbeiteten dergleichen für arme Dorfkirchen in der Umgegend, und Antoinette ward früh angehalten zu allen Diensten so frommer Art. Ihre halb geistliche Kleidung verrieth auch schon den nahen Eintritt in das Noviziat. Sie

trug ein Habit von Serge, noch ohne die langen Aermel der ordinirten Bräute des Himmels, aber doch von demselben Stoffe; der Wimpel, das weiße leinene Vortuch, bedeckte Brust und Schultern, auch die Binde, welche die jugendliche Stirn und das braune Haar, diese Locken von weltlicher Schönheit, verhüllte, mußte sie schon von Zeit zu Zeit anlegen, um sich in allem an klösterliche Zucht zu gewöhnen. Die alte Ursula war vom Orden der genuesischen Annonciaden, das verschossene blaue Unterkleid mit dem weißen Weihel darüber, war der Ueberrest ihrer ehemaligen Ordenstracht, die sie mit den Kleidern der Nonnen von der Heimsuchung noch nicht vertauscht hatte. In dem engen Zimmer sah es dürftig genug aus. Außer den beiden Stühlen, dem kleinen Tische mit der Lampe, vor der sie saßen, dem Bett im Winkel und dem Betstuhl an der Wand mit dem Kruzifix und zwei papiernen Heiligenbildern, suchte das Auge vergebens nach einem Gegenstande. Die grauen Mauern waren eintönig fahl, wie die ganze Lebensordnung der geistlichen Frauen. Antoinette arbeitete fleißig, den Kopf

über das Nähzeug gebückt, ihre Wange war blaß, ihr Auge matt und verschüchtert.

„Sie sagen, es sei der Geist Deiner Mutter, mein Kind, der im Kloster umgeht," sprach die Alte, „sie hat irgend noch was zu büßen auf der Erde, darum ist ihr die Ruhe im Grabe versagt. Ach, Du mußt sehr fromm und heilig werden, Antoinette, schon um der todten Mutter willen, denn die schwarze Unbekannte kann niemand anders sein als Deine Mutter, die wohl nicht im vollen Frieden entschlafen ist. Aber je mehr Du betest und reines Herzens bist, je mehr wird der irre Geist beschwichtigt und erlöst."

„Ich bete wie ich kann, und bin mir keiner Schuld bewußt," sagte Antoinette. In dem Blick, den sie auf die Alte richtete, lag bei aller Demuth eine entschlossene Festigkeit der Seele. „Wenn es meine Mutter ist, die in ihrem Grabe nicht schlummern kann, so wird sie mir wohl auch erscheinen, und mich thun heißen, was zu ihrem Frieden dienlich." Sie ließ das Nähzeug fallen und blickte starr zu Boden. „Ob ich die Priorin bitte, mich die Nacht im Klostergarten wachen

zu lassen? Ich könnte auf dem Grabe knieen und beten, das würde den Geist, wenn er ein guter ist, zu mir locken, und wenn er ein böser ist, ihn bannen."

„Frevle nicht, Kind!" sagte Ursula, und sah ihr furchtsam drohend ins Auge. Es war Antoinetten auch nicht völlig Ernst mit ihrem Entschluß, ihr Gemüth war nicht unberührt geblieben von der Geisterscheu, die das ganze Kloster jetzt erfüllte.

„Laß uns von heiligen Dingen sprechen," sagte die Alte, „das hält den Bösen von uns ab. Die Pförtnerin erzählte heut, die schwarze Gestalt habe letzte Nacht mit Gewalt durch ihr Schlüsselloch gewollt, das heilige Jungfernwachs, das sie vorgeklebt, sei von dem heißen Gifthauch des bösen Geistes geschmolzen, aber sie hätte zum Glück noch Zeit genug gehabt, den untern Stiel ihres Krucifixes in das Schlüsselloch zu stecken; so habe sie den bösen Geist von ihrem Leibe noch für diesmal wieder abgewehrt."

„Wenn doch der Geist mir erschiene!" rief Antoinette mit flammendem Auge und stand hastig auf. Aber die Röthe ihrer Wangen nahm gleich wieder die

Farbe des linnenen Wimpels an, der ihren Busen umschloß, sie sank wieder in den Stuhl zurück, ihr Muth reichte nicht für lange aus.

„O Herz Jesu! was ficht Dich an!“ schrie die Alte bebend und ergriff sie mit beiden Armen. „Kind, ich bedeute Dich im Namen der allermitleidigsten Jungfrau, sei ruhig und thu’ still Dein Werk.“ Sie blickte sich scheu nach beiden Seiten um vom Fenster nach der Thür, als wolle sie den Raum des Zimmers messen. In der That war die Zelle fast zu klein, um neben den beiden Personen noch einen Geist aufzunehmen, zumal wenn es ein Geist wäre, der den schlechten Einfall hätte, seinen Körper mitzubringen.

Die Alte rückte sich mit dem Stuhl dichter an den Tisch, sie ließ den Docht heller aus der Lampe flackern, gebot der Gefährtin fleißig zu sein, und machte sich selbst eben so eifrig an die Näherei. „Es wird uns doch bei so heiliger Arbeit nichts anfechten!“ sagte sie wohlgemuth, „und zur Noth stimmen wir ein frommes Lied an, wir passen allezeit auf den Dienst des

Herrn. Komm, laß uns das Lied vom Christkindlein in der Krippe singen.

Kindlein, süß wie Most der Reben,
Süß wie honiglicher Seim,
Schlafe, meines Lebens Leben,
Schlafe, keuschen Leibes Keim!
Tausend lobende Lieder singen wir
Tausend-, tausendfache Dir!

Schlaf' im Bettlein, das ich streue,
Schlafe, schönes Kindlein Du,
Schlafe süß im linden Heue,
Seelchen, thu' die Augen zu.
Tausend lobende Lieder —

Aber Du singst ja nicht mit, Antoinette! Es ist eines jener schönen Lieder, die der Herr Bischof Hochwürden in dem neuen Gebetbuch der christlichen Welt übergeben hat. Es singt sich so schön, dies heilige Eiapopeia!"

„Ach das Lied," sagte Antoinette, „ist recht schön, aber Kopf und Herz sind mir so schwer. Fühle meine Stirn, gute Ursula, wie sie brennt."

„Ei Kind, durch Singen wird Herz und Kopf leicht und frei. Nun so laß nur das Nähen und sitze still. Wenn Du nur erst eingekleidet sein wirst, dann heben

sich alle leibliche Uebelkeiten, so ein heilig Ordenshabit ist wie stich- und kugelfest gegen allerlei Anfechtungen des Leibes und der Seele. Ach, was hat nicht alles meine gottselige Herrin, Maria Victoria Fornari, auszustehen gehabt, bis sie geistlich wurde und in Genua den Orden der himmlischen Annonciaden stiftete, von dem ich noch das Habit hier trage. Ich wurde ihre Magd und Dienerin, noch als sie weltlich war. Ihr Mann, ein edler Genueser verstarb plötzlich und hinterließ sie als junge Wittwe mit vielen Kindern. Es muß schon ganz eigen stimmen, wenn Gott so plötzlich den Genossen der weltlichen Liebe dahin nimmt. Sie hatten ein gar schwelgerisches Leben geführt, aber nun trat mit einem Male Windstille ein in der weltlichen Lust. Die schöne Fornari, das Bild der Bewunderung von ganz Genua, nach der aller Männer Augen sich lüstern hinwandten, verschloß sich vor aller Welt und ergab sich einer stillen Beschaulichkeit. Das große prachtvolle Haus, wo sonst der Adel Genuas schwelgte, wo sonst der heidnische Gott Amor in allen Nischen stand und im geheimen seine Pfeile abdrückte, das ward

nun wie eine Betkapelle mäuschenstill; für all den heidnischen Lärm der Flöten und Schalmeien hörte man nur von Zeit zu Zeit die Töne der Orgel, die in der Hauskapelle stand. Die Kinder und wir vom Gesinde mußten täglich den Rosenkranz und das Amt der heiligen Jungfrau hersagen, dann wurde das Leben der Heiligen an jedem Tage verlesen, und auf das stille Gebet folgte dann die Salutation oder Anbetung der zehn Blutvergießungen Christi mit zehn Paternoster und Avemarias. Spät Abends wurde noch eine Anbetung mit sieben Vaterunsern und eben so viel himmlischen Grüßen für die sieben Hauptwunden Christi gehalten, und alle Sonnabende sagte die ganze Familie gemeinschaftlich den Rosenkranz her. Allein das war unserm Herrgott noch gar nicht genug; ein frommer Bruder sagte mir einmal: Gott ist habgierig nach frommen Seelen, wer ihm einmal den Finger reicht, dem greift er nach der ganzen Hand. Kurz und gut, die schöne Fornari war noch nicht fromm genug, und Gott schickte den Teufel ab, um sie in allerlei Anfechtungen zu prüfen. Nun hatte sie vom bösen Feinde

viel zu leiden. Er erschien ihr bald als ein junger heirathslustiger genuesischer Edelmann, spät Abends guckte er durch's Fenster und winkte ihr gar anmuthig. Bald trat er des Nachts vor sie hin in der Gestalt ihres verstorbenen Gemahls. Als solcher war er ganz besonders dreist, und griff sie an aufs empfindlichste. Er fiel ihr wie eine zentnerschwere Last auf die Beine, wenn sie beten wollte, oder warf sich des Nachts über sie her aufs Lager wie ein Alp. Ach, das Alpdrücken ist im Stande der Weltlichkeit ein schrecklich Ding. Weil ich die Süßigkeiten der geistlichen Caressirung noch nicht ganz und gar zu schmecken im Stande war, so hatte ich damals noch meinen weltlichen Flatteur, es war ein wackerer bärtiger Kriegsmann, der Jahre lang auf der Flotte gedient. Alle Abend kam er zu mir, und wenn ich ihm von dem Alp erzählte, der meine Herrin bei Nachtzeit drückte, so lachte er laut, umarmte mich wie ein Bär und sagte er wolle mein Alp sein, und dafür sorgen, daß die Dienerin in der Frömmigkeit nicht hinter ihrer Herrin zurückbleibe. Die schöne Fornari aber wußte ihrem Alp zu widerstehen und wurde

immer mehr ein Ausbund aller Gottseligkeit. Mit den gewöhnlichen Schutzwehren gegen die Anläufe des bösen Feindes, mit Gebet und Fasten geschah ihr nicht genug. Es kam auch noch dazu die heilige Uebung der Mortification. Sie that ein Härenhemd an, das vom Halse bis zu den Füßen ging, ihre gewöhnlichen Hemden waren blos von Wolle, aber von der gröbsten. Dazu trug sie einen Gürtel von Eisen und Messingdraht voll scharfer Sternchen und Spitzen. Grausam war sie bis aufs Blut in ihren Geißelungen gegen ihren Leib. Sie bediente sich dabei einer Geißel von zweimal sieben Eisendrähten und handhabte sie dergestalt und mit solcher Wuth, daß wir sie manchmal ohnmächtig hingesunken fanden. Auch that sie alles, um vor der Welt häßlich zu erscheinen, ja wohl gar verächtlich. Sie war, obwohl schön, bildschön, doch nicht groß von Gestalt, und im Zustande ihrer weltlichen Gesinnung hatte sie hohe Absätze getragen, um ihre Taille zu heben. Nun legte sie die Absätze von sich, und erniedrigte sich um volle drei Finger breit. Sie verschmähte die langen Röcke und stattlichen Roben mit

den ellenlangen Schleppen, die hinter einem schönen Körper einherschwänzeln wie ein Schweif des Gottseibeiuns. Den fliegenden Schleier, der das Antlitz verhüllt, nur um zu reizen, that sie ab. Vor allen Stutzern Genua's, die noch immer ein Auge auf sie hatten, erschien sie alsbald ganz lächerlich, denn sie nahm sich zum Cavaliere servente einen armen Bettler und Gauner, einen häßlichen übelgestalteten Kerl, den man in ganz Genua nur das lumpichte Bernhardchen nannte. Traf sie diesen auf der Straße, bot sie ihm den Arm, um sie zu führen; so sehr demüthiglich wollte sie wandeln! Oft setzte sie sich in Bettlerkleidern an die Kirchthüren mitten in den Haufen des schmuzigen Gesindels, und bat um Almosen für die Armen. Lieber Gott! sie trieb die Heiligkeit so weit, daß man glaubte, sie wäre verrückt. Es war auch wirklich ein Skandal, wenn sie mit dem lumpichten Bernhardchen einhertrodelte über die schönen Straßen Genua's, aller Weltlichkeit Hohn bietend; aber die Engel und alle Heiligen im Himmel stießen gewiß vor Freude über eine solche Devote in die Posaunen und lachten herzinnig-

lich laut vor Lust über so viel Demuth einer ehedem höchst weltlichen Seele. Und bis zu diesem Grade einer wahrhaft ausbündigen Frömmigkeit hatte sie ihr Beichtvater geführt. Der Pater Zeno, ein kluger Jesuit war es, der sie so heruntergebracht hatte, daß kaum noch ein Hund ein Stück Brot von ihr nahm. Denn wenn sie mit zerrissenem Rocke und mit dem lumpichten Bernhardchen Arm in Arm über die Gasse lief, oder an den Kirchthüren betteln saß, so war das alles als Buße geschehen, die ihr der Pater Zeno auferlegt. Der mochte nach seiner großen Einsicht gar wohl erkannt haben, daß diese Devote auf nicht gemeinem Wege zum Heil geführt werden müsse. Und was der Pater bezweckte, siehe, das traf ein, das Alpdrücken blieb aus. Vermuthlich hatte der Alp, der doch auch ein Mann ist, vor so viel Frömmigkeit einen Ekel bekommen. Ich bracht' es nicht so weit. Mein weltlicher Liebhaber von damals kam eine ganze Zeitlang zu mir, schloß mich in seine Arme und sagte, er müsse den Alp vorstellen. Es war nur gut, daß er bald aus Genua fort mußte und zur See ging, ich weiß sonst nicht, wie ich

vor all seinem Alpdrücken mich hätte bewahren sollen. Kurz und gut, meine Herrin und ich, wir waren das Alpdrücken los, und konnten nun einen ganz und gar heiligen Wandel anfangen. Pater Zeno war schon lange Zeit mit dem Gedanken umgegangen, Vater einer geistlichen Nachkommenschaft zu werden. Wie der Beichtvater, so das Beichtkind; es war eine himmlische Harmonie in ihren Gemüthern. So faßte sie den Plan, einen Nonnenorden zu stiften von ganz ausbündiger Strenge in allen Regeln und Observanzen. Ach, Kind, Antoinette, was für ein Orden! Kostbar, heilig, auswärts und nach innen zu! unten blau und oben weiß, himmlisch mit Unschuld darüber! Ja, sieh her, hier sind die Rudera meines Habits!"

Die fromme Ursula stand auf und breitete vor Antoinetten ihre Kleider auseinander, um an ihnen die Gottseligkeit ihres Ordens darzuthun. Dann schlug sie in die Hände, setzte sich wieder und erzählte weiter: „Und alle die frommen Statuten hat meine Herrin, die schöne Fornari, mit dem Herrn Beichtvater stipulirt. Denn selten ist wohl, wenn man die heilige

Theresia und etwelche andere Heldinnen der Frömmigkeit ausnimmt, ein Orden ohne männliche Beihülfe gestiftet; das Weib ist schwach, auch wenn es fromm, ein Mann aber ist stark, auch wenn er ein Heide ist. Durch Pater Zeno's Fürsorge und Thätigkeit gelang es bald, eine sehr vornehme genuesische Familie, die Lomelli, für den Orden zu gewinnen, und so ward denn auf dem Berge vor der Stadt das erste Kloster vom Orden der himmelblauen Annonciaden erbaut. Ja, Annonciaden heißen wir, oder Nonnen von Mariä Verkündigung, und himmelblau sind wir von oben bis unten, und ich ward die erste Laienschwester vom Orden der Himmelblauen oder Himmlischen, wie wir auch genannt werden."

„Das ist doch wohl alles sehr weltlich, fromme Ursula!" sagte Antoinette mit einem tiefen Seufzer; sie hatte nur halb auf das Geschwätz der Alten gehört. „So viel auf die Kleidung halten, wenn man Gott dienen will, ist doch wohl sehr eitel und zeigt von Weltlust."

„Ei behüte, Kind, behüte!" eiferte die Alte, „in der Kleidung ist alles erbaulich, erwecklich und von geheim-

nißvoller Bedeutung. Unser Leibrock und Wimpel ist schneeweiß, der Gürtel aber und das Scapulier und wenn die Nonnen im Chore sind, auch der Mantel und sogar die Pantoffeln, alles das ist von himmelblauer Farbe. Die Annonciaden sollen nämlich ein Bild der Mutter Gottes sein, rein und heilig wie die Farbe der Unschuld, himmlisch in Gedanken und in ihrer ganzen Gesinnung. Das ist die Meinung dieses Habits, das ist ausdrücklich die Absicht der Regel. Die Kleidung, heißt es wörtlich, ist dieselbe, die die heilige Jungfrau Maria trug, unten weiß und darüber himmelblau, damit ein solches Habit ein beständig Gedächtniß derselben sei. Auch müssen die Pantoffeln dieser Nonnen von himmelblauem Leder sein, auf daß sie dessen sein eingedenk bleiben, wie sehr der Erde entzogen und himmlisch ihr Wandel sein solle. Welch ein Glück für eine Religiose, mein Kind, so bekleidet zu sein von Kopf zu Fuß wie die Königin des Himmels! Was ist Gold und Purpur der Kaiser und Könige gegen solch ein glorreiches Kleid, in welchem wir gleichsam im Voraus schon wie die Bürgerinnen des himmlischen Jeru-

falems einhergehen! Uebrigens soll im ganzen Anzuge alles arm und schlicht sein, aller weltliche Putz, alle irdische Eitelkeit bleibe entfernt. Die weiße Honestine, so nennen wir Annonciaden, was bei euch andern der Wimpel heißt, ist zwar sehr gefältelt, doch müssen diese Falten ganz im heiligen Geschmacke sein. So hat es die Stifterin, die gottselige Maria Victoria Fornari jederzeit gehalten, und wenn ihre Klostertöchter in diesem Stück des Anzugs Putznärrinnen werden wollten, wie denn allzukünstliche Falten wohl gar die Augen der Männer auf sich ziehen könnten, so hatte sie eine meisterhafte Methode der Zucht."

Antoinette saß mit untergeschlagenen Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt. Von Zeit zu Zeit sah sie auf, ihr Auge voll Sehnsucht blickte wie suchend um sich. Dann begann sie Wimpel und Binde abzulegen, und rollte ihr braunes Haar auseinander. Es war schon spät und die Schlafenszeit nahe.

„Eines Tages," fuhr Ursula fort," kam eine Professin zum Chor mit einer Honestine, die mit mehr als gewöhnlicher Kunst und Feinheit gefältelt war. Es

war ein zimperliches eitles Jüngferchen, das gern an die Welt dachte. So wie Mutter Maria Victoria Fornari diese üppige Fältelei hier vorne unter dem Halse wahrnahm, rief sie das eitle Püppchen zu sich, riß ihr die Honestine herunter, und trat mit dem Fuße darauf. Das alles vor den Augen der ganzen Kommunität. Welch ein Schimpf für eine Nonne, die nur halbweg Ehrgeiz hatte! Denn wo sich Eitelkeit in der Tracht verräth, vorzüglich wenn sie sich in Falten legt, da ist offenbar Weltlust, und wo sich Weltlust zeigt, da steckt der Gottseibeiuns dahinter. Wir andern Annonciaden aber, wir gaben nichts auf Putz und hielten blos auf Sauberkeit in der Kleidung. Deshalb hatten wir auch nie vom Bösen eine Anfechtung, uns ist im Kloster niemals etwas aufgestoßen, der böse Geist hatte immer eine Art Respect" — — —

„Jesus Maria!" schrie Ursula plötzlich und stierte mit weit aufgerissenen Augen nach dem Fenster. Da stand eine schwarze Gestalt und schüttelte die fürchterlichen Locken. Ursula sank halbtodt in den Stuhl zurück, schlug die Hände über ihr Antlitz und stotterte

ein Paternoster. Aber die keuchende Brust versagte den Athem, auf den bebenden Lippen erstarb der Laut. Dann blickte sie wieder hin: ihr leichenblasses Gesicht begegnete noch derselben Erscheinung. Sie stürzte in die Knie und schlug in der Hast der zitternden Hand über Brust und Stirn die Zeichen des Heils. Aber die Gestalt wollte nicht weichen, sie schien mächtiger, als das Gebet; sie streckte die schwarz verhüllte Hand ins Zimmer, und wie sie den Schleier vom Antlitz schlug, glänzten im Mondlicht zwei rollende Augen. Der dunkle Schatten kam näher, ein Arm schlang sich um das Fensterkreuz: da raffte Ursula ihre Kräfte zusammen. „All' ihr Heiligen, die schwarze Ketzerin!" schrie sie laut auf und stürzte mit weiten Sprüngen zur Thür hinaus, die gellend hinter ihr zuschlug. Stumm und kaum ihrer Sinne mächtig saß Antoinette im Sessel. Der Tisch lag am Boden, die Lampe war erloschen und das Mondlicht zeigte die unheimliche Gestalt in furchtbarer Gewißheit. Die schwarze Hülle sank herab, und ein starres bleiches Antlitz wurde sichtbar. „O all' ihr guten Geister!" seufzte Antoinette und be=

deckte ihre Augen. Wie sie wieder aufblickte, stand die schwarze Figur im Zimmer. „Heiland der Welt!" schrie ntoinette und schritt zögernd der Erscheinung entgegen. Sie sah ihr forschend in das kalte todte Angesicht. „Raoul, Raoul!" rief sie laut und die Gestalt zuckte mit einem tiefen Seufzer wie ein Erwachender zusammen. Antoinette sank auf ihn zu an den Boden, sie befühlte seine Hand, seine Stirn, es war Raoul, der nachtwandelnde Raoul, den der helle Mondschein aus seiner Zelle gelockt, um über Dächer und Mauern hinüber den Weg zu dem Ziele seiner Sehnsucht zu finden. Die lange Entbehrung, das Unglück der Vereinsamung seines Herzens, der Schmerz, sich von allen, die er geliebt, abgeschieden zu sehen, hatte seinen innern Menschen krankhaft ergriffen, die Enthaltung alles Verkehrs mit den Personen seiner Liebe hatte alle Kräfte und Wünsche seines Geistes in den Schlaf zurückgedrängt, und den Körper genöthigt, seiner träumenden Seele willenlos zu folgen. Jemehr er seine Gefühle den langen Tag über bekämpfte, je stiller er seinem Dienste nachging, und die Stimme

des Herzens in sich begrub, desto lebendiger ward in der schlafenden Seele Sehnsucht, Wunsch, Neigung und Begier, und so stieg er allnächtlich, wenn der helle Mond ihn lockte, aus seiner Zelle, wandelte die Mauer entlang, stieg auf den bekannten Spuren iu den Klostergarten der Nonnen, pflegte die Blumen auf dem Grabhügel der Mutter, und irrte an den Gebäuden und Fenstern der Klosterfrauen umher, bis er heut' das Ziel seiner Liebe erreichte, und in Antoinettens Zelle gerieth. Seitdem er wußte, Antoinette sei seine Schwester nicht, hatte er wohl eifrig daran gearbeitet, diese Neigung zu ihr zu begraben, aber er begrub sie als eine lebendige, und so stieg sie über Nacht wieder auf, und lenkte den im Schlaf unbehüteten Geist wider Willen. Wie ihn Antoinette beim Namen rief, erwachte er plötzlich und stürzte betäubt zu Boden.

„Bist Du's wirklich, Raoul, Raoul? und lebend?" rief sie mit zärtlicher Angst, wie sie über ihm kniete und seinen Kopf mit beiden Händen erfaßte. Raoul blickte zaghaft um sich, der Mond beleuchtete sein Angesicht. „Gott im Himmel," sagte er, „bin ich im

Schlaf aus der Zelle gewandert? und bin hier und Du hier, Antoinette?"

„Ich bin's, Bruder," rief sie mit zitternder Freude, „besinne Dich, kennst Du mich nicht mehr?"

„Mein Geist ist krank und matt," sagte er und raffte sich langsam auf. „Ich bin ein Nachtwandler und komme als Halbtodter zu Dir. O Du, liebe, liebe Schwester! — Schwester?" wiederholte er und seine Stimme zitterte, seine Brust hob und senkte sich bebend.

„Wie ist Dir, Bruder? bist Du noch nicht wach?" sagte Antoinette, und küßte ihm sanft die Stirn.

„Bruder? Bruder?" stöhnte Raoul, „ach, ich bin nicht Dein Bruder, Du nicht meine Schwester, das sei Gott geklagt! — Aber deshalb will ich Dich doch lieben, ja erst recht meine ganze Seele mit der Deinigen in Eintracht halten. Tag und Nacht muß ich Deiner denken, süßes liebes Herz, bei der Mette früh und spät, in allen Uebungen der frommen Gedanken, in allen Gefühlen für Gott und die Heiligen, in al-

lem betet, denkt und fühlt, lebt und webt meine ganze Seele nur in Dir, Antoinette, o Du, Du!"

„Um Gott!" klagte das Mädchen, „wie ist Dir, Raoul? Deine Lippe brennt fieberhaft. Wie kannst Du mich so küssen! bin ich doch eine Nonne, oder werde bald eine, bin dem Himmel gelobt und nehme den Schleier."

Sie erröthete still, wie seine glühenden Lippen ihren Mund verschlossen. Die heiße Wallung seines Blutes strömte leise in ihre Adern über und sie wehrte ihm kaum, als er sie mit beiden Armen umschlang und an sein Herz drückte.

Von ferne vernahm man Geräusch im Hause. „Heilige Mutter Gottes, wenn sie Dich finden!" stöhnte Antoinette und Raoul fuhr erschrocken auf. „Die Verwirrung ist groß," seufzte er, „alle meine Sinne laufen irre durch einander. — Halt!" rief er und ein Entschluß stieg in ihm auf, und ermuthigte seine Lebensgeister.

„Du also die Erscheinung im Klostergarten, die sie

für den Geist unserer Mutter halten!" sagte Antoinette.

„Ich bin der Geist meiner Mutter!" sprach Raoul," sie sollen es glauben, daß ich der Geist bin!" Er raffte seinen schwarzen Chormantel vom Boden auf. Man horchte; es war wieder still geworden auf dem Corridor, aber die Nachtglocke fing an zu läuten, wahrscheinlich um alles zum Gebet zu versammeln. „Lebe wohl!" sagte Raoul, „o Du, die ich erst als meine Schwester lieben lernte, und nun heißer, inniger liebe. Gute Nacht, mein Herz, alle guten Geister der Liebe mögen Dich behüten!" Er küßte sie sanft auf die Augen, dann sprang er lauschend an die Thür, man hörte nur von ferne Geräusch. „Ich muß eilen!" rief er, und trat zum Fenster.

Es war tief hinab bis zur hervortretenden Ringmauer; mit wachen Sinnen konnte er unmöglich so zurück wie er gekommen war. Er schlang hastig den Zipfel seines Mantels um das Fensterkreuz, stieg hinüber und glitt an dem langen Tuch hinunter, ein glücklicher Sprung — und er stand auf der Mauer. Antoi-

nette knüpfte zitternd den Mantel los und warf ihn ihm zu. Er streckte noch einmal seinen Arm zum Abschied hinauf, und hüllte sich in den weiten Talar. Der Mond beleuchtete seinen Pfad und er schritt langsam die breite Mauer entlang. Antoinette sah ihm nach mit klopfender Brust. Als er verschwunden war, schloß sie das Fenster, trat zurück und sank erschöpft in den Sessel. Die Pulse wollten stille stehen, so lag sie halb entseelt, — die Stimmen der Betglocken schwirrten vor ihren Ohren wie ferne wimmernde Seufzer. —

Dieser Zustand, wo alles um sie her in ferne Dämmerung zerrann, mochte eine Weile gedauert haben. Die Betglocken waren verstummt, und der Nachtgesang der Nonnen erscholl immer lauter und näher. Mochte man nun der Aussage Ursulas, die schwarze Unbekannte sei ihr erschienen, Glauben schenken oder nicht, so hatte sich doch alles zum Gebet versammelt, und das Kruzifix mit den Chorknaben voran, zogen die Nonnen in langer Schaar aus der Kapelle den Korridor hinauf nach Antoinettens Zelle.

Das arme Mädchen lag noch matt in ihrem Ses-

sel, als die Thür aufsprang und der Gesang der Nonnen, die draußen harrten, vernehmlich wurde.

„Blick' vom Himmelsthron, dem reinen,
O Maria, nur einmal,
Süße Mutter, auf die Deinen
Nur ein einzig, einzig Mal!

Breite, süße Mutter, deinen
Mantel aus; uns zu umfahn,
Laß' uns furchtlos dort uns einen,
Sieh uns Kinder liebreich an.

Theure, süße Mutter, höre!
Ruft zu Dir die Andacht laut;
Rette, wer Dich liebt, erhöre,
Wer sich kindlich Dir vertraut."

Der Dampf der Weihrauchfässer drang durch die offne Thür, aber die frommen Klosterfrauen wagten noch immer nicht den Ort zu betreten, wo vielleicht noch der Böse hauste; sie waren wie gute Scharfschützen, die den Feind lieber von ferne belangen und nicht gern mit ihm handgemein werden.

Antoinette war niedergekniet, sie barg ihr scheues Gesicht im Sessel. Hatte sie doch, wenn ein Verhör mit ihr stattfinden mußte, vor der Lüge wie vor dem Geständniß der Wahrheit gleiche Furcht. Eine weiche

Hand legte sich jetzt auf ihr lockiges Haar, sie sah auf, und Clementinens Antlitz blickte ihr stillbewegt entgegen. Da stand sie auf und sank der theuren Freundin, die sie so lange entbehrt, in die Arme. Clementine hatte den Muth, die Zelle zu betreten; nun die Schwelle überschritten war, kamen auch die andern frommen Schwestern, und musterten mit Blicken voll Furcht und Neugier den kleinen Raum. Antoinette flüsterte der Freundin eine Bitte ins Ohr, sie solle bei ihr bleiben die Nacht, sie habe ihr viel zu vertrauen, und Clementine beredete die Schwestern, sie mit der Armen allein zu lassen und ruhig ihre Schlafgemächer zu suchen.

Als beide sich allein sahen, öffnete das gequälte Mädchen den verschlossenen Busen, beichtete alles und fand Trost und Zuspruch bei der mütterlichen Freundin.

Mit dem nächsten Tage wurde Clementine ihrer jugendlichen Freundin wieder entzogen, und Antoinette war nun mehr als je auf sich selbst verwiesen. Zu-

gleich ward auf Verordnung der Priorin, die streng auf die Klostersatzungen hielt, ein förmliches Verhör veranstaltet. Eine auserlesene Anzahl strenggläubiger Schwestern saß über Antoinetten zu Gericht, um die Art und Weise der Erscheinung des bösen Dämons zu erforschen; Aberglaube, Geisterfurcht und Argwohn hatten sich verschworen, um die Arme zu quälen. Es kam darauf an, die Lüge mit aller Unschuld der Seele zu waffnen, und Antoinette schien dazu entschlossen genug. Ein Geständniß über den Besuch des nachtwandelnden Raoul hätte die vermeintliche Erscheinung des umgehenden Geistes wohl gleich erklärt, allein das Ereigniß wäre ganz anders gedeutet und für Antoinetten wie für Raoul wäre die Schmach bei solcher Mißdeutung gleich groß gewesen. Das fromme Concil, das über Antoinetten zu Gericht saß, hatte auch keine Ahnung von natürlicher Erklärung des unheimlichen Dämons, mancher von der Schwesterschaft war er selbst erschienen, und jede hätte es fürwahr übel aufgenommen, wäre ihr frommer Gespensterglaube so einfach aufgelöst. Auf Clementinens heimlichen Rath beharrte Antoinette bei

der Aussage, sie habe mit Ursula die schwarze Gestalt am Fenster erblickt, der Schreck aber habe sie gelähmt und verhindert mit der Gefährtin zu fliehen; als sie von ihrer Betäubung und Ohnmacht erwacht sei, hätte sie nichts mehr gesehen. Hätte das gute Kind es über sich gewinnen können, von dem dämonischen Wesen der schwarzen Ketzerin noch einige Details hinzuzulügen, so würde das peinliche Verhör schneller beendet sein, so aber glaubte man durch die Erneuerung desselben noch mehr zu erfahren, worin sich die frommen Schwestern nun freilich täuschten.

Bei alle dem wurde Antoinette streng bewacht, und einige der entschlossensten Klosterfrauen blieben mit allen Apparaten für eine vielleicht nöthige Beschwörung des Bösen Tag und Nacht in ihrer Nähe. Es ergab sich aber, daß der Geist mehrere Nächte hinter einander auch im Klostergarten nicht wieder erschien, und so wurde denn die bange Sorge der wachhabenden Nonnen allmälig wieder eingeschläfert, und man begnügte sich endlich damit, Antoinetten allerlei strenge Pönitenzen aufzuerlegen, und ihre Einweihung zum Novi=

ziat zu beschleunigen. Die alte Ursula konnte nicht leicht bewogen werden, in der Zelle, wo sie so Furchtbares erlebte, lange Zeit zu verweilen, und so sah sich Antoinette bald wieder auf ihrem nächtlichen Lager allein. Sie war nicht ohne allen Verkehr mit Raoul geblieben, er hatte ihr auf eine seltsame Weise die Betheuerung seiner Liebe wiederholt. Mehrere Tage nach dem Besuche Raouls hatte sie, wenn sie am Fenster ihrer Zelle stand, und ihre Blicke in die Landschaft sandte, die sich vor ihr breitete, jenseits der nahen Ringmauer des Klosters einen wunderlichen alten Mann in der Kleidung eines wandernden Bettelmönchs wahrgenommen, der sich verschiedentlich bemühte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Alte war in einer braunen Kutte, eine große breitschultrige Gestalt, seine ganze Erscheinung sprach von Kraft und Unternehmungslust aller Art. Das fleischige, stark gezeichnete Gesicht zu freundlichen Grüßen auseinander ziehend, war er behutsam um sich blickend, mehrmals über die Wiese bis zur Mauer geschritten und winkte ihr lächelnd zu, indem er in die Busentasche griff. Er

nahm einen Stein vom Boden auf, festete ein Papier daran, und machte dann ein Zeichen, als solle sie zurücktreten vom Fenster. Endlich willfahrte sie dem Alten und trat zur Seite. Da flog der Stein mit einem Briefe Raouls in das Zimmer. Zitternd hatte Antoinette den Zettel entfaltet; er enthielt nur wenige Zeilen, aber diese waren für sie von genugsam schwerem Gewicht. „Ich wache jetzt die Nächte hindurch," — schrieb Raoul — „um Herr meiner selbst zu bleiben. Nur am Tage schlafe ich ein wenig. Aber wachend und schlafend bin ich Dein, Du mein, mein für ewig, nicht meine Schwester mehr, meine Seele, mein Leben, Ziel meines Daseins wachend und träumend!" — Der alte Bettelmönch war seitdem nicht wieder erschienen. —

Es war nicht mehr weit von Mitternacht. Am Himmel stand ein schweres Gewitter. In Antoinettens Zelle brannte noch die kleine Nachtlampe, nur halb entkleidet lag sie ruhelos auf dem Bett. Der Schlaf wollte nicht kommen, die Luft war schwül und drükkend; eben so wolkenschwer war Antoinettens Gemüth.

„Hat Dich die Lüge nicht schon losgebunden von der Heiligkeit eines unbefleckten reinen Lebens?“ Das war die Frage, die auf ihrer kindlichen Seele lastete. Clementinens frommer Zuspruch fehlte, um es ihr klug zu deuten, daß eine Lüge vor Menschen noch nicht jeder Zeit eine Lüge vor Gott sei.

Da hörte sie Lärm von ferne. Thüren flogen auf und zu, mehrere Stimmen tönten dazwischen. Dann war es wieder still; es mußte im untern Stock des Gebäudes gewesen sein. Plötzlich erneuerte sich das Geräusch, ganz in der Nähe, flüchtige Schritte hallten den Corridor entlang, der auf ihr Zimmer stieß. Die Thür sprang auf, mit flammenden Augen, mit fliegendem Haare, das Gewand halb aufgerissen, stürzte Raoul herein. „Antoinette! wo bist Du?“ rief er keuchend, „sie verfolgen mich, wie soll ich mich retten?“

Sie war aufgesprungen und starrte ihm entgegen: „Raoul! Raoul! bist Du wachend oder wandelst Du im Traum?“ —

„Himmel! ich bin wach, sehr wach,“ stöhnte er und umfaßte sie krampfhaft, „man eilte mir nach,

meine Spur ist entdeckt. Die Verfolger sind schon auf der Treppe. Warum mußt' ich hieher, zu Dir! Ich stürze mich zum Fenster hinunter, so bist Du wenigstens sicher."

Sie ergriff ihn schreiend am Haar: „Bist Du bei Sinnen, Raoul? Gott sei uns gnädig! Ich stürze mit Dir hinunter!"

„Halt!" rief er besonnen, „noch giebt es ein Mittel. Wir verrammeln die Thür. Aber Schlösser giebt es nicht in diesen frommen Kerkern!" Freilich war kein Riegel vor der Zellenthür, und doch wollte er sie sperren, um Vorsprung zu gewinnen. Er hatte die Gespensterfurcht benutzen und diesmal wachend in der schwarzen Vermummung das Nonnenkloster besuchen wollen. Im Garten traten zwei entschlossene männliche Gestalten auf ihn zu, die dem vermeintlichen Geist auflauerten. Er fühlte sich ergriffen und zu Boden geschlagen, aber raffte sich auf, und entwand sich den Widersachern, seine Gewandtheit war seine Retterin. Er stürzte in das Gebäude, Trepp auf und ab, seine Verfolger laut rufend hinter ihm, plötzlich täuschte er

sie durch einen gewagten Entschluß, er lief den Corridor hinauf, aber schon tobten die Entsetzlichen, die an keinen Geist länger glauben wollten, ihm nach, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als Antoinettens Zelle zu gewinnen. Schon hörte man die Tritte der Nachsezzenden im dunklen Gange.

Die Thür war befestigt, mit seinem Halstuch hatte Raoul den Drücker mit der Pfoste verknüpft. Die Angst lieh ihm Kraft. Er rückte Antoinettens Bettstuhl vor den Eingang, um den Weg zu sperren, falls die Thür erbrochen würde. Dann riß er das Betttuch vom Lager, schnitt es in zwei Hälften, und schlang die Enden um das Fensterkreuz. „Du mußt mir folgen, Antoinette, oder Du bist verloren!“ schrie er mit dem Tone des Befehlens und drängte sie von sich, da sie ihn halten wollte. Mit raschem Sprung saß er auf dem Fensterbrett, und glitt an der Wand bis auf die vorstehende Mauer hinab. Die Verfolger bestürmten die Thür, die nicht lange widerstehen konnte. Antoinette rang zitternd die Hände, sie war entschlossen zu bleiben. „Heilige Jungfrau!“ schrie sie plötzlich, wie

sie zurück in die Zelle blickte und das Bett in Flammen sah. Man hatte im Tumult die Lampe nicht beachtet, sie war vom Tisch auf das Bett gestürzt, der brennende Docht hatte das Stroh erfaßt. Die Flamme griff um sich, Raoul sah von unten her das Fenster der Zelle jach erleuchtet. Der Dampf fuhr aus der Oeffnung, Antoinette schwang sich hinüber und glitt mit einem gellenden Schrei an der Wand herunter in Raouls bebende Arme. Nun standen sie auf der Mauer. Die Nacht war dunkel, aber Raoul kannte den Weg. Antoinette klammerte sich an den verwegenen Gefährten; so schritten sie langsam vorwärts; ein Fehltritt konnte sie beide zerschmettern. „Wenn nur die Leiter nicht fortgerückt ist!“ flüsterte Raoul, „ich zittre für Dich, Geliebte!“

„Ich gebe mich gefangen, mögen sie mich finden, wenn Du nur entkommst!“ sagte Antoinette, und doch schmiegte sie sich fester an ihn, als sie die Mauer, die den Klostergarten vom bischöflichen Hof trennte, erreichten und von jener Seite her der Lärm rufender Stimmen und der Schein der Fackeln sie von neuem

zur Eile trieb. Die Leiter stand noch und Raoul frohlockte. Er umfaßte Antoinetten mit der Linken, während sie beide Arme um seinen Nacken schlang; so stieg er langsam die Sprossen der Leiter rückwärts hinunter. — Wie sie nochmals über die Mauer nach dem Kloster blickten, schoß die helle Flamme aus der Zelle hervor und leckte an der Wand hinauf, von der sie nur vor wenig Minuten hinabgeglitten waren. Raouls Lippen entfuhr ein Laut des Schreckens, der doch auch wie ein Jubelklang; Antoinette barg ihr zitterndes Gesicht an seinem Halse. Da entlud sich die schwere Gewitterwolke, die drohend am Himmel gehangen mit gewaltigen Schlägen. Wie ein lange verhaltener Zorn brach sich der Donner Bahn und fuhr mit zuckenden Blitzen durch die dumpfe Nacht. Das ganze Firmament war ein einziges glühendes Auge, das von Zeit zu Zeit seine Wimpern aufschlug und die schwarzen Klosterthürme mit dem ganzen Labyrinth von Mauern, Gängen und Gebäuden beleuchtete. Die düstern Thürme ragten wie emporgestreckte Arme in den Himmel auf, wenn die Blitze in ein Feuermeer zusammenliefen. Die

Flamme, die aus Antoinettens Zelle schlug, verlor wie ein dürftiges Irrlicht allen Schein und alle Farbe vor der rothen Gluth des Firmamentes.

Unten an der Leiter harrte Caro, der treue Hund aus der Provence. Sein stilles Winseln war halb Angst, halb Freude, als er den Herrn witterte. Antoinette war matt und erschöpft, aber an Verzug war nicht zu denken. Sie hing sich an Raouls Arm und sagte, sie habe Muth, ihm weiter zu folgen, wohin er wolle. Sein Entschluß war fest, er wußte Ziel und Weg. Aber nur mit Vorsicht ließ sich aus dem Hofe der bischöflichen Wohnung, in dem sie sich jetzt befanden, der Ausgang gewinnen. Auch hier war alles in Aufruhr, das Gewitter und der Brand im benachbarten Nonnengebäude hatte alles erweckt, man rief und lief durcheinander. Die Flüchtlinge schlichen langsam an der Seitenwand fort, der Hund ihnen treulich zur Seite. Das Thor wurde geöffnet, die Leute des Bischofs eilten dem Kloster zu Hülfe. So kamen sie ungefährdet hindurch und gewannen das Freie. Durch den nahen Baumgang erreichten sie kaum noch den

Wald, als der Regen in vollen Strömen herabstürzte. Ein breiter Lindenbaum mit seinem dichten Laubwerk bot ihnen Schutz gegen das Unwetter. Dort saßen sie zusammengekauert, Raoul auf den Wurzeln des Baumes, Antoinette schweigend auf seinem Schooße. Er preßte sie an sich und suchte die trostlose Stille, in die sie versank, zu brechen. Sie ließ alles mit sich geschehen, sie duldete selbst seinen Kuß, aber sie erwiederte ihn nicht, sie blieb stumm auf alle seine Fragen. Er erzählte ihr von dem nahen Dorfe, wo ein Freund wohne, der sie aufnehmen würde. Hatte der Regen nachgelassen, so gedachte er in einer Viertelstunde den Zufluchtsort zu erreichen. Antoinette blieb still und Raoul fühlte nur, indem er ihren Kopf an seine Wange lehnte, daß von Zeit zu Zeit eine Thräne über ihr Antlitz rann. So brachten sie noch eine Weile zu, der Regen rauschte in dem dürren Laub, und von fernher tönten die Klosterglocken wie der flehende Angstruf einer Mutter, die nach ihren Kindern sucht.

Der Himmel schwieg; das Gewitter hatte mit jenen kurzen heftigen Schlägen seine ganze Gewalt er-

schöpft. Der Regen hörte auf, und die Wandrer machten sich auf den Weg. Die schweren Wolken hatten sich rasch gelichtet, der Mond blickte durch die fliehenden Nebel hindurch. Raoul hatte bald den Waldpfad gefunden, der zu dem Dorfe führte, das in der letzten Zeit das tägliche Ziel seiner Wanderung gewesen war. Dort wohnte der alte Bettelmönch aus Schwaben, der jeden Sommer die Gegend durchstrich. Raoul hatte die Bekanntschaft mit dem wunderlichen Alten, der ihm einst in seiner burlesken Weise die Gefahren des Klosterlebens ausgemalt, wieder angeknüpft und gegen ihn von seiner Neigung zu Antoinetten einige Worte fallen lassen. Kilian Maurus nahm diese in seiner tollen Laune willig auf, er war es auch gewesen, der Antoinetten den Brief durch das Fenster zugeworfen. Das seltsame Gerede des Alten aus Schwaben bestärkte nicht weiter Raouls Entschluß, das Kloster zu verlassen, aber sein Wille stand fest, Antoinetten sein zu nennen, seine drängende Liebe schien unüberwindlich und eine rücksichtslos gebietende Macht. Der Bettelmönch schürte das Feuer, aber ein Plan war nicht ent-

worfen, Mittel und Werkzeuge waren nicht erprobt, und so reifte nur der Zufall den halben Entschluß, Antoinetten zu befreien; die Macht des Augenblicks war allgewaltig, ein Rückschritt war kaum denkbar.

Das Morgenlicht wollte noch nicht heraufbrechen, da stand das flüchtige Paar vor einer ärmlichen Bauerhütte am Ende des Dorfes. Raoul klopfte an das Fenster, Antoinette blickte hochroth zu Boden. Es war hohe Zeit unter Dach und Fach zu kommen, um die Blicke der bald Erwachenden nicht auf sich zu ziehen, denn die Kleidung der beiden Gefährten war nicht von der Art, um sie für ferne Wanderer auszugeben. Das breite fleischige Gesicht des alten Mönchs guckte aus dem Fensterloche und zog sich halb staunend, halb lächelnd in Falten, als er Raoul wahrnahm. Bald war die Pforte geöffnet und die Flüchtlinge krochen in den engen Raum, wo Kilian Maurus sein Nachtlager aufgeschlagen. Er schien mit dem Besitzer des Hauses befreundet, denn er wohnte hier schon den Sommer hindurch. Raoul hatte ihm mit wenig Worten

den Stand der Sache angedeutet, und bat um seinen Schutz, um seine Verschwiegenheit.

Der Alte zeigte sich in jeder Art dienstfertig, ja liebenswürdig in seiner Weise. „Es sieht hier schlecht und armselig aus," sagte er gutmüthig, „und Ihr seid feine Leutchen, aber seid nur ruhig, Kinder, morgen helfe ich besser durch. Ich habe meine Mittel, lauter Almosengaben, ich bin nicht so toll, als die Menschen glauben, nicht so böse, um nicht Gutes zu thun nach meiner Art. Ich statte Euch aus zur Flucht, nur ruhig, Kinder!" Er war dann geschäftig einen Vorrath von Kleidern hervorzuziehen, um in beiden Winkeln des Zimmers nach Möglichkeit bequeme Ruhestätten aufzuschlagen. Antoinetten hatte er vorläufig einen weiten warmen Mantel umgehüllt, der ihr wohl that. Von Zeit zu Zeit blickte er sie mit seinen Augen blinzelnd an und sagte zu Raoul: „Ich kenne den Lauf der Natur, ich kenne die Menschen!"

Für jeden war bald ein Lager bereitet, und der Alte saß wieder in seinem Sessel, auf dem er die Nächte zuzubringen pflegte; seine Athemzüge verriethen, daß er

bereits eingeschlafen war. Es war ganz dunkel im Zimmer, vor der Thür hielt Caro Wache. Antoinette saß auf ihrem Lager und beharrte in ihrem Schweigen. Raoul breitete den Mantel über sie hin, er glaubte, sie schliefe, aber sie hatte ihr Angesicht verhüllt, und weinte still, sie vermochte das Schluchzen ihrer Stimme vor dem lauschenden Raoul nicht zu bergen. „Um Gott," sagte er betrübt, „warum Dein Schweigen, Deine Thränen? Sei muthig und blicke einer heitren Zukunft entgegen. Wir fliehen nach der Provence, dort ist Jacotot, der treue Diener, in meinem väterlichen Erbtheil. Wo wir als Kinder glücklich waren, da beginnt unser neues Leben. Hältst Du mich für nicht stark genug, Dein Schützer, Dein Held zu sein? Das Kloster mit seinen Schmerzen liegt hinter uns, die weite Welt ist unser, und ein Leben voll Freude und reiner Wonne steht uns bevor. Preise Dich glücklich, den Banden des Trübsinns, der Sclaverei des trostlosen Beterlebens entkommen zu sein; mit uns ist Gott, der unsere Flucht geleitet! Der Himmel hat uns der Welt zurückgegeben, Du wirst mein, kein Kloster=

gelübde hält uns gebunden, wir sind frei, nur der Bund unserer Herzen ist ein ewiger! Ich bin über den Zweifel hinweggehoben, der mich mit dem Gedanken befällt, den Wunsch der sterbenden Mutter, die mich dem geistlichen Leben widmete, nicht zu erfüllen. Und über Dich, die Du nicht ihre Tochter bist, hat ihr Wort um so weniger Macht, Du bist nicht ihr Kind, sie durfte nicht über Dein Leben verfügen."

Er beugte sich über sie hin, aber sie wies ihn von sich. „Hätte ich bedacht," sagte sie, „daß Du nicht mein Bruder bist, ich wäre Dir nicht aus dem Kloster gefolgt, niemals, niemals!" Sie hüllte sich in die Kleider und weinte fort. „Und was giebt mir die Gewährniß, daß Giovanna nicht meine Mutter ist?" fragte sie plötzlich mit erhobner Stimme. „Bist Du nicht von Nachtwandelei ergriffen, und darf ich auf alle Deine Worte bauen? Wer steht mir dafür, ob es nicht ein Traum war, der Dir vorgespiegelt, Du seist nicht mein Bruder?"

„So wahr die heilige Mutter Gottes mir helfe!" betheuerte Raoul, ich habe den Brief aus des Bischofs

Hand erhalten, wo Giovanna das Geständniß ablegt, ich sei ihr Sohn, Du nicht ihre Tochter. Deine Mutter hat den Schleier genommen, sie hat die Welt verlassen und lebt verborgen in einem fernen Kloster. Aber das bindet Dich nicht an die Wirren des Wahns, Du bist frei. Eine Anmaßung verkehrter Frömmigkeit war es, die uns ins Kloster brachte, sie hat keine Gewalt über Deinen und meinen Willen. Ich kehre nie wieder zurück in die Kerkermauern, wo meine Gefühle sterben oder irre laufen, wenn der Schlaf meine Sinne befällt. Mich reizt die Welt, die Heimath lockt mich, dorthin zieh' ich, selbst wenn Du mich verlässest!"

Er stand auf und ließ sie allein, da sie sich nicht zu ihm wandte. Er sank auf sein Lager und brütete still. Ein Geräusch wie von Ankommenden unterbrach die lange Stille. Caro schlug an, war aber bald beschwichtigt, als wäre es der Zuspruch einer bekannten Stimme, die ihn zur Ruhe verwies. Kilian Maurus wachte auf vom Geräusch. „Kommt der arme Wandersmann noch so spät!" murmelte er für sich hin.

Bald aber hörte man wieder die Athemzüge des Schläfers, es war wieder still, und man konnte glauben, die ermüdeten Flüchtlinge hätte ebenfalls der Schlummer überwältigt. Aber Raouls Gedanken schwebten in die Ferne, das Heimathland lag vor ihm, der Wunsch, von seinem Vater Kunde zu erhalten, ward nicht weniger lebendig in seiner Seele, die ins Leben hinausstrebte, das er jetzt plötzlich entfesselt vor sich sah. Das alles wob sich träumerisch vor den Augen seines Geistes zusammen, und seine wachen Kräfte erlagen diesen Aussichten der Zukunft. Da legte sich eine sanfte Hand an seine Wange, eine heiße Lippe athmete an der seinigen. Antoinette war's, die sein Lager suchte. Sie hatte sich satt geweint, ihren Kummer von sich geströmt, ihr Schmerz und die mädchenhafte Scheu, sich von den Geboten ihres bisherigen Daseins abgewendet zu haben, war der Freude über ihre Rettung aus den Banden des Klosters gewichen. So mußte sie mit ihrem Befreier sich aussöhnen, war er doch nun ihr einziges Heil. „Ich will Dir Abbitte thun, mein Raoul, mein Held!“ flüsterte sie und schmiegte sich an ihn. Die dunkle

Nacht sah nicht ihr Erröthen, und so durfte sie ihn küssen mit der ganzen Gewalt der dankbar hingegebenen Liebe. Er schlang seine Arme um den zarten Leib, ihr liebliches Angesicht glänzte ihm vor den Augen seines Geistes, und trat leuchtend wie ein Bild der Gottheit in die Träume der Zukunft, die eben um seine Seele schwebten. „Und Du liebst mich? und ich darf Dich lieben?" seufzte Antoinette; in ihren Küssen erstarb der scheue Laut des stillen Entzückens. „Statt des Gelübdes im Kloster," sagte Raoul, „ist dies nun mein Gelöbniß, Dich zu lieben mit einer ewigen Liebe, Du meine Braut, meine weltliche, aber doch heilige Braut!" Seine Lippen zückten mit den ihrigen zusammen, wie sich Blitze fassen und zünden. Für die Gewalt der entfesselten Liebe giebt es keinen Stillstand, wie das schäumende Meer keine Ruhe kennt, bis es die Ufer mit seinem Wogenschlag überragt, es will seine Beute.

Als die Morgensonne durchs Fenster lugte, stand Raoul mit dem Bettelmönch eifrig flüsternd im Ge-

sprach. Antoinette lag noch auf ihrer Ruhestatt in die Decken gehüllt, entweder schlief sie noch oder scheute sich vor dem hellen Licht des Tages. „Ihr seid nicht das erste Paar, das ich traue und ehelich einsegne!“ sagte der Mönch und wies auf seinen glatten Scheitel, „bin ordinirt, bin qualificirt, weiß Bescheid mit allen sieben Sachen, bin altkatholischer Priester.“

„So nimmst Du unser Gelöbniß an,“ sagte Raoul „und giebst uns den Segen als ehelich Verlobten?“

„Laßt mich nur machen!“ beruhigte der Alte und ging ins Nebengemach, allerlei Geräthschaften zusammensuchend. „Ich wußte das, ich kenne den Lauf der Natur!“ murmelte er von Zeit zu Zeit vor sich hin.

Raoul war zu Antoinettens Lager getreten. Ihr schlafendes Antlitz lag zu ihm gekehrt, und wie er sich über sie bückte, um sie mit dem Kuß der Liebe zu wecken, blickte sie auf, denn sie schlief nicht mehr und lachte ihm mit der ganzen Lust sehnsüchtiger Wünsche still entgegen. Ihre Stirn und Wange war sehr blaß, aber die Lippe war voller aufgeblüht über Nacht, und in ihren Augen brannte noch ein funkelndes Licht, wie

jener wunderbare Stein, der sich von den Strahlen der Sonne durchleuchten ließ, auch nachher im Dunkel den eingesogenen Glanz noch von sich strahlt. Raoul stand im Abglanz seiner eignen Liebe, wie ihn Antoinettens Augen überstrahlten. Sie streckte die verlangenden Arme zu ihm hin, er kniete nieder, und unter seinen Küssen flammten auch ihre Wangen wieder auf.

Die Stimme des Bettelmönchs ertönte aus dem Seitencabinett. Er hatte der offnen Thür gegenüber einen alten Betstuhl nebst Pult mit dem Crucifix zurechtgerückt und zwei Kerzen angezündet. Antoinette war aufgestanden und schmiegte sich an Raouls Arm, der sie dem Gesalbten des Herrn zuführte. „Ihr seid nicht bräutlich angethan, Kinder, aber es thut nichts!" sagte der Alte, „ich bin Euer Priester und Gott ist allerwegen, wo sich treue Herzen finden. Tretet vor mich hin, daß ich Euch den Segen gebe, der Euch bindet von nun an bis in alle Ewigkeit. Auch ohne Zeugen sollt Ihr hier rechtskräftig zusammengethan werden, seid Ihr doch durch kein Gelübde im Kloster gebunden."

Das junge Paar stand vor ihm auf der Schwelle

und der Mönch begann seine Sprüche. Da öffnete sich vom Flur her die Thür und ein langes schwarzbraunes Gesicht blickte durch die Spalte. Entweder hatte Caro schlecht Wache gehalten, oder es war eine befreundete Erscheinung, der er den Eintritt nicht wehren mochte. Ein Staunen, das sich des Eintretenden bemächtigte, bannte fast seinen Fuß, als er ihn ins Zimmer setzte. „Nur sachte näher, Gevatter,“ rief ihm Bruder Kilian zu, „wir können hier einen Zeugen brauchen, und wenn Ihr auch ein schlechter Christ seid, so seid Ihr doch ein guter Mensch. — Aber beim heiligen Patrik! Ihr kennt Euch ja allesammt“ —

Raoul war dem Fremden entgegengestürzt, „Jacotot!“ rief er laut, „Jacotot!“ und auch Antoinette begrüßte den alten Bekannten. Es war wirklich der treue Diener aus der Provence. „Kinder!“ rief er, und suchte vergeblich nach Worten. Jahre waren verstrichen, seitdem man sich nicht gesehen, statt der Kinder umarmte ihn ein Jüngling, drückte ihm eine Jungfrau die Hand. „Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend,“ sagte er endlich, „der fromme Bruder hier nahm

mich auf und gab mir Obdach. Es ließ mich nicht länger ruhig in der Provence, ich mußte Euch sehen, hören wie es Euch geht im Kloster. Gestern Abend schlich ich in den Hof des Bischofs, da hört' ich die wunderlichsten Dinge, das Gewitter brach los, das Nonnenkloster stand in Brand, der Tumult der Leute zog mich mit fort. Die junge Novize, Antoinette, sei in ihrer Zelle verbrannt, hieß es, Andere schrieen, sie sei entflohen. Der eine Flügel des Gebäudes stand in Flammen, ich legte Hand mit an und war der erste oben auf der Leiter, nachdem der Regen das Feuer gelöscht. Mehrere Zellen waren heruntergebrannt, Antoinette war nirgends zu finden. Nun glaubte ich fast an Flucht, aber dumpf und ungewiß kam ich hieher zurück, und suchte mein Lager hinten unter dem Dache. Erst heut' früh erkannte ich Caro, der vor der Thür lag. Sagt, wie hat sich das alles begeben? Ich bin stumm und staune!"

„Bote aus der Heimath!" rief Raoul, „Bote des Himmels sollten wir Dich nennen, lieber, getreuer Freund. Du sollst uns leiten, wir wandern mit Dir.

Schreckliche Dinge haben sich ereignet, die unser ganzes Dasein umgestalten. Wisse nur so viel, Antoinette ist nicht meine Schwester, wie ich, wie Du, wie wir Alle geglaubt, sie ist meine Braut, hier Bruder Kilian segnet den Bund unserer Herzen. Ja staune nur, Jacotot, es hat sich alles wahrhaftiglich ereignet. Dem Kloster sind wir entflohen, wir beginnen ein neues weltliches Dasein, von den Menschen vielleicht verfolgt, aber von Gott beschützt."

„Du nicht Antoinettens Bruder!" starrte ihm Jacotot entgegen, — „Antoinette Deine Braut!"

„Ja doch," sagte Raoul, „wer will darüber gebieten, wer anders als die Stimme unserer Herzen! Wohl weiß ich, daß wir als Geschwister aufwuchsen, hat uns Mutter Giovanna doch immer als ihre Kinder gehalten, aber sie selbst gestand es dem Bischof in dem Briefe, daß sie uns getäuscht. Ich las den Brief, ich las ihn, sie hat es beschworen, daß Antoinette nicht ihr Kind ist. Was willst Du Jacotot? Was soll Dein starrer Blick?"

Jacotot war leichenblaß, die buschigen Brauen zo-

gen sich düster über seine Augen zusammen. So stand er mit gesenktem Haupte, als wenn ein Geheimniß ihn niederdrückte. Raoul ergriff ihn an der Brust, als wollte er das Gefäß schütteln, bis sein Inhalt überschäumte. „So muß ich denn den Zufall, der mich hergesandt, um Euer Bündniß zu stören, für eine heilige Fügung halten!" sagte Jacotot. „Wenn Giovanna gestand, daß sie nicht Antoinettens Mutter war, so hat sie gesagt, was wahr ist, aber nur, was sie wußte. Laß Deine Hand von mir, Raoul, was willst Du gegen mich wüthen! Kennst Du mich nicht als den treubewährten Freund Eures Hauses? Als der Retter Deines ewigen Seelenheils bin ich hier erschienen, denn noch ist ja das Schreckliche nicht geschehen, noch steht der Priester da, noch seid Ihr nicht verbunden. Giovanna war nicht Antoinettens Mutter, aber Ihr seid dennoch Geschwister, Ihr habt einen gemeinschaftlichen Vater. Er lebt, er war in der Heimath jetzt wieder, ich sollte Euch seinen Gruß im Geheimen bringen. Was ist Euch, ist die Kunde nicht fröhlich, bin ich nicht zeitig genug erschienen, — Heiland der Welt!"

Antoinette war laut schreiend zu Boden gesunken, Raoul schlug die Hände vor sein Gesicht, und kniete in schrecklicher Bewegung nieder. Die Stille, die eintrat, war qualvoll. Jacotot starrte vor sich hin, der Gedanke, die Botschaft sei zu spät gekommen, fuhr wie ein Blitz durch sein Gehirn. „Sei uns die gesammte Schaar der Heiligen gnädig!" sagte Kilian Maurus erschüttert, und wandte sich zu Antoinetten, die leblos am Boden lag. „Laßt mich allein mit dem Mägdlein, ich will sie ins Leben rufen. Ihr aber flieht, flieht soweit Ihr könnt!" Jacotot bemächtigte sich Raouls, er umfaßte ihn mit seinen starken Armen, um ihn fortzuschaffen. Raoul hatte keinen Willen, keine Kraft mehr. Der gellende Schrei: „meine Schwester?" entfuhr noch seiner zitternden Lippe, als er mit Jacotot durch die Thür verschwand.

Ein kleines Zimmer im Hintergebäude barg die beiden Menschen und verschloß ihre Worte, ihre Verzweiflung vor aller Welt. Den ganzen Tag saß Jacotot bei dem Unglücklichen, er wich nicht von ihm. Gegen Abend kam der Bettelmönch geschlichen und er-

zählte, Antoinette habe sich ausgeweint, sie sei matt und schwach, aber sie verlange lebhaft ins Kloster zurück, sie wolle zur frommen Schwester Clementine. „Ich weiß auch sonst nichts mit ihr anzufangen," sagte Kilian Maurus, „ich will sie morgen in aller Frühe zurückgeleiten. Ihr aber müßt fort von hier, weit fort, am besten in Eure Berge. Ich kenne Euch nicht, gestehe nichts, auch Antoinette nichts, sie ist ein starkes entschloßnes Mädchen!"

Raoul verlangte nicht, sie noch einmal zu sehen, die Unglückliche, die ihm der Hohn des Geschickes gegönnt, um sie ihm wieder zu entziehen, die er sich erobert, weil sie ihm, wie er wähnte, nicht angehörte, und die er wieder verloren, weil sie schon sein war durch die Bande des Blutes. „Ich bin nun auch zum Mönch verflucht!" sagte er mit stiller Ergebung, und der Entschluß, ein fernes Kloster zu suchen, stand in den verstörten Zügen seines Antlitzes mit eiserner Festigkeit. „Es ist ein Wahn, sich vom Wahne losgebunden zu glauben. Das Geschlecht soll in Ketten wandeln, so scheint es, wehe dem, der sich ihnen ent-

windet. Mit den Banden, die Du zerrissen vor Dir siehst, wird Dir eine Schlinge gewunden, der Du doch anheimfällst. Hast Du Deinen Arm befreit, so bleibt Dein Fuß gefesselt, und Du stürzest um so tiefer. So war die Geschichte Deines Lebens, mein Vater! Du warst Mönch. Da fiel es wie ein lichter Funken in Deine Seele, man könne Gott dienen, ohne dem Drange der Natur zu widerstehen, der den Menschen zum Menschen führt. Du flohst mit einer Nonne, sie ward meine Mutter. Nun schienst Du frei von den Banden des dumpfen Aberglaubens. Aber wer hieß Dich alte Bande abwerfen und auch die Pflicht der ehelichen Treue für einen Wahn halten? Da liegts. Irgend wie mußt Du gebunden sein, Menschengeist, sonst flattern Deine Sinne wie Raubvögel durch die Welt in unersättlicher Begier. Du brauchst nicht Mönch zu sein, nein! Du brauchst Dich nicht einzusargen als lebendig Todter; aber soll Dich auch die Liebe zu einem Weibe, das sich Dir anheimgab, nicht binden? O dann fahret nur durch einander ihr Sterne, Sonnen, Monde! wenn auch die Liebe nicht bindet, dann brecht nur zu-

sammen, Welten! und Chaos, Du gesetzloses Ungeheuer, verschlinge nur alles in schrankenloser Wirre, denn wenn der Liebe die Treue fehlt, so hat das Universum kein Gesetz mehr! — Eine lustige Geschichte, die Geschichte jener Mönchs- und Nonnencolonie in den Bergen der Provence! Ha, Jacotot, erzähl mir noch einmal, wie mein Vater weltlich wurde, ein Weib nahm, meine Mutter liebte, und ihr doch treulos wurde. Die Satzungen des Klosters hatten sie abgeworfen, die Grüfte des Aberglaubens waren zersprengt, der Mensch fand den Menschen, ein Herz das andere, Mönch und Nonne wurden, wie es Gott im Paradiese geboten, Mann und Weib. Aber sie konnten für ein neues Leben kein neues Gesetz finden, das an die Stelle der abgeworfenen Fesseln der alten Satzung trat. So griffen die Wünsche, die Begierden maßlos um sich. Wer sich nicht mehr an Altar und Kloster gebunden fühlte, wie sollte sich der an ein Weib gebunden fühlen! So überraschte die Gemüther mitten in der Freiheit eines lichten Morgenrothes die Nacht der Verwirrung und so hatten zwei Kinder Einen Vater und doch nicht Eine Mutter.

Und der Fluch der irren Wünsche ereilte auch uns; ich küßte meine Schwester, als könnte sie mein Weib sein!"

„Ruhig, ruhig!" bat Jacotot mit leiser Stimme. Der finstere harte Mensch war vor dem Unglück, das auf Raouls zerstörten Mienen zu lesen stand, ganz weich und sanft geworden.

„Ich will meinen Vater finden," sagte Raoul, „ich will ihn sehen, ihm sagen, daß eine Schmach auf mir ruht, die sich mit allen Thränen, die Himmel und Erde zusammenweinen, nicht wieder tilgen läßt. Das sei noch mein weltliches Geschäft; dann, mein Herz, nimm alle Deine Wünsche, Deine lichten und Deine dunkeln Gefühle, Deinen Haß und Deine Liebe, und laß' Dich einsargen in eine ferne Klostergruft." —

Am frühen Morgen des andern Tages stand Kilian Maurus an dem Thor des Nonnenklosters und übergab der Pförtnerin das verirrte Mädchen, wie er sagte, das sich aus dem Brande gerettet, und das er halbtodt im Walde gefunden. „Um Jesu willen!" schrie die Pförtnerin, „seid Ihr's wirklich, Antoinette? Ach Kind, Kind, was ist alles um Euretwegen hier geschehen!"

„Legt ein gut Wort ein bei der gestrengen Frau Priorin!“ bat der Alte. Antoinette blickte zitternd im Klosterhof umher und zu den schwarzen ausgebrannten Mauern hinauf, die ihre Zelle umschlossen hatten. Der ganze Flügel des Gebäudes war zerstört, nur die Pfeiler standen noch; im Hofe war man mit Fortträumung des Schuttes beschäftigt.

„Legt ein gut Wort ein,“ — bat der Mönch.

„So wißt Ihr's nicht?“ sagte die Pförtnerin, „die Frau Priorin ist in der furchtbaren Nacht, die der Geist des Bösen über uns verhängte, vor Schreck gestorben. Ich werde die fromme Schwester Clementine rufen, die jetzt das Amt und die Aufsicht führt.“

Antoinetten zuckte das Herz in stiller Freude, sie kniete vor dem steinernen Bilde der Gnadenmutter nieder und sprach ihr Gebet. Kilian Maurus schied mit frommen Wünschen.

Raoul und Jacotot hatten unterdessen den Stab ergriffen, sie wanderten nach der Provence.

II.

Die

Ursulinerin.

Dicht vor den Mauern der kleinen Stadt Montelimart in der Provence lag die Kapelle der Ursulinerinnen. Zu beiden Seiten standen die Wohngebäude der frommen Schwestern, deren Anzahl jetzt nur gering zu sein schien. Ein doppelter Kranz von Oelbäumen umschloß das Gehöft, im Vorgrund rauschte die breite, inselreiche Rhone, hinten ragten, wie zu Schirm und Schutz, hohe gewaltige Mauern, deren weite Flügel, ehemals der geheime Schauplatz des regsten Lebens, jetzt den Anblick verödeter Trümmer boten. Dies schwarze Gestein mit den viereckten Thürmen und Zinnen, die auf alten römischen Ruinen standen, war ein Collegium der Gesellschaft Jesu gewesen. Seit neun

Jahren stand es unbewohnt, denn so lange dauerte bereits die Verbannung der Jesuiten. Von den Parlamenten war ihre Lehre verdammt, Sully's, des Huguenotten, Machtgebot hatte sie aus Frankreich vertrieben. Ob der Dolch jenes Chastel, der König Heinrichs Leben bedroht, in den Schulen der Jesuiten geschliffen, das stand als eine furchtbare Frage da, auf die sich jede Partei ihre Antwort suchte. Aber der aufgeregte Sinn des Volkes, das seinen geliebten König in Gefahr gesehen, wollte Rache und Beschwichtigung, Chastel galt für einen Zögling der Jesuiten, eine Schandsäule deckte seine Gebeine in Paris, und sein Beichtvater, der Jesuit Guignard, war neben ihm hingerichtet. Die katholische Ligue war aufgelöst; die Gesellschaft Jesu hüllte sich schweigend in den Mantel des Geheimnisses, wie ein Mann, der zu stolz ist, um sich gegen die Schmähungen des Pöbels zu vertheidigen, und ließ die Gewalt des weltlichen Regiments über sich ergehen, wohl wissend, daß die Macht der Welt doch nicht von ewiger Dauer ist und der Geist seine Herrschaft, und wär' es auch auf ihren Trüm-

men, wiedergewinnt. Selbst in der päpstlichen Delegation, zu Avignon, hielt sich der Orden nicht für sicher genug. Von der Hand räuberischer Huguenotten, die sich für Diener Sully's ausgaben, waren die Lehrkanzeln des Collegiums zerschlagen, die Hörsäle verwüstet. Durch die zertrümmerten Fenster schnob der Wind und und haschte in den Schlupfwinkeln der Kreuzgewölbe nach seinem Wiederhall, aber wie der schweigende Zorn, der seine Brust verschließt, standen die Mauern mit ihrer breiten Stirn da, und von den schwarzen gen Himmel ragenden Thürmen krächzten die alten Wetterfahnen als suchten sie nach einer verlornen Melodie.

Dicht am Fuße des Berges, mit welchem der Pallast der Jesuiten in die Höhe stieg, lag die kleine Kapelle der Ursulinerinnen sammt den Gebäuden der Schwesterschaft. Vom rauhen Ostwind, der die Provence durchschnaubt, blieb dies stille Plätzchen unberührt und von der Bergwand hinunter blühte der Oelbaum bis an die Ufer der Rhone. Hier blühte auch die katholische Frömmigkeit ruhig fort; von den hohen Sitzen einer stolzen Herrschaft vertrieben, hier blieb sie unge-

fährdet in idyllischer Friedenslust, um die Reichthümer der Welt, und die Gipfelpunkte des äußeren Lebens unbekümmert. Die frommen Schwestern gehörten zu einer Congregation, welche Anna von Saintonge nach dem Muster der Gesellschaft Jesu gestiftet hatte. Ihre Regeln waren den Statuten des heiligen Ignatius entnommen, dessen geistliche Uebungen sie jährlich acht Tage verrichteten. Deshalb eben standen sie im Verbande mit jenem mächtigen Orden und in dessen Schirm und Schutz. Der Verfolgungseifer des weltlichen Arms hatte sich nicht bis auf die Schwesterschaft der Ursulinerinnen erstreckt, man ließ die Frauen ruhig beten; wollte man doch nicht die Frömmigkeit, sondern nur die Anmaßung derselben, ihre Herrschlust, vertilgen. Die Gemeinschaft der Ursulinerinnen mit jenem Orden knüpfte sich besonders an das Gebot, nur bei den Jesuiten zu beichten. Dieser Pflichterfüllung, aus welcher alle ihre Vergünstigungen erwuchsen, waren die frommen Schwestern seit der Verfolgung jenes Ordens nun schon lange enthoben, doch hatte der heilige Stuhl, der beim französischen Hofe die Zurückberufung der Je-

suiten jetzt lebhafter als je betrieb, von Zeit zu Zeit einen Beichtvater heimlich gesendet, und die Schwesterschaft war nicht für immer der Tröstungen untheilhaftig geblieben, zu welchen ihr Gelübde sie anhielt. Aus ihrem Anschluß an die Statuten der Gesellschaft erwuchs ihnen auch die Pflicht, sich mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen. Mehrere Stunden des Morgens sah man die jungen Mädchen der nahen Stadt in dem Lehrsaale um die fromme Cölestine versammelt, wie die jetzige Superiorin des Stiftes hieß. Dies brachte die Schwestern der heiligen Ursula in eine Art Gemeinschaft mit der Welt, sie pflegten das geistige Wachsthum junger weiblicher Gemüther, lehrten allerlei nützliche Tugenden und gewannen sich die Liebe und Hochachtung der Familien. Im Uebrigen war ihre Lebensordnung einfach klösterlich und ohne besondere Abweichung vom regulirten Stande gottseliger Frauen. Um vier Uhr Morgens standen sie auf und beteten in ihren Kammern eine Stunde lang, versammelten sich in der Hauscapelle, um gemeinschaftlich das Amt der heiligen Jungfrau zu singen und wanderten

dann in die Stadt, um die Messe zu hören. Von ihren Zöglingen umringt, die sich dort um sie versammelten, kehrten sie nach den traulichen Schatten ihrer Oelbäume zurück, und der Unterricht begann. Kurz vor dem Mittagsmahl hielten sie noch Gewissensprüfung, nach dem Essen sangen sie gemeinschaftlich in der Hauskapelle die Litanei der Mutter-Gottes. Dann begann das große Stillschweigen, dem sich jede nach Belieben überließ, bis die Glocke wieder in den Lehrsaal rief. Waren die Zöglinge in geistlicher Uebung gesättigt, so betete jede der frommen Schwestern für sich den Rosenkranz oder überließ sich ihren einsamen Gedanken. Vesper und Complet wurden gemeinschaftlich gehalten und auf den Nachtimbiß, den die Litanei aller Heiligen beschloß, prüfte eine jede noch einmal still für sich ihr Gewissen oder die Superiorin verwaltete für alle zusammen das Amt der Gewissensprüfung. So hatte eine jede genug Anregung zur Heiligung der Seele, genug Veranlassung zum thätigen Wirken, und auch Freiheit genug und einsame Muße, um ein verlornes Leben zu beweinen, um für blutende Herzens-

wunden, die die Welt oder die eigene Leidenschaft schlug, heilende Kräuter zu sammeln, und in der Stille der Seele den Nachklang früherer Lebensstürme zu beschwichtigen. Es gab und giebt im Menschenleben allezeit zuviel geheimes Unglück, die Welt der bürgerlichen Gesellschaft ist immer zu mißgestaltet, die Rosen der Liebe bieten immerdar zuviel versteckte Dornen, als daß die Menschheit solcher Stätten ruhiger Vereinsamung ganz entbehren könnte. Die gequälte Seele wirft sich mit ihrem Schmerz auf die geordneten Lebenszustände, und bringt ihre Unruhe und ihren Unfrieden in die feste Gliederung der Gesellschaft; kann sie aber heraustreten aus dem Verbande, der sie zermartete, wird es ihr möglich, ohne Opfertod sich den verschlingenden Verhältnissen einer verworrenen Welt zu entziehen, so strömt ihr Unheil abseits, ihr Schmerz verrinnt in der Stille des Gedankens. Geheimes Unglück, das die Welt nicht mag, obwohl es eben die Welt und ihr Gesetz verschuldete, will immer eine einsame Stätte, einen Friedhof, auf dem es sich selbst begräbt. So lange der Schooß der Gesellschaft in der Tyrannei des Herkom-

mens gebunden liegt, so lange die Könige und Völker sich nicht das unbeschränkte Glück des Daseins zur alleinigen Aufgabe stellen, so lange müßt ihr Einsiedeleien gestatten, wo der Muth, der sich an den Formen der Welt zerschlug, die Hoffnung, die dem blauen Himmel mit Thränen entgegenlachte, und die Liebe, die sich an den Dornen des Lebens verwundete, ihre stille Zuflucht finden. Sobald es ein Wahn des Herkommens wird, euch einzusargen, bevor euch das Leben tödtete, dann ist es eine Verlästerung der Stimme der Natur, ein Vergehen gegen die weisheitsvolle Ordnung des Schöpfers. So lange die Liebe athmet, die Hoffnung sich in Wünschen spiegelt und der Quell des Lebens noch rauscht und hüpft, so lange sollt ihr den Strom der Welt mit euren Armen theilen; nur wenn ihr wirklich todt, solltet ihr euch begraben, und wenn ihr die Pulse wieder schlagen hört, dann solltet ihr auch wieder auferstehen und in die Welt zurücktreten dürfen. Das war der Fluch der Klöster, daß es für niemand eine Rückkehr gab, sobald sich einmal die Pforten hinter ihm geschlossen und die wiedererwachenden Lebens-

gedanken sich hinter eisernen Riegeln gefangen fühlten. Da lebten selbst todte Herzen in der Empörung gegen die Fesseln wieder auf, und gegen die kalten Wände des Zwanges stieß die Verzweiflung ihre heiße Stirn. Die gefesselten Hände zerfleischten sich, wenn der Drang des Lebens wieder durch die Adern zog, und die durch Satzung und äußeres Gebot niedergehaltene Seele nahm ihre Zuflucht zu allerlei Aberwitz, Seltsamkeit und sündhafter Entschädigung. So werden durch Herkommen und geschlossene Satzung alle Institute zu Kerkern für den Menschengeist, so wird jede freie Wohlthat durch das feste, unbezwingliche Gebot zu einem Fluch. Die Klöster waren eine freie Erfindung gebeugter Seelen, um der Welt ihren Spielraum zu lassen und sich abzuschließen vor allen Irren und Wandelungen des Geschicks. Nach den wilden Gewaltthaten des Geschlechts, nach den rauhen und blutigen Zerstörungen des Völkerlebens entstand dieser Drang nach Einsamkeit, der sich ganzer Jahrhunderte bemächtigte. Nun aber war es zum Gesetz, zur Gewohnheit geworden, und was Anfangs eine Wohlthat war, verwandelte sich in eine Verwüstung

aller Lebenskeime, bis in jenen Jesuiten der große Gedanke zu einer Reform des klösterlichen Lebens entstand, welche eine ganz neue Ausgleichung jener ewig streitenden Mächte, Welt und Geist, bezweckte. Der Geist sollte nicht mehr von der Welt abgeschlossen sich einnisten in einsame Versumpfung, er sollte hinaus ins Leben, die Welt gestalten, zügeln und beherrschen helfen. Nicht monarchisch wie in der päpstlichen Hierarchie, nicht behaftet mit den zufälligen Trübungen der Persönlichkeit, sondern wie eine rings verbreitete Gewalt der Demokratie sollte der Geist über die Welt gebieten, in sie eingehen als Blut ins Fleisch, und den Körper beseelen, so daß das Gebäude des Lebens wieder durchadert würde von einem und demselben Gedanken. Das Fleisch sollte nicht getödtet werden, wie in den alten Klöstern, es sollte, so war die Lehre der Jesuiten, beseelt werden vom Geiste, damit sich die Christenheit nicht mehr in dem Zwiespalt von Kirche und Staat, sondern als einheitliche Person erfaßte. —

Den Himmel umdunkelten graue Wolken, die Sonne war schon unter, die Nachtlichter wollten noch nicht

hervor aus dem feuchten Schooße, in den sich der Abend hüllte. Die Rhone war der graue Wiederspiegel des Himmels, sie rauschte kaum, sie schlich wie ein Büßender mit verhaltenen Athemzügen an den grünen Ufern hin; nur dann und wann kräuselte ein Stoß des rauhen Ostwindes die eintönige Fläche ihres Stromes. Da hielt ein Nachen vor den Oelbäumen, die den Garten der Klosterfrauen begrenzten. Er war von der Stadt her am schilfbedeckten Ufer entlang gefahren, jetzt hielt er an einer buschigen Stelle und eine hohe Männergestalt im schwarzen Talar stieg ans Land; der Fährmann, das Tau in der Hand, sprang ihm nach. „Willst Du mich nachher in die Berge führen," sagte der Fremde, „so zieh den Nachen herauf und harre auf meine Wiederkehr." Das Gebieterische, das im Ton seiner Stimme lag, raubte dem Schiffer fast den Muth; schüchtern war seine Entgegnung: „Wir Wasserleute sind wenig vertraut mit Weg und Steg in den Bergen, aber wenn Ihr wollt, frommer Vater!" —

„Die Pfade dort oben kenne ich selbst," unterbrach

ihn der Geistliche, „ich will nur Deine Begleitung, die Nacht wird rauh, die Straße einsam."

Der Fährmann beugte sich tief und küßte das schwarze, mit kostbaren Steinen besetzte Kreuz, das ihm der Gesalbte des Herrn darreichte. Es hing an der Gürtelschnur, die sein Habit zusammenhielt; auch die Schnur war schwarz, so wie alles in der Bekleidung des Mannes, auch die eckige Mütze, deren Falten über die Stirn fielen.

Der Kuß auf das Kreuz war für das fromme Schaf der Heerde ein Gelöbniß. „In einer Stunde bin ich wieder hier," sagte der geistliche Herr und schritt durch das Rohrgeflecht und die knisternden Binsen das Ufer hinauf. Unter den Oelbäumen stand er still, sein Blick ruhte auf den düstern Mauern des Jesuitercollegiums, das über den friedlichen Klostergarten hinweg in den grauen Himmel ragte. Welche Gedanken die Seele des Mannes jetzt bewegten, als er den Kopf sinnend hob und senkte, das blieb verborgen, der dunkelnde Abend ließ auf seiner Stirne nicht lesen. Er mochte seinen Jahren nach ein Vierziger sein, in seinem Gange lag

die entschlossene Festigkeit des reifen Mannes, in seiner Haltung verrieth sich die Ueberlegenheit seines Priesterstandes. Er zog jetzt den Mantel über den Nacken und schritt rasch auf die kleine Gartenpforte zu. Diesen Eingang schien er zu kennen, obschon es für Fremdlinge nicht der gewöhnliche war. Auf langes Pochen öffnete die Pförtnerin und wechselte mit ihm den üblichen Gruß. „Die heilige Jungfrau sei mit Dir," sagte der Geistliche, „die Gesellschaft Jesu sei Dein Schutz und Schirm!" Da neigte sich die Laienschwester noch tiefer und küßte den Saum seines Kleides. Die fromme Cölestine hatte den Gefährtinnen schon vor einigen Tagen die Ankunft eines vom heiligen Vater gesendeten Beichtigers verkündet und die devote Pförtnerin begrüßte mit aller Ehrfurcht den hohen Gast. Sie wollte der Superiorin Meldung machen, aber er verbot es und wandelte langsam durch den Garten und über den Hofraum. In dem Wohngebäude war es dunkel, die Kapelle war erleuchtet; es war der letzte Dienst des Tages, der die Ursulinerinnen an heiliger Stätte versammelte.

Der Priester betrat die Kapelle. Die Ampeln hingen sehr hoch und warfen an den grauen Pilastern nur einen falben Schein hernieder. Hier und da glänzte helles Metall, auf dem Altar standen die Leuchter und der silberne Heiland in flammendem Wiederschein, sonst war alles in Dämmerung aufgelöst; der betende Menschengeist, lag in den Schleier der Andacht gehüllt, der Erleuchtung durch die göttliche Liebe in der Nacht des gebundenen Wahns gewärtig. Einige von den Schwestern knieten in den Betsesseln, andere standen in den Beichtstühlen, denn die Superiorin pflegte den Jüngern die Gewissensprüfung zu erleichtern, indem sie mit Worten der mütterlichen Liebe zur Buße ermahnte, und die Bekenntnisse der kleinen Sünden entgegennahm. Dann und wann rauschte das sarschene Gewand einer Klosterfrau, sonst war alles leblos still. Nur wer hinter den Schleier blickte, an das schwarze Busentuch sein Ohr legte, der mochte das geheime, noch nicht ganz erstorbene Leben fühlen. Hinter den Wimpern der frommen Schwestern saß vielleicht noch manche, nicht ganz ausgeweinte Weltfreude; in dem stillsten Winkel des

Herzens flüsterte vielleicht noch mancher Wunsch nach einem Tröpfchen vom Wasser des Lebens, oder zitterte noch der sehnsüchtige Gram um verlornes Erdenglück. Es giebt ja für menschliche Herzen keinen ewigen Frieden, und flöhet ihr bis an den Rand des Meeres, bis in die Einsamkeit der Wüste!

Durch die Seitenthür trat eine würdige Gestalt von hohem Wuchs und stillem, gemessenem Wesen. Es war die Oberin, die fromme Cölestine, deren segensreiches Wirken die ganze Gegend pries. Sie war die Retterin der Armen, die sie wie eine Heilige ehrten, der Trost der Gebeugten, die Pflegerin der Kranken, und wenn sie in der Stadt erschien, huldigten ihr auch die vornehmen Familien, deren junge Sprößlinge ihrer Leitung anvertraut waren. Vor einer Reihe von Jahren war sie in härenem Gewand, eine Büßerin des einsamen Bergwaldes, in Montelimart erschienen; man kannte nicht ihre Abkunft, nicht ihr früheres Leben. Ein Hirtenbrief des heiligen Vaters hatte sie an die Stelle der verstorbenen Klosterherrin berufen, ein Leben voll Gottseligkeit hatte die hohe Gunst, die ihr wieder-

fuhr, gerechtfertigt. In der Berührung ihrer weißen Hand, sagten die Leute, lag eine Beschwichtigung für alle Wunden; wo sie hintrat waltete Ruhe und Zuversicht auf ein geheimnißvolles Heil; sie hätte dem Meere in seinem Aufruhr gebieten können, sagte die Welt, solch ein Oel der Milde strömte von ihren Lippen. Es war ein ausgeklungener Schmerz der eigenen Seele, der in ihren Trostesworten bebte; in ihrem Rath und in ihrer Mahnung sprach das Mitgefühl und das geheime Verständniß aller Leiden. In dem hohen stillen Ernst ihrer Züge, in der sanften Bewegung ihrer Gestalt lag eine Beruhigung, die auf bestürmte Gemüther überströmte. Nur der Blick ihres dunkeln Auges ließ sich selten finden, seinen Glanz hielt sie gern versteckt und die Wimpern gesenkt, wie einen Flor der Demuth. In ihren stillen Bußestunden hatte sie niemand belauscht, vor einem menschlichen Angesichte war auf diese marmorbleiche Wange seit Jahren keine zuckende Röthe gestiegen. Wohl hing das schöne, leise vorwärts geneigte Haupt wie in der Wiege eines großen Schmerzes, aber es war, als hätte ein Kuß der

Fassung alle seine zitternde Bewegung still zurückgebannt; im eintönigen Pflanzenleben der klösterlichen Sitte schien dies Herz seine Sühne gefunden zu haben. So lag sie jetzt vor dem Altar mit der ruhigen Betermiene, um den Tag mit seinem regelmäßigen Dienste zu beenden. War dies die Stätte, wo Gott lebendig würde, so konnte man wohl sagen, daß selbst vor Gott diese schönen bleichen Züge nicht mehr errötheten, aber in schlafloser Mitternacht, vor sich selber, färbte sich dieses Antlitz; in der Einsamkeit der Zelle stiegen Wünsche in diesem Herzen auf, die erst der fromme Dienst des Tages wieder begrub. So war sie vor den Menschen sehr heilig, vor Gott vielleicht wohlgefällig, vor sich selbst schien sie am schwersten Gnade zu finden.

Wie sie sich aufrichtete, traten zwei von den jungen Novizen, die nur das schwarze Kleid ohne den Wimpel trugen, ihr entgegen, um sie zum Beichtstuhl zu führen. Die jüngsten unter den devoten Schwestern waren immer am geschwätzigsten im Bekenntnißablegen und hatten ihre Lust daran, der geliebten Frau alle die kleinen Sündhaftigkeiten, die mitunter der lange

Tag brachte, noch vor Schlafengehen zu beichten. Es war seit längerer Zeit nicht geschehen, Cölestine vertröstete auf die Generalbeichte, die ein Abgesandter der Kirche entgegennahm. „Nur der Priester, der vom Blute des Herrn trinkt, kann völlig freisprechen und lösen," hatte sie oft gesagt, aber die Jugend ließ nicht nach, in sie zu dringen, und so gab sie dann und wann Gehör und legte den Leichtgeständigen allerlei kleine Bußen auf. „Es beichtet sich so gut bei Euch, ehrwürdige Frau," sagte mitunter die kleine schwarzköpfige Agnes in der Erholungsstunde, und hatte sich auf den Abend stark anzuklagen, daß sie ihre Blumenzucht, ihre Vögel zu sehr liebte, oder neulich bei dem Ave Maria fast vor Freude gelacht habe, als ihre beiden Lieblingstauben gegen das Fenster flatterten und sich mit den Schnäbeln liebkoseten. Darauf hätte ein grämlicher Priester allerdings in Sack und Asche büßen lassen; Cölestinen fiel es nicht ein, durch die Schwere der Strafe die harmlose Sünde bedeutsam zu machen.

In den jungen klosterfräulichen Seelen hatte sich allerlei sündhafte Kurzweil angesammelt, Cölestine saß

im Beichtstuhl, nahm einer jeden, die einzeln neben ihr kniete, das Geständniß ab und sprach allen streng, aber mild, ins Gewissen. Die ältern Klosterfrauen knieten hinter ihren Gittern und flüsterten ihr letztes Paternoster, da tönte die Nachtglocke hell und lockend, und hieß das Tagewerk beschließen. Jung und Alt, wandelten die schwarzen Gestalten zur Thür, beugten sich noch einmal und verschwanden einzeln. Nur Cölestine war sitzen geblieben, das Auge an den Boden geheftet, die Hand an den Busen gepreßt. „Während ich von Andern die Sünden fortnehme," flüsterte sie still für sich, „will der eigene sündhafte Gedanke sich nicht aus diesem Herzen bannen lassen, er kehrt immer wieder in neuer einschmeichelnder Gestalt und mit frommer Miene. Die Sehnsucht nach meinem Kinde ist stärker als alles heilige Gefühl. Ich richte soviel junge Seelen zu, daß sie unsträflich vor Gott wandeln, warum soll ich an meiner Tochter nicht dasselbe thun? Warum sollte sie nicht auch mein geistliches Kind sein dürfen, weil sie mein leibliches ist? Ich würde mir es zur Buße auferlegen, daß sie nie wissen sollte, welcher Arm sie

umschließt. Sie sollte glauben, ich sei ihre liebende Seelsorgerin, nie dürfte sie erfahren, warum mein Auge an dem ihrigen hinge mit mehr als blos frommer Lust. — O du mein Gott, was ist Dein Wille? Ist dieser Gedanke sündhaft vor Dir, oder darf ich ihn hegen?" Sie griff unwillkürlich zur Geißel, die an dem ledernen Gürtel ihres Kleides hing, dann zitterte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

Da trat der fremde Priester hinter der Säule hervor, wo er ungesehn Zeuge ihrer lebhaften Bewegungen war. Sie stand auf und sah ihm ungewiß entgegen. Der schwarze Mantel schlug in weiten Falten um seine Gestalt, sein Gang war gemessen und feierlich. „Ad majorem Dei gloriam!" sagte er und streckte die Hände gen Himmel. „Mit Wissen und Willen des heiligen Stuhls sendet mich der General meines Ordens, um Euch zu binden und zu lösen. Unser Fußtritt ist noch flüchtig in diesem Lande voll eitler Weltlichkeit, aber man wird uns bald wieder an allen heiligen Stätten sehen zur größern Ehre Gottes!"

Cölestine beugte sich vor ihm. Als er die Hände

über sie breiten wollte, bannte eine unwillkürliche Zuckung seinen Arm. Er kehrte sich ab, und wie der Strahl der Ampel in sein Antlitz fiel, da sah man diese winterlich starren Züge des Mannes von einem heißen Gedanken überwältigt, der auf der Stirn wie eine zornige Wolke stehen blieb. Er gewann aber schnell seine Haltung wieder als ihn Cölestine anredete:

„Nicht so spät noch am Abend hätte ich Euch erwartet, ehrwürdiger Vater!" sagte sie.

„Wohl thäten uns Allen," erwiederte der Priester, „Vigilien und lange Nachgebete Noth, bis der Orden der heiligen Jungfrau wieder frei eingehen darf in dies Königreich des vierten Heinrich von Navarra, aber es bedarf dessen kaum noch, Gott ist mächtig! — Morgen früh werde mein Amt vollzogen, damit die Summe dessen, was Ihr zu beichten habt, sich nicht allzu sehr ansammele in Euren Herzen und sie erdrücke. Zu Euch aber, fromme Schwester, komme ich vornämlich, denn ist auch die Welt um Euch her voll von den Wirkungen Eures segensreichen Wandels, so meinte doch

die heilige Kirche, Ihr dürftet ganz besonders nach der väterlichen Seelsorge Verlangen tragen."

Cölestine verneigte sich tief. „Wohl bringt der Tag," sagte sie fest und ruhig, „seine sündhaften Anreizungen auch im frommen stillbehüteten Leben; selbst in der Beschäftigung mit jungen Gemüthern hat man sein eigenes immerdar zu erziehen, aber was die leichte Welle oben aufkräuselt, das bewegt noch nicht den Bach in seinem Bette. Wir sind ungefährdet im Schooße Gottes, frommer Vater."

Das Auge des Jesuiten blitzte auf. „Ihr werdet mir beichten!" sagte er mit gewichtigem Tone. —

„Ich werde die Nacht hindurch mein Herz beschikken," erwiederte Cölestine, „damit es Euch morgen offen vorliegt. Weiß ich doch zuversichtlich, daß die Liebe Gottes größer ist als alle Missethaten der Menschenwelt!"

Sie stand mit so viel Würde vor ihrem Beichtiger, daß er schwieg. Der Kirchner löschte die Kerzen in der Kapelle; sie schritten der Thür langsam entgegen. Plötzlich stand der Priester still und erfaßte ihre

Hand. „Ich komme von Genf," sagte er, „aus dem Kloster der frommen Schwestern von der Heimsuchung Mariä, — von Deiner Tochter, Cölestine!" —

„Heiliger Gott!" stammelte das Weib mit erstickter Seele. Sie zitterte so heftig, daß sie an den nahen Betstuhl sank.

„Ruhig, Schwester," sagte der Priester. Seine Stimme war plötzlich weich geworden, sein Arm hielt die Sinkende fest.

„Großer Gott, Ihr wißt?" seufzte Cölestine, die sich zu sammeln bemüht war.

„Die Gesellschaft Jesu," sagte er, „sollte alles wissen. Wo es nicht ist, sind die Werkzeuge schlecht, der Wille war immer lebendig." —

„Warum mußt Du mich so strafen, Mutter Gottes?" flüsterte die Klosterfrau und hüllte sich tiefer in ihren Schleier. Nicht die Sünderin, das Weib in ihr war verletzt durch diese Mitwissenschaft eines Rohen, eines Kaltherzigen, der den süßen Drang der Natur vielleicht nie gefühlt. Da sie sich von ihm abwandte, schlug der Ton seiner Stimme wieder um, aber er

wurde nicht blos kalt und streng, er wurde befehlend. „Folget mir auf Eure Zelle, Schwester!“ sagte er, „ich habe Euch mehr zu melden.“

Eben verlöschte in der Kapelle die letzte Kerze, nur der alte Schließer hielt noch sein Licht in Händen und stand mit dem Schlüssel an der Thür. Sie schritten hinaus und gingen schweigend die Baumallee hinunter. Das Mondlicht stand wie das Lächeln der ewig milden Liebe am dunklen Saum der Wolken, im lauen Nachtwinde säuselten die Blätter wie von Traumgedanken gewiegt, die Oliven dufteten wie Mädchenlocken, hinten im schwarzen Walde flötete die scheue Sängerin der Nacht; nur der Mensch ging mit Martern und Qual durch all dies liebeselige Gefühl der versöhnlichen Natur.

Cölestine beachtete es nicht, daß Pater Ignaz, so hieß der Abgesandte von der Gesellschaft Jesu, an Ort und Stelle sehr bekannt schien, daß sie ihm mehr folgte als ihn leitete, als sie in das Wohngebäude der Klosterfrauen traten. Erst als die Schwelle ihres eigenen Gemachs überschritten war, konnte sie sich sammeln.

Der Priester war ans Fenster getreten, er stand in Gedanken vertieft. Sie griff nach der Kerze und beleuchtete die fremde lange Gestalt. Wie er sich zu ihr kehrte, war der stechende Glanz seines Auges erloschen, er blickte sanft und seine Lippen lächelten wie Wehmuth. Es war eins jener Gesichter, deren Linien so schnell wechseln, daß ein Maler die Urzüge kaum aufzufinden weiß. Nur der Stolz auf der hohen Stirn und die eingefallenen Wangen, die der Gram oder gedankenschwere Nachtwachen gefurcht zu haben schienen, waren für den Ausdruck seiner Miene bleibend. In den raschen hastigen Augen war ein immerwährendes Wechselspiel, die Lippen hingen bald tödtlich kalt, bald vom Hohn geschweift, und in ihren Wellenlinien saß die furchtbare Sicherheit, womit sie jeder Regung eines menschlichen Herzens zu begegnen wußten. Wie er aber jetzt Cölestinens Hand ergriff, da flog ein guter Genius über dies Antlitz und saß wie ein holder Gast in seinen zweifelvollen Zügen. „Willst Du mir nicht von Deiner Tochter sprechen?" sagte er schüchtern, „hast Du keinen Wunsch für sie oder für Dich selbst?"

„Sie blickte ihn ungewiß an, als er seine beiden Hände um die ihrigen preßte und sich vor ihr beugte. — „Wer hat Euch mein Geheimniß ahvertraut?" flüsterte sie leise. —

„Der Orden, dem ich diene," sagte Ignaz mit ruhiger Würde; „wie sollen wir binden und lösen, wenn wir nicht Herz und Nieren geprüft? Hast Du Dich uns doch selbst anvertraut, als Du in den Bergen der Provence Dein stilles Büßerleben führtest und in den Schooß des Klosters zurücktratest, dem eine Verirrung der Jugendlust Dich entzogen! Wer sich in den Schutz der Gesellschaft Jesu begiebt, wird gesühnt von aller Schuld. Du thatest wohl daran, uns Dein Bekenntniß zu machen, denn wir sind schweigsam wie der Tod, und versöhnlich wie die unsterbliche Liebe. Unser Herz ist weit, unsere Arme reichen allerwegen hin. Heil Dir, frommes getreues Gemüth! In der Blüthe Deiner Jahre hast Du die Freuden der Welt verlassen und in den Oeden der Einsamkeit freiwillig gebüßt. Siehe, Dir ist keine Buße mehr zuzumessen, auf so viel frommen Wandel darf eher Erholung folgen und Befriedi-

gung leiser Wünsche, und Stillung mancher schüchternen Sehnsucht. Als Du uns Dein Bekenntniß schriebst, — Du nanntest keinen Namen, verschwiegst Ort und Raum — da haben wir auf Dich gemerkt und die Erleuchtung Deiner Seele geprüft. Die Beichtiger, die der Orden zu Dir sandte, haben Dich gelöst für immerdar, sie wußten um Deine Schuld, ohne sie Dir ins Gedächtniß zurückzurufen. Mir aber sei dies vergönnt, denn ich komme von Genf, ich sah Dein vor Gott heranblühendes Mädchen und berichtete nach Rom, daß man Dir willfährig sei, wenn Du die Tochter vielleicht unter Deinen eigenen Schutz nehmen und selbst heranführen wolltest zu einem heiligen Leben."

In Cölestinens Seele zitterte die Lust der Mutterliebe.

„Wohl weiß ich," sagte Ignaz mit dumpfer Stimme, „daß Dein Kind in frevelhafter Sünde erzeugt ist, — aber Du hast es Gott dargebracht, und so wird alles, auch das verlorenste Leben, gebenedeiet zur größern Ehre Gottes!"

Er stand mit verschlungenen Armen und starrte vor sich hin.

Cölestine hielt die gefalteten Hände an die Stirn gepreßt und seufzte auf in raschen Zügen. „Ist es denn möglich, rief sie laut, „daß die Gunst der heiligen Kirche gleich groß ist wie die Gnade Gottes? Soll ich das Kind, — das nicht mehr mir gehört, nein, nein! an dem nur die Sündenschuld mein ist — soll ich das Kind meiner in Schmerzen untergegangenen Mutterliebe mit diesen Armen umschließen dürfen? Nicht mit den Armen weltlicher Lust, o nein, frommer Vater, nicht mit dem Jauchzen der Kreatur, nicht mit dem Jubel der Dankbarkeit gegen Gott, der gedeihen ließ, was in meinem Schooße geboren, nein, nein! mit stiller Demuth, mit Angst um das eigene Heil, aber doch mit allen süßen Schauern der unergründlich tiefen Mutterliebe, deren geheime Gewalt, deren Lust in Schmerzen und deren Schmerzen in Lust doch kein Gebet hinwegscheucht, kein Geißelhieb tödtet! Ich will das Kind auf meinen Armen Gott zuführen, es soll nicht mir angehören, ich will es nicht anders berühren,

als ich ein Eigenthum des Herrn ansah, nicht küssen mit den Lippen der Mutter, nicht lieben mit der Liebe des Weibes, o nein! nur es sehen, nur im Athem seiner Nähe sein, mit ihm beten und singen. Nie komme über diesen Mund das Geständniß, daß ich Die bin, die es gebar. Das gelobe ich Dir, frommer Mann! Habe Dank für soviel Huld, soviel Gnade, die weiter reicht, als der geheimste Wunsch meiner Seele, den ich wohl, ach! für sündhaft hielt, dem ich aber doch nicht gebieten konnte, denn er kam immer wieder Tag und Nacht!"

Sie war ihm zu Füßen gefallen, ihr ganzes Herz löste sich in einem Strom von Thränen.

Der Priester war erschüttert; soviel Stärke der natürlichen Gefühle in der Seele einer gottwürdigen, weltentfremdeten Frau raubte ihm das Uebergewicht seiner ruhigen Stimmung. Er suchte vergebens nach Worten der Buße und Ermahnung. „So sei es, Cölestine!" sagte er bewegt und hob sie vom Boden auf. Sie trat vor das Krucifix, das an der Wand hing, und sprach ein lautes Dankgebet. Seine Augen folg-

ten ihr und schwelgten in den Formen ihrer schlanken Gestalt, die in der gebeugten und devoten Stellung durch das schwarze Gewand hervorquoll. „Amen!“ sagte er, und die Gewalt eines großen Gefühls bebte in seinen Mienen. Er erschrak vor sich selbst, sein Auge schloß sich, seine Hände sanken gefaltet zusammen, über sein Gesicht rann plötzlich wieder die bleiweiße Farbe der eintönigen Ruhe, zu welcher der Priester verdammt ist. In Cölestinens Antlitz brannte aber die Freude der reinsten Andacht, ihr schönes Auge sah mit heller Gottseligkeit auf den Gesandten der Kirche, der in sich zusammengesunken dastand. „Ich kann noch nicht scheiden,“ sagte er finster und kalt, „Ihr müßt noch ein Geständniß thun!“

Sie trat zu ihm hin, sie wollte kein Hehl mehr vor ihm haben.

„Wer ist Antoinettens Vater?“ fragte er zögernd. Der Athem stockte ihm, er mußte sich setzen, um seine Bewegung zu verbergen. Sie ließ sich neben ihm nieder und seufzte tief: „O heilige Jungfrau, so muß

denn alles aufgewühlet sein aus dem verspommenen Gewebe meiner sündhaften Vergangenheit?"

„Es ist wichtig," sagte Ignaz, „hochwichtig, daß Du es sagst, es handelt sich hier um eine seltsame Verstrickung des Geschicks. Der Fluch der Verwirrung, der sich der Sinne der Eltern bemächtigt, will sich auch um die Kinder schlingen, als hätte ein Dämon der Rache sein Spiel darin. Ich fand Deine Tochter in der Obhut einer frommen Klosterfrau. Aber wenige Tage zuvor hatte sich ein frevelhaftes Ereigniß im Kloster zugetragen. Von einem jungen Novizen der Barfüßer war Antoinette in der Nacht entführt. Um die Flucht zu sichern, hatten sie die Zelle in Brand gesteckt und waren im Walde herumgeirrt. Am andern Morgen brachte man das zitternde Mädchen zurück. Sie ist ein liebes sanftes Kind, aber jener wildgeartete Knabe — doch wozu von ihm! Sage mir nur das Eine, nur das Eine: Wer ist Antoinettens Vater? Bei Gott, wenn Du, die Mutter, es nicht weißt, so wußte selbst die heilige Jungfrau nicht — — — Es sind bereits siebenzehn Jahre, Schwester Cölestine, als sich der Klo-

stergeistlichen in Genf jene calvinistische Verwilderung der Sinne bemächtigte, nach deren Satzung der Priester des Herrn Theil haben darf an der Natur des Weibes. In den Annalen der Geschichte wird dies als ein Aufstand des Fleisches gegen den heiligen Geist bezeichnet werden. Es war wie ein Wirbelwind, der die Gemüther erfaßte, um langentzogene süße Gaben der Kreatur zu genießen, die Wunder nie empfundener Begier zu fühlen, den blassen Traum des geistlichen Lebens in eine heiße Wirklichkeit von Fleisch und Blut zu verwandeln. O es war eine furchtbare Zeit! Mönche und Nonnen steckten ihre Zellen in Brand, flohen in die Welt, zerrissen ihre Gewande, flochten Blumen der wilden Lust in ihr Haar und opferten dem Heidenthum, das man im Schooß der christlichen Welt begraben wähnte, das aber neu erwuchs zu dem alten Baume der Versuchung, an welchem Eva stand und den Apfel pflücken hieß."

„Eure Worte sind wie Dolche, frommer Vater!" flüsterte Cölestine und verhüllte ihre brennenden Wangen.

„Ihr hattet Theil an der Verwirrung, die in Genf

ihr Haupt erhob," sagte Ignaz mit finsterm Groll. „Jener Armand und jene Giovanna, habt Ihr sie nicht gekannt? Sie verließen zuerst ihre Klöster und zerrissen den Bund mit dem alten Gott. Viele von Euch folgten und huldigten der Lust eines weltlichen Lebens. Dort in den Bergen der Provence — ha! seht nur, dort stehen die alten schwarzen Gipfel, der geisterblasse Mond gießt sein verführerisches Licht über den finstern, tagscheuen Berg, dessen dämonische Schatten damals die Schmach eines verworrenen Lebens verhüllten!"

Ignaz war ans Fenster gestürzt, er riß den Flügel auf und stierte hinaus in die Nacht. Die Rhone glänzte im Silberlicht des Mondes, hinten am Saum der Gegend lag der Ventoux und eine Kette von Bergen, wie schweigende Riesen, wie ewig feste Zeugen menschlicher Wandelbarkeit. Der Priester starrte weit hinaus, sein Gesicht glühte, seine Blicke sprangen wie entfesselte Tiger auf und ab an dem fernen dunkeln Gebirg; der laue Nachtwind legte sich vergebens an seine heiße Stirn.

Als er zurücktrat ins Zimmer, lag Cölestine knie-

end am Boden und versteckte ihr Antlitz in den Polstern des Stuhls. „Ist jener Armand Antoinettens Vater?“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Sprich, Weib, sprich, es hängt daran die Lösung einer großen Irrsal. Der Barfüßernoviz, der das Mädchen entführte, ist Armands Sohn. Ist auch Antoinette Armands Kind, so hat sich hier die Natur wieder schrecklich verirrt und ich fluche ihren Verlockungen.“

„Schweigt, um Gott!“ rief Cölestine, „und hört mein ganzes Geständniß. Wie Ihr sagtet, hatten Armand und Giovanna das Kloster verlassen. Giovanna, meine Muhme, war mir im heiligen Leben Vorbild gewesen, sie wurde es auch in der Sünde; wenn es denn einmal Sünde war, wie wir glauben. Hilarius war mein Geleiter. Er war aus demselben Kloster, in welchem Armand Prior gewesen, ein sanfter stiller Mönch, dem sich mein ganzes Herz zuwandte. Wir schlossen uns den Neuerern an, die in Genf Gelübde und Klostersatzung zurückließen und in den Bergen ein weltlich Leben begannen. Armand wußte hier für alles Rath, er war der Führer und Ordner der ganzen Gesellschaft.

Wir lebten da eine ganze Zeit, am Tage gingen die Männer auf die Jagd, statt des Krucifixes führten sie das Schwert und die Büchse. Ich liebte Hilarius von ganzer Seele. Wir waren calvinistisch eingesegnet, aber unser Bund sollte nicht von Dauer sein. Hilarius wandte sich von mir; ob sein Herz andere Gefühle kennen lernte, ich weiß es nicht; ich sah ihn oft Tage lang, Wochen lang nicht mehr. Er schweifte in den nahen Städten umher, ein unruhiger Dämon trieb ihn von Ort zu Ort. Und ein unseliger Geist kam über uns alle. In jenem furchtbaren Armand, dem wir alle gefolgt, erwachte eine Neigung zu mir. Schon um seines Weibes willen, die ich liebte und ehrte, hätte ich keinen Theil haben mögen an dem Irrthum seiner Hinneigung zu mir. Ich floh seinen Anblick, aber ich litt unsägliches. Eines Abends finde ich in meinem Zimmer einen Brief von Hilarius, er verhieß seine Rückkehr, ich solle in derselben Nacht auf ihn harren, sein Herz hätte sich mir wieder zugewandt. Ich saß auf meinem Lager, die Stunden kamen und gingen, Hilarius erschien nicht. Schon war die Lampe verlo-

schen, die müden Augen schwammen in Schlaf, da trat er zu mir ans Lager und küßte mich. Als der Morgen graute, entwand er sich meinen Armen. — Heiliger Gott! das war nicht Hilarius, der davonschlich, das war Armand, der Entsetzliche. Fluch auf sein Haupt, Fluch der ganzen Verwirrung der sündhaften Welt! An diesem seinen Verbrechen hatte ich keinen Theil, Hilarius lebte in meiner Seele, stand vor dem Auge meines Geistes, ihm hatte ich angehört, und trug schon die Spuren seiner Liebe unter meinem Herzen. Aber er hatte mich verlassen, ich sah Hilarius nie wieder. Ich bin ihm treu gewesen, solange mein Herz der Welt zugewandt blieb, solange das Kind seiner Liebe mein war. Mit Antoinettens Geburt that ich alle meine weltlichen Gefühle von mir, der liebevollen Giovanna, der ich die Schuld ihres Gatten verschwieg, übergab ich mein Kind, hüllte mich in ein hären Gewand und verbarg mich in die Stille des Waldes. Dort habe ich gebüßt, bis ich fühlte, daß sich Gott mir wieder zuwandte. Dann übergab ich mein Geständniß der heiligen Kirche und dem Orden des heiligen

Ignatius. Man führte mich zu den Ursulinerinnen hierher, ich lebte still, wirksam, und wenn auch ohne Heil für meine eigene Seele, so doch zum Nutzen Anderer. Ach, man ist nicht glücklich, wenn man nur um das Glück Anderer geschäftig ist. Die Liebe zur Welt, den Glauben der Neuerer, die Hinneigung zu dem Manne meiner Jugend, alles habe ich in mir begraben, aber unter den Todten, die ich still beigesetzt nach vielen Kämpfen, regt sich die Mutterliebe doch immer wieder und will auferstehen selbst mitten unter den frommsten und gottseligsten Gedanken."

Die Nonne schwieg, sie stand mit ruhiger Würde dem Beichtiger gegenüber. Die Stille im Zimmer unterbrach nur der Nachtwind, der draußen in den Blättern der Bäume spielte.

„Ich bin fertig mit meinem Bekenntnisse," sagte Cölestine. „Du kennst nun mein ganzes Selbst, Priester des Herrn. Du aber, wer bist Du, daß Du mir alles entrissen hast, was festgeklammert saß in meiner Seele, nur vor Gott offenbar, nur ihm erklärlich?

Gab Dir die Kirche das Recht mich so zu foltern, bis ich ganz entlarvt dastehe, ein Spiel der Laune Deines Willens? Nimmt die Kirche mit Martern die Beichte ab? Oder war es ein feindseliger Plan, von Dir selbst entworfen, weshalb Du Dich in die Geheimnisse eines unglücklichen Weibes schlichest?"

Ignaz wehrte sie von sich ab, als sie sein Gewand ergriff. „Ich bin nur ein schwaches Weib," sagte sie, „aber ich könnte Dich doch bitten, mir zu beichten, denn gegen ein Unglück tauscht sich nur ein gleich großes ein. Du trägst die Spuren davon in Deiner kummerbleichen Miene, sage mir, warum erschüttert Dich die Geschichte meines Lebens?"

Ignaz wandte sich von ihr und zog den Mantel um seinen Nacken. „Frage nicht!" sagte er mit dunkler, zitternder Stimme, „was ich zu enthüllen hätte, erträgst Du nicht. Mir konntest Du alles beichten, denn ich kam zu Dir mit der Macht, Deine Seele zu lösen. Du aber hättest für mich nur Abscheu und Fluch! Der Segen Gottes, den Dir die Kirche und

die Geschellschaft Jesu verkündet, sei mit Dir, fromme Schwester, Deine Seele weide sich in Zukunft an dem Gedeihen Deines Kindes, das Du dem Himmel dargebracht. Dein liebster Herzenswunsch sei Dir gewährt, Du siehst die Tochter wieder und nimmst sie in Deine Obhut. — Lebe wohl, fromme Cölestine. Ich will hier keine Beichte mehr hören, gieb den Klosterfrauen der heiligen Ursula selbst den Segen, den die Kirche auf Dich häuft. Lebe wohl, die Ehre Gottes sei unser Aller Ziel!"

„Jesus Maria!" schrie Cölestine; eine dunkle schwebende Ahnung riß sich endlich aus ihrer bestürmten Seele fast bis zur Gewißheit empor. Sie hatte den wechselvollen Ton seiner Stimme schon früher im Leben gehört, obschon er jetzt verstellt und gebrochen, absichtlich fremd und kalt ihr Ohr berührte. Wie sie ihm jetzt entgegenstarrte, flammten seine Augen zornig auf. Sie wollte ihm folgen, aber er winkte mit beiden Händen zurück, schlug das Zeichen des Kreuzes und war rasch durch die Thür verschwunden.

Sie stand wie gebannt, eine qualvolle Erinnerung

bemächtigte sich mit lähmender Macht ihrer Seele. „Großer Gott, das war Armand!" flüsterte sie in scheuer Angst und von Furcht gepeinigt. — Es war wirklich Armand gewesen, der ehemalige Prior der Barfüßer zu Genf. Bei seinem Eintritte in den Verein der Gesellschaft Jesu hatte er den Namen seines neuen Schutzpatrons, des heiligen Ignatius, angenommen.

Die Schritte des Scheidenden hallten durch den Corridor. Als Cölestine ans Fenster eilte, wandelte die dunkle Gestalt des Priesters unter den Oelbäumen hin.

III.

Die

Calvinisten von Vauclüse.

Die beiden Wanderer standen so eben auf dem Gipfel eines Berges und blickten hinüber in das mondbeglänzte Land der schönen Melusine." Vor ihnen schoben sich die grauen Berge der Provence über einander, rechts hinter ihnen oberhalb der breiten Rhone lag Avignon, die alte tönende Stadt, wie sie noch damals hieß wegen ihres hundertfachen Glockengeläutes, jener vormalige Sitz der geflüchteten Päpste mit den viereckigen Mauern und Thurmdächern. Dicht vor ihnen am Fuße des Berges, auf dem sie von der Wanderschaft ausruhten, lagen die durcheinandergestürzten Trümmer eines alten römischen Theaters. Die Römer liebten es, die Freuden ihrer Hauptstadt in den Provinzen wiederzufinden; Amphitheater, Bäder und Wasserleitungen

wurden überall die unverwüstlichen Denkmäler des altrö=
mischen Luxus. Auch ein dreithoriger Triumphbogen
erhob sich zur Seite und trotzte der Macht der Zeit
und der Zerstörungswuth der Nachkommen. Von den
schönen korinthischen Säulen lag manche in Trümmern,
manche stand noch und hielt, ein schlanker griechischer
Arm, die hohen Giebel des römischen Siegerstolzes auf=
recht. Allerlei nautische Werkzeuge, Dreizacke, Anker,
Schiffsschnäbel, allerlei Pfeile, Schilde und Streitäxte
hingen zu beiden Seiten, und im Mittelfelde der Attike,
die sich über dem ganzen Gebäude erhob, sah man in
Relief das Gefecht der Römer mit den Cimbern und
Teutonen. Es war ein Triumphbogen des Marius
und Catulus, auf den Schädeln vieler tausend Bar=
baren errichtet. Die ganze Gegend wimmelte von alt=
römischen Bauwerken. Es war eigentlich griechische
Kunst, die hier die Sclavin der Römer wurde und de=
ren Siege über die Barbaren verewigte. Hier und da
sah man auch ein gothisches Mauerwerk, eine christliche
Betkapelle, die sich an die halbversunkenen Säulen
der heidnischen Vorwelt lehnte; das verödete Collegium

der Jesuiten bei Montelimart hatte römische Mauern zum Fundament. Auch die hierarchische Pracht des neuen Roms lag schon zum Theil in Ruinen, in dem Calvinismus hatte sich ein Zeitgeist angekündigt, der auch die Denkmale der katholischen Weltherrschaft zerstörte. — Auf dem Schauplatz der Erde lagern sich Trümmer über Trümmer, auf der Schädelstätte des alten Geschlechts baut sich das neue Zeitalter seine Hütten und Palläste, und ein nachkommendes Jahrhundert findet dann staunend das große Gewirr einer ruinenvollen Welt.

Die beiden Wanderer standen, sobald sie den Gipfel des Berges erstiegen, auf päpstlichem Gebiet; was vor ihnen und zur Seite lag, gehörte zur Delegation von Avignon. Pater Ignaz bedurfte auf seiner weitern Wallfahrt nicht länger der Geleitschaft des Schiffers; er reichte ihm ein Goldstück und hieß ihn den Rückzug nehmen. „Frommer Vater,“ sagte der dankbare Mensch, „es wäre möglich, daß Ihr nun recht eigentlich erst meiner Begleitung bedürftet. Die Hütten im Gebirge, wo Ihr übernachten könntet, sind noch

sehr fern, und dort unten in den Ruinen dürft Ihr nicht weilen, wollt Ihr nicht in die Hände der calvinistischen Ketzer fallen, die dort im alten heidnischen Gemäuer allnachts ihr frevelhaftes Wesen treiben."

„Den Gesalbten des Herrn wird nichts anfechten, ihn leitet der Strahl Gottes auf allen Wegen," erwiederte Ignaz und entließ den Begleiter, der das Kreuz an seinem Gürtelbande küßte und mit dem Zeichen des Heils von ihm schied. Ignaz stieg den Berg langsam hinunter und bahnte sich über altes Steingerölle den Pfad zu dem innern Raum der Mauer, die das ehemalige Theater umschloß. Jetzt stand er an der innern Reihe der Kragsteine, von denen die obern, lothrecht durchbrochen, zur Aufnahme der Masten dienten, an welchen man ehedem das Tuch befestigte, das die Zuschauer vor Regen und Sonne schützte. Es waren kolossale Quadern, ohne allen Mörtel verbunden, Mauerwerke, die der Ewigkeit zu trotzen schienen. Unten im Labyrinth der Trümmer lag tiefe Nacht; nur die zerbröckelten Schwibbögen erreichte der Strahl des Mondes, und die alten Pfeiler erschienen wie sitzende, ausruhende

Greise mit hohen weißbeglänzten und von der Last der Jahre vorwärts gebeugten Häuptern. Bis an den Fuß des Gemäuers wagte sich der Mond nicht hinab mit seiner Leuchte, die hohen Wände hielten den untern Raum in heidnischer Dunkelheit. Ignaz tappte langsam umher, endlich sah er durch die Spalte zweier Quadern ein Licht blitzen. Schnell verschwand es aber, sobald er näher kam, und er suchte vergeblich nach der Stelle, wo der Schimmer sein Auge getroffen. An die Südseite der Mauer lehnte sich ein noch ziemlich fest und vollständig gebliebenes Gebäude, ein langer niederer Saal, ehemals die Wohnung der Theaterdiener. Vor diesem stand Ignaz, hier mußte der Schlupfwinkel für die calvinistische Andacht sein. Der Saal war ohne Fenster, an die Thür wagte sich der Priester nicht, er suchte nach einem Vorsprung, der ihm auf das platte Dach helfen konnte. Endlich fand er eine gestürzte Säule, deren Schuttwerk fast die Höhe der Wand erreichte, und er schwang sich hinauf. Eine weite Oeffnung in der Decke zeigte ihm den innern Raum des Saales, die schmucklose Kirche der stillen Secte, welche

sich hier auf päpstlichem Grund und Boden mit ihrer Andacht in den Schooß des weltlichen Heidenthums flüchtete. Es waren meist Hirten und Jagdleute, die ihre heimischen Berge nicht verlassen mochten, um unter Sülly's Regiment eine freie Ausübung ihres Glaubens zu finden. Auch schieden sie sich in manchen Punkten von der Lehre der genfer und der in Frankreich verbreiteten Reformirten, obschon man sie die Calvinisten von Vauclüse nannte. In diesem Thale standen einige ihrer Wohnungen, die meisten aber lebten zerstreut in den Bergen.

Der Saal war von einer einzigen kleinen Laterne erleuchtet, die von der Mitte der Decke herabhing. Unter ihr stand der Redner, der Priester der Gemeinde, um ihn herum, ebenfalls stehend, ein Kreis von etwa dreißig Männern, einfache, dürftige Gestalten, simple Naturen der rauhen Bergluft, welche die mystischen Süßigkeiten des katholischen Meßdienstes verschmähten und si hier an einigen kernhaften Bibelsprüchen, die der Prediger deutete, erquickten und stark machten gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, gegen die Ge-

fahren des leiblichen Todes. Das einzige Mysterium, an das sie glaubten, war das mit Menschenzungen offenbarte Wort Gottes. In dem Gesandten, der es gebracht, sahen sie den reinen Urmenschen, der in der schlichten Einfalt des kindlich gebliebenen Geistes das Göttliche fand. Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich — das war nach ihrem Glauben der Kernpunkt des Christenthums, alles andere hatte nur Geltung, wiefern es die Lehre von der göttlichen Kindschaft näher deutete. Ihr Leben und Treiben in Berg und Wald stimmte als weltliches Handwerk sehr wohl zu dem keuschen Sonntagsglauben ihres Christenthums, dessen simple Würde an die Reinheit der ersten christlichen Gemeinden erinnerte. Das Kind in der Krippe war ihnen der in irdischer Gestalt erschienene Gott, Jesus war Mensch, allerdings der edelste, reinste, heiligste, aber was er Göttliches sprach und that, war nur ein Abglanz der ursprünglichen Wunderkraft, die in seiner göttlichen Kindheit erschien. In jedem Kinde erscheint immerdar von neuem die Heiligkeit der Natur, die sich als

Gott selbst zum Ausspruch bringt, so lange sie im ungetrübten Besitze der geheimen Wunderkräfte des Lebens bleibt. Im Kinde ist Natur und Geist einträchtig, das Kind ist die Natur als Gott. Ist nun gleich in dieses Paradies des ursprünglichen Lebens, der Zwiespalt getreten, hat sich Geist und Natur wie Schuld und Unschuld getrennt, und ist das Leben und die ganze Menschengeschichte eine langgedehnte Kette von Widersprüchen und Kämpfen beider Elemente, so wird doch in jeder Geburt wieder die Möglichkeit und Ahnung dieser Eintracht des gespaltenen Daseins gegeben, eine Möglichkeit, die im Christuskinde zur vollendeten Wirklichkeit geworden. Dies war das Christenthum der Secte von Vauclüse. Sie glaubten an Gott und an das Kind; ihre Anweisung zum andächtigen Leben ging darauf hin, das Kind wieder in sich zu finden und festzuhalten. Es war natürlich, daß ihr Ritus der allereinfachste von der Welt war.

Der Priester der Gemeinde war jener Jacotot, dem wir schon früher in Genf begegneten. Er hatte damals, als der Sinn der weltlichen Reformirung die

Klostergeistlichen in der Schweiz ergriff, als Laienbruder den Schooß der Kirche verlassen, aber nicht, um wie Armand, sein früherer Herr und Meister, wieder zurückzutreten. Unter den Hirten und Jägern der Provence war sein Glaube gediehen; er hatte nicht die große Verschuldung der Gemüther getheilt, somit hatte ihn auch nicht die Macht der Reue zurückgetrieben in den Schutz der alten Kirche. Das Gefühl der Dienertreue hatte ihn immer noch an dem Geschicke Armand's und Giovanna's Theil nehmen lassen, aber sein Sinn blieb reformirt, sein Glaube war erstarkt in der Stille des Naturlebens. Schlicht und schmucklos, ohne Bevorrechtigung vor den Brüdern und ohne den angemaßten Anspruch auf höhere Weisheit, stand er in der Gemeinde und sprach vom Worte Gottes, dem stillen Senfkorn der Erde. Die Lehre, der die Gemeine huldigte, war nicht sein Werk, nicht das Ergebniß seiner Klügelei, der einfache Glaube, der sich hier gestaltete, war über Alle, die daran Theil hatten, wie über Nacht gekommen, dieser Kultus und dies Bekenntniß war der ungeschminkte Ausdruck ihres ganzen Daseins.

Jacotot war nichts als der Sprecher unter den Brüdern; von geistlicher Oberhoheit, von abgegrenztem Unterschied zwischen Laien und Eingeweihten, war hier keine Spur, vielmehr stand der Priester vor greisen Häuptern, vor denen er sich selbst beugte. Wer das Christenthum übt, hieß es hier, kann nicht niedriger stehen, als wer es lehrt.

Der schlichte Gottesdienst war zu Ende. Jacotot, der Priester, maßte sich nicht an, den Segen ertheilen zu können, er war nicht einmal ausnahmsweise der Redner dieser Gemeinde, jeder in der Versammlung sprach laut ein Gebet, sobald er sich dazu getrieben fühlte. Statt des priesterlichen Segens, drückten sich alle die Hände, küßten sich auf die Stirn und waren so als Brüder der Liebe ihres Gottes gewiß. Daß ein Priester der alten Kirche ihre Andacht belauscht hatte, fiel ihnen eben so wenig ein, als sie sich überhaupt von dem Regiment der katholischen Christenheit in ihrem harmlosen Leben sonderlich beobachtet glaubten. Aber das Auge der Gesellschaft Jesu war überall, und hier war es ohnedies noch der Vater, der den Sohn suchte

und beobachtete. Raoul, der mit Jacotot in die Berge gewandert war, besuchte regelmäßig die Versammlungen der Gemeinde. Sein innerer Mensch war ein geknicktes Rohr, für jede Luftbewegung ein Spiel. Jede andere Hand hätte ihn eben so fügsam und leitsam gefunden; der Vernichtung seiner Lebenswünsche schien eine Zerstörung seiner geistigen Kräfte gefolgt zu sein; er hatte keine Fähigkeit zum Wollen mehr, nachdem sein Wille und sein Streben in der Gestalt des Verbrechens vor ihn getreten war.

Die versammelten Männer waren zum Aufbruch fertig, jeder warf den kurzen wollenen Mantel um, drückte den Hut in die Stirn und griff zum Wanderstab; einige führten Blendlaternen. Die Lampe, die an der Decke des Saales hing, hatte Jacotot gelöscht.

Ignaz stieg vom Dache hinunter und schlich die Wand entlang zur Thür. Hinter dem Schaft einer Säule war er geborgen. Langsam und schweigend zogen die Männer an ihm vorbei, sein Auge hing an jeder Gestalt, endlich war er seines Zieles gewiß, Raoul, sein Sohn, war unter ihnen. Jacotot war der

letzte des ganzen Zuges, aber Ignaz wagte es nicht, ihn zurückzuhalten, er folgte den Männern langsam durch die Ruinen nach. Am Abhange des Berges standen ein Paar Maulthiere für die Aeltesten der Gesellschaft. Man theilte sich in Gruppen, die Einen führte der Weg nach dem Rhonethal, die Andern ins Gebirg an dem Ufer der Sorgues hinauf. Ignaz ließ die beiden Haufen weit voraus, dann folgte er von fern dem letzten Zuge in die Höhen, er kannte den Pfad zu Jacotots Hütte im vauclüser Thal.

Das rothe Auge der Sonne blickte zögernd über den Rand der Berge, als er die Thalschlucht betrat. Die Gegend war immer wilder und rauher geworden, noch dicht vor dem Eingang in den Bergkessel schoben sich die grauen Felsen vor einander, als wären sie neidisch auf den innern Raum, der ehedem das Asyl einer großen treuen Liebe gewesen war. — Wenn dereinst der Engel Gottes vom Himmel herunter steigt, um die Erde, diesen Schauplatz wüster Vergehen, mit dem flammenden Schwert der Rache zu zerstören, dann werden einige Stätten geschirmt bleiben vor dem Un=

tergange. Engel der Gnade werden kommen und mit rosenfarbnen Händen diamantne Ketten um diese Plätze ziehen, um sie an die Ewigkeit und die Freuden des unsterblichen Lebens zu fesseln. Dieser Stätten werden nur wenige sein auf dem weiten Erdenrund, stille Inseln auf dem großen Ocean, einige Oelberge, wo ein großer Prophet starb, einige versteckte Einöden, wo eine große treue Liebe blutete.

Das Thal von Vaucluse hat nur die Liebe verschönt. Graue Felsen thürmen sich zu einem engen Kessel, schwarzes Steingerölle liegt wüst durcheinander geschichtet, Lavendel, Euphorbien und Flechten, die bald ins Grünbraune, bald ins Gelbröthliche schillern, geben dem Gestein einen Wechsel von lauter todten Farben. Nur das helle, meergrüne Bergwasser, das aus dem Felsen stürzt, bringt Leben in diese Gruft, — wie die Liebe in die sonst öde graue Welt. Die Sorgues springt und rauscht, und wo ihre Tropfen sprudeln, scheint selbst der todte Stein lebendig zu werden, seine Farben werden hellroth und lichtbraun, und wenn der Strahl der Sonne von seinem höchsten Stand ins

Thal fällt, dann leuchtet der Fels und erscheint wie eine Welt voll glühender Bilder. So wird das Menschenleben nur durch die Liebe lebendig. — Hoch oben auf dem Felsengipfel steht eine Schloßruine, unten im Grunde elende Hütten von Holz und Baumgeflecht oder dürftigem Mauerwerk; die eine ruht auf den Trümmern der Wohnung Petrarca's. Karg und öde, hart und kahl ist die ganze Stätte, in welche die Liebe ihr Paradies hineinträumte. In dieser Einsamkeit — gefiel sich der Dichter, hier störte ihn nichts in dem einen und alleinigen Gedanken an Laura.

Zwischen zwei Felsenwänden saß eine Hütte von Lehm und Stein; es war Jacotots Häuslichkeit. Die Thalbewohner schienen sich der Morgenruhe übergeben zu haben, um nachzuholen, was sie in der Nacht versäumt. Selbst die Hunde schlugen nicht an, als Ignaz die Schlucht betrat. Er ging auf jene Hütte zu, die Behausung seines ehemaligen Dieners und Laienbruders. Das eine Fenster war niedrig genug, um hineinzublicken, und Ignaz sah plötzlich, als er den Kopf hineinbog, in das schlafende Antlitz seines Sohnes. Von

der Nachtwanderung ermüdet, lag Raoul am Boden in dem kleinen Gemach, dem das Fenster angehörte. — Es war eine Reihe von Jahren verstrichen, seit Ignaz Armand den Sohn nicht gesehen. Der muntere, blühende Knabe war ein bleicher Jüngling geworden, der eine Last von Gedanken auf seiner Stirn trug. Waren ihm doch im Klosterdienst alle Tugenden seines Herzens, sein Jugendmuth, seine Lust, das Leben zu erobern, sein Drang nach Liebe, zu Verbrechen geworden. Ein trübes Chaos widerstreitender Gefühle lag in des Jünglings Zügen, selbst der Schlaf, der sonst wie ein Hauch ewigen Friedens über das von Leidenschaft zernagte Angesicht schleicht, schien hier keine Macht der Begütigung zu üben.

Ignaz lehnte seine Wange an die Mauer, das Geschick seines Sohnes bewältigte ihn, das Gefühl des Vaters überflügelte fast die Entschlüsse des Priesters. „Das Bewußtsein einer Blutschuld zerdrückt seine junge Seele!" sagte er gerührt, „in meiner Macht steht es, ihm diese Last zu nehmen." —

Da öffnete sich die Thür, die zum Gemach führte,

Jacotot stand auf der Schwelle und beide Männer starrten sich entgegen. Ignaz winkte und jener trat zurück. Vorn am Eingang des Hauses trafen sie auf einander und wechselten nicht ohne Zagen und Zurückhaltung die Begrüßungsworte.

„Ich war selbst in Genf, ich weiß alles, was den Unglücklichen getroffen!" sagte Armand, als Jacotot die Ereignisse im Kloster zu Genf berührte.

„Alles?" fragte jener, „auch daß Bruder und Schwester vor dem Altar standen," —

„Gelobt sei Gott! dem ist nicht so. Dank, fromme Cölestine, für Dein Geständniß!" flüsterte Ignaz.

Jacotot wagte nicht um Aufschluß zu bitten, Armands Worte waren ihm dunkel.

„Du hast meinen Sohn hier in Deine Kirche gezogen," sagte der Priester Jesu mit gebietender Miene, „ich rathe Dir nun, von ihm abzulassen. Die alte Mutterkirche vermag die Schuld zu tilgen, die auf seiner Seele ruht. Er gehört mir an und meinem Dasein ist er verfallen. Ich weiß, daß Ihr ihn in die Versammlungen Eurer ketzerischen Sippschaft führtet."

„Verzeiht,“ sagte Jacotot mit ruhiger Würde, „der Glaube, dem ich huldige, kennt keinen Zwang, Raoul's Gemüth ist frei. Ich habe ihn der Verfolgung des Klostergeistlichen entzogen, ihn in die Berge geführt, aber nicht seine Entschlüsse gelenkt. Es bleibt ihm überlassen, wie er sich mit dem Himmel sühnen will.“

„Calvinist!“ sprach der Jesuit, „Ihr habt keine Gnadenmittel, Ihr könnt die Gemüther nicht bannen, wenn sie ein Dämon verwirrte. Ich sage Dir, Abtrünniger, laß Deine Hand von Raoul! Hast Du den Schooß der Kirche für immer verlassen, so suche dereinst für Dich um Erbarmen, aber ziehe niemand nach!“

„Abtrünniger?“ sagte Jacotot, — „ich verließ mit Euch das Kloster und die alte Satzung.“

Ignaz schwieg, der Zorn lief brennend über seine Züge. „Ich warne Dich,“ rief er gefaßter, „gieb den Jüngling frei! Der Vater bittet Dich, der Jesuit befiehlt Dir. Die Gesellschaft Jesu kennt Eure Schlupfwinkel, fürchte meine Rache!“

„Mein Glaube weiß von keiner Rache, von kei-

nem Zwang!" sagte Jacotot, „Dein Sohn ist frei, mag ihn der Himmel behüten.".

Armand drückte ihm die Hand und blickte zu Boden. Dann zog er seine Schreibtafel aus dem Busen, setzte sich und schrieb eifrig. Jacotot bat ihn, unter seinem Dach vorlieb zu nehmen. Armand schüttelte, ohne zu reden, den Kopf und schrieb weiter.

Als er geendigt, war er allein im Zimmer, jener hatte es verlassen. Er trat lauschend an die Thür, die zu dem kleinen Gemach führte. Er öffnete leise, da lag der Jüngling in tiefem Schlaf auf dem Lager. Armand schlich näher, er beugte sich über ihn und trank den Athem seines Mundes. Dann schob er ihm sanft das beschriebene Papier in die Hand und verließ das Gemach. Jacotot schien draußen beschäftigt, und der Priester trat ungesehen aus der Hütte. Er war schon am Ausgang der Schlucht, da blickte er sich noch einmal um. Der alte Diener stand in der Thür des Hauses. Sie winkten sich einen stillen Abschied zu und Armand verschwand hinter den Felsen.

Als Raoul nach einigen Stunden erwachte, fand

er das Blatt in seiner Hand. Er las das Schreiben des Vaters:

„Nur die alte Kirche erlöst Dich vom Fluch der Sünde. Und hättest Du Blutschuld auf Dich geladen, die heilige Mutter Gottes wird Dich sühnen. Der Orden der Gesellschaft Jesu erwartet Dich. Folge Deinem Vater nach Paris, dort wird er Dich sehen und begrüßen. Rette Dich vor der Gemeinschaft mit Ketzern; wo könnte sich Deine Seele hinflüchten wollen als in den Schooß des alten Glaubens! Komm und folge mir. Ich habe an Deinem Lager gekniet und bete um Dein Heil."

„Dein Vater."

„Mein Vater hier? sagte Raoul und rieb sich die Stirn, — „und warum weckte er mich nicht? warum sollte ich ihn nicht sehen? Aber ich muß ihm folgen!"

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Klosternovellen.

Von

F. Gustav Kühne.

Zweiter Band.

Klosternovellen.

Von

F. Gustav Kühne.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

Raoul.

In zwei Bänden.

Von

F. Gustav Kühne.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

IV.

Die

Jesuiten in Paris.

Mitten in der Seine, dicht vor dem alten königlichen Louvre sah man ein kleines Inselland, das sich jetzt in Paris nicht mehr findet. Das Gebäude, das darauf stand, ist längst verfallen, und die späteren Uferbauten vernichteten die ganze Insel, um den Strom seinem ungehemmten Zuge zu überlassen. Das kleine Eiland war auch damals nur künstlich vor dem Andrange der Wellen geschützt. Eine Pfahlwand stellte sich der Fluth entgegen; vor der ersten heftigen Gewalt blieb das schmale Erdstück geschirmt und um den Fuß der Mauern, die sich kaum über den Wasserspiegel erhoben, plätscherten die Wogen nur wie zum Spiel. Es war ein Lustschloß, halb im modernen, halb noch

im gothischen Style, denn auch in ihren Lustbarkeiten waren die alten Jahrhunderte gothisch. Das Gebäude stand auf Mauern, die vielleicht früher einem befestigten Thurme, zum Louvre gehörig, als Unterbau dienten. Denn auch der Louvre hatte in seiner ersten Gestalt, die Franz I. ihm gegeben, durchaus das Ansehen von festen Thürmen und Staatsgefängnissen; erst die prachtvolle Gallerie Heinrichs IV., die den Louvre mit den Tuilerien in Verbindung brachte, erschien wie eine fürstliche Residenz. Mit dem nördlichen Seineufer, wo der Louvre befindlich, stand das schmale Inselland durch eine Zugbrücke in Verbindung, deren Fallgitter nicht mehr brauchbar schien zur Sperrung des Eingangs. Hatte man diesen gewonnen, so führten steinerne Stiegen, nicht allzu bequem, mitten durch das innere Gemäuer zur Plattform, auf der sich erst das moderne Schloß, das Wohngebäude der Marquise von Verneuil, erhob. Die Besitzerin nannte das Gebäude ihr Observatorium, und in der That hatte es Zeiten gegeben, wo sie bei Tag und Nacht die wichtigsten Sterne des Lebens in ihrem Laufe nicht nur zu beobachten,

sondern auch zu lenken schien. Sie war so wichtig gewesen als ein Weib in Frankreich damals sein konnte. Die Minister der Krone, die Großen des Reiches, selbst die Prinzen von Geblüt, hatten sich um ihren Toilettentisch gedrängt. Das waren die Sterne, an denen sie ihre Lenkerkunst oft mit Geschick gezeigt, und wem das Glück zu Theil geworden, als Planet um sie zu kreisen, der hatte sie Frankreichs Sonne genannt. Und das alles war die Macht ihrer Schönheit gewesen. Sie war noch schön, die Marquise von Verneuil, von der Mittagshöhe ihres Lebens war sie noch nicht tief hinunter gestiegen, sie war noch das fühlende Weib, das nur wo es liebt, zu dienen, nur wo es geliebt wird, zu herrschen weiß. Aber wenn man sie schmeichlerisch eine Sonne genannt, so hatte sie es deutlich genug erfahren, daß das Gestirn ihres Lebens nur der Schimmer eines Mondes gewesen war, ein Abglanz der königlichen Huld, die ihr jetzt nicht mehr leuchtete. Heinrich der Vierte liebte sie nicht mehr. Sein immerdar neuer Liebe bedürftiges Herz hatte sich lange vergeblich bemüht, sich den Fesseln der Marquise zu entwinden,

ihre Neigung zu ihm schien ein Zauberbann, dem er nur auf kurze Zeit entging; mehrmals hatte ihn ein anderes Frauenauge gelockt, aber nicht auf lange, immer war er wiedergekehrt, um ihr von neuem zu huldigen, denn der Reiz ihrer Schönheit war unerschöpflich, ihre Liebe zu ihm überdauerte allen Wandel seiner Wünsche. So war ihr Verhältniß eine fortgesetzte Reihe immer wiederholter Eroberungen, immer hatte sie das königliche Herz von neuem mit Sturm gewonnen und einen Zeitraum von vielen Jahren hindurch den ritterlichen Herrn von Frankreich, den sein Volk den guten König nannte, zu ihren Füßen gesehen, sein reiches Herz gesättigt, den ganzen Umfang seiner Sehnsucht erfüllt. Ein blutjunges armes Fräulein, sollte sie einem reichen Wüstling zur Beute anheim fallen; da hatte sie der König gesehen, sein wirklich gutes Herz hatte das Mädchen von der Sclaverei, die ihr drohte, befreit. So war er ihr Ritter gewesen und an dem Helden ihres Lebens hing ihre begeisterte Seele mit aller Schwärmerei der vergötternden Liebe. Rasch und üppig war sie in seinen Armen aufgeblüht, aus

dem Bedürfniß dankbarer Hingebung war die Leidenschaft der Begierde erwachsen, als wenn sich eine weiße Rose plötzlich in eine dunkelrothe verwandelt. Ueber ihr enges und befangenes Leben war mit rascher Gewalt ein ganzer Himmel voll Sternenglück hereingebrochen, dieser Wandel des Geschicks hatte sie wie ein Traumbild betäubt, aber es war zum Traum voll jahrelanger Wirklichkeit geworden und Heinrichs Herz schien mit diamantenen Ketten an diese Seele, die ganz sein eigen war, gefesselt. Er hatte die Hand seiner Königin gewechselt; auf Margarethe von Valois war Maria die Medicäerin gefolgt, aber wo die königliche Rechte gebunden war, blieb das königliche Herz noch frei und die Geliebte, die er zu sich heraufgezogen, die das Geschöpf seines Willens war, blieb auf lange die Gebieterin seiner Gefühle. Sie war nicht seine erste Liebe, in dem Buch seiner Erinnerungen stand schon manches Frauenbild, obenan Gabriele, das Wunder der Schönheit, wie die damalige Welt sie nannte. Die Marquise von Verneuil konnte das Wunder der Liebe heißen, denn nach königlichem Maßstab war der Zeit-

raum, wo sie Heinrichs Neigung besaß, ein unerhört langer. Sie war an ihm, an seinen ritterlichen Tugenden, erwachsen; das hatte ihn immer mit so viel Rührung erfüllt. Ein zarter nach Lebensluft begieriger Pflegling, hatte sich die junge Mädchenseele aus dem Mißwachs der Verhältnisse zu ihm aufgerankt, an seinem Busen war sie zum Leben, zum Genuß der Liebe erwärmt, in seinem Umgange waren die Knospen ihres lebendigen Geistes zu einem Blüthenfrühling aufgeduftet. So lange er den Besitz dieses Herzens wie ein verschwiegenes Glück vor dem Lärm der Welt verborgen hielt, so lange blieb der Zauberring, der es gebannt hielt, geschlossen. Allein sie selbst sehnte sich hinaus in den Glanz des Lebens. Zwar däuchte ihr das kleine Haus mit dem stillen Garten, wo Heinrich sie allabends besuchte, nicht zu eng und schmal, um den vollen Himmel ihres Glücks zu fassen, aber sie wollte den Mann, den die Menschen einen Helden nannten und der doch so träumerisch wie ein Kind mit ihren Locken spielte, auch im Kerzenschimmer seiner großen Welt erblicken; gesättigt an den Schätzen seines rei=

chen Gemüthes, wollte sie auch von der Herrlichkeit seines königlichen Wesens Zeuge sein, um ihn in seiner ganzen Allmacht zu begreifen, und so geschah es nur aus Uebermaß der Liebe, wenn sie den verschwiegenen Ring der stillen Neigung so weit dehnte bis er zersprang. Und Heinrich ließ sich von den Wünschen des Mädchens bethören, er führte sie an den Hof, erhob sie zu Rang und Ehren, damit sie ebenbürtig auftrat, und erbaute ihr das Schloß auf der Seineinsel im Angesicht seines Louvre. Sie war von gräflicher Abkunft gewesen, aber die Familie war in den bürgerlichen Kriegen ihres Ranges verlustig geworden. Heinrich ließ es nicht an Schätzen und Ehrenstellen fehlen, die verarmten Entragues erschienen wieder als Kavaliere bei Hofe. Nun schien Katharinens Leben erfüllt, das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Sie machte ihrem königlichen Freunde Ehre, die Welt mußte so vielen Reizen huldigen, allein für Heinrich war mit dem Duft der versteckten Waldblume der Zauber des heimlichen Glücks verschwunden. Jener war ihm neu, weil er außerhalb seiner Sphäre lag; an die Farbenpracht der Schönheit

vor dem Auge der Welt war er längst gewöhnt. Nur die Furcht, ihre Neigung zu verlieren, hielt seine eigene zu ihr noch in Spannung. Er durfte keine Besorgniß hegen, daß dies Weib ärmer werden könnte an Liebe für ihn, aber sie war nun einmal dem gewohnten Laufe seines hergebrachten Lebens anheimgefallen, und so hatte sie wie er selbst den Wandel seiner Wünsche zu bestehen. Von der eigenen Wandelbarkeit schloß er auf die gleiche Eigenschaft bei einem weiblichen Herzen, alles was in den Bereich des Hoflebens trat, galt nun einmal für ausgeschlossen von den stillen, ewig treuen Tugenden des Gemüthes, und Heinrich glaubte ein Kenner der Menschen zu sein. Ihr heißer lebensbegieriger Geist badete sich mit einem lachenden Behagen im Strome des neuen Lebens, und als erklärte königliche Freundin mußte sie die Gewinnlust und die Ehrbegierde auffordern, sich im Schimmer ihrer hohen Gunst zu weiden. Anfangs reizte es den König, das Herz Katharinens aus all den glänzenden Verpuppungen ihrer Launen herauszufinden und es an sich zu fesseln; bald aber ermüdete ihn dies Spiel, denn das Le=

ben selbst bot ihm Spiel genug; in der Liebe, wenn sie für ihn von Dauer sein sollte, suchte er das Gegenstück, eine Entschädigung für sein mühsam erkämpftes, noch immerfort gefährdetes Leben. Heinrich hatte als Fürst das Gute, daß von seinen zärtlichen Bedürfnissen niemals die kluge Kraft seines hellen Kopfes beeinträchtigt war, keine seiner liebenswürdigen Gebieterinnen konnte von seinem Leben mehr als seine Nebenstunden erobern, keinem weiblichen Zeigefinger war es gelungen, in die Zügel seiner Regierung zu greifen. Und wenn König Heinrich schwach war, blieb sein Grand-maître Sülly unerschütterlich fest. Allein der Monarch von Frankreich war galant genug, um die Ordnung seines Hofes, die Regeln seines geselligen Lebens nach den Wünschen einer Freundin einzurichten, hier gab er gern seinen Willen gefangen und war bemüht, aller Willkür der bunten Launen im Champagnerrausch der Gefühle zu huldigen. Ist die Liebe der Heiterkeit der Erscheinungswelt verfallen, so wird Wechsel nöthig, um die Eintönigkeit des immerdar freudenvollen Lebens durch neuen Wogenschlag zu täuschen. Hein-

rich war nicht leichtsinnig in der Liebe, aber er war mit seinen Gefühlen auch nicht der irre Ritter, der noch zu einer Gottheit nach Jerusalem wallfährtet, wenn diese selbst ihren ruhigen Sitz verlassen hat. So lange Katharine wie ein verborgener Schatz den Augen der Menge entrückt blieb, war fast Religion in seiner Liebe, in dieser Stille der Hingebung lag ein geheimnißvoller Magnet. Nun aber war sie in die Reihe der vielen Welterscheinungen getreten; sie hatte das Asyl der Treue verlassen. Anfangs staunte er, mit welcher Schnellkraft der biegsamen Seele Katharine auf dem neuen Lebensboden Fuß faßte, mit welcher Virtuosität sie alles zwang, ihr zu huldigen; seine Liebe zu dem Mädchen, das zum herrschenden Weibe erwuchs, war eine helle Freude, ein Jubel, zu dem die bisher stille Lust in seiner Seele aufrauschte. Dann beschäftigte ihn die Herrschbegier, die sich in ihr entwickelte und die sich auf Tausende geltend machte, auf die Jugend des Adels, auf die bärtigen Krieger seines Heeres. Ein leiser Grund der Eifersucht, hätte sie dazu Veranlassung geboten, würde dann noch auf lange hin sein Gemüth

in Spannung erhalten haben. Er erwartete nichts anderes, denn sie war ein blühendes Weib, und ihm küßte die Jugendlust nur noch wie zum Abschied die Stirn. So lange er fürchtete, sie sei wandelbar, so lange tauchte kein anderes Bild in seinem Herzen auf. Diese Besorgniß hielt sie noch für Liebe zu ihr, und schwelgte noch Jahre lang in diesem einzigen Glück des weiblichen Lebens; er blieb ihr Held, ihr Herr, der Inbegriff ihrer Wünsche, sie beherrschte ihn nur, um sich lieben zu lassen, sie liebte ihn nur, um beherrscht zu sein. Aber diese unerschöpfliche Fülle von Liebe ermüdete ihn endlich, vor dem langen Athemzuge dieser Treue fühlte er seine Lebenspulse in lethargische Eintönigkeit versinken. Er begann die Marquise mit mehr Aufmerksamkeit, mit mehr Achtung, aber mit zuviel Absicht zu behandeln. Er suchte nach neuem Liebesglanz, nach frischduftenden Waldblumen für seine müde Herrscherstirn. Wer suchet, der findet, zumal wenn er zufällig ein König ist. Es geschah rasch und hastig, der gute Heinrich fühlte sich plötzlich von neuem Lebensreize erfüllt. Katharine war in heißer Gluth ent-

zündet, sobald das Herz ihres Helden kälter an dem ihrigen zu schlagen begann. Der Qual ihrer Mühen, ihn wieder zu gewinnen, dem Einfluß ihrer Thränen entzog er sich dann gewaltsam, die Marquise von Verneuil erschien nicht mehr bei Hofe, Fräulein von Montmorency galt ausschließlich für das neue Gestirn des königlichen Lebens. Katharine saß auf ihrem Observatorium und hatte Muße genug, in den langen Nächten, wo Heinrich nicht mehr erschien, das zitternde Herz festzuhalten, über die Plattform ihrer Dächer zu wandeln und mit verweintem Auge nach einem Sterne zu suchen, da ihr die Sonne nicht mehr leuchtete. —

Die helle Frühlingssonne stand lachend am Himmel, im Spiegel des Stroms wiegte sich ihr hüpfendes Bild, wie frohlockend über das junge grüne Leben, das aus Wald und Berg hervorquoll, und auch zwischen den Häuserreihen der großen Stadt, an den Ufern, die noch nicht von steinernen Quadern geschirmt waren, sich herausdrängte. Der Rand des kleinen Insellandes färbte sich neu und um den untern Theil des alten Gemäuers rankte frisches Grün. Oben im Gebäude

waren die Fenster noch verhüllt, obwohl der Morgen schon dem Mittage die Hand bot. Die Fensterreihe, die nach dem Louvre zuging, schien für immer verhängt zu sein, aber auch auf der andern Seite, nach der Seine hin, schien sich der Tag noch nicht zu regen; schwerstoffene Vorhänge hielten das Licht von der Schlummerstätte zurück. Was die Nacht versagte, die Ruhe der ermüdeten Sinne, das suchte die Marquise den Morgenstunden abzugewinnen. In dem großen Schlafgemach war eine dämmernde Stille, die rauschende Welle klang von unten matt herauf wie ein leises Wiegenlied. Auf den purpurrothen Kissen lag das schöne blasse Haupt mit geschlossenen Wimpern wie todt und starr, ein stilles Opfer auf scharlachnem Königsmantel gebettet. Die weiße Decke, die den schlanken Leib verhüllte, beneidete die kleine lilienfarbene Hand, die sie festhielt. Das braune Haar fiel aufgelöst über den Busen, dessen Wogendrang der Schlaf mit seinen Wünschen hob und senkte; die leisen Falten der Stirn zitterten wie die Stufen der Jacobsleiter, auf denen der Traum einen Himmel ersteigt. Das war die Stirn,

die nur unter den Küssen einer königlichen Lippe erröthet war, an diesem Busen hatte Heinrich sein schönstes Erdenglück verschwelgt. Ueber die blassen Wangen zuckte jetzt ein leises Roth, das schnell wieder verhauchte; um die schönen Lippen schwebte es halb wie Spott, halb wie ein demüthiges Bewußtsein der längst verlorenen Liebesfreuden. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn als wollte sie die Sprossen der Traumgedanken prüfen. Dann wandte sie ruhig das Haupt, laut seufzend wie aus gepreßter Seele, und lag nun wieder still und lächelte wie im Maienglanz der ersten Gefühle. Sie öffnete die Lippe: „Was macht Ihr aus mir, mein königlicher Herr?" sagte sie schlafend. „Wollt Ihr mich begraben lassen, eh' Ihr mich getödtet? — Ach! wie Ihr so zornig blicken könnt! — Gelt, ich halte Dich fest, schüttele nur die Locken! — Und die hohe Stirn — voll Runzeln? Wartet, ich will sie Euch glätten. — Gott im Himmel! sie sind wie Felsen geballt. Heinrich, Du hast ein mörderisches Auge, und Deine Locken sind wie Löwenmähnen. — Heinrich, o Fluch! Du liebst mich nicht mehr. Gieb mir mein

Herz wieder, königliches Raubthier! Ich halte Dich umklammert, siehst Du! — soll ich Dich erwürgen? Gieb Deine Beute heraus! — Ha!"

Sie hatte sich halb aufgerichtet, ihre Arme griffen in die Luft hinaus, mit dieser Bewegung fuhr sie vom Schlummer auf. „Wieder geträumt?" sagte sie mit hellem Spott, und der Klang ihrer Stimme bebte in ihrer Seele zitternd zurück. Ihr dunkles Auge blickte wie der Zorn nach Beute begierig, in ihren Wangen war eine Fiebergluth aufgestiegen, aber ihre Arme sanken matt auf die Lagerdecke. „Ich will nicht mehr träumen," schrie sie laut, „ich will Herr meiner fünf Sinne bleiben, auch schlafen will ich nicht mehr; man betrügt mich im Schlaf. Wachen will ich, ewig wach sein, bis ich vor Uebermüdung todt bin, — wie Leute, denen man die Augenlieder abschnitt, vor Schlaflosigkeit sterben mußten." — Sie hüllte sich ins Nachtgewand und preßte die Hände an das bebende Herz, um ihre Lippen zuckte noch der Schmerz der Täuschung. So saß sie mit gebücktem Haupt eine ganze Weile still auf dem Lager, ihre Seufzer waren bald leise, bald stür-

misch laut, dann sank sie langsam in die Kissen zurück, drückte die Augen tief in den schwellenden Flaum, als könnte sie in ihm den Thränenstrom ersticken, der plötzlich sein Ufer durchbrach. Sie hatte seit einem Jahre nicht mehr geweint, dieser Quell der Linderung schien versiegt in ihren dunklen tiefen Augen, aber er hatte sich nur gesammelt und vernichtete jetzt seine Bande.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür und Louison, die junge Zofe, trat ins Zimmer. Sie schlich leise heran, sie wollte sich überzeugen, ob die Herrin noch immer schliefe.

„Ich bin längst wach," sagte die Marquise, und streckte ihr die Hand entgegen. „Fühle, wie heiß meine Pulse klopfen! Ich wollte, mein Herz stände still."

„Ihr habt nicht gut geschlafen, meine edle Frau?" fragte Louison besorgt.

„Ach, mein liebes Kind," war die Antwort, „böse Träume, böse Träume! Oder zu gute, will ich sagen, die der wache Tag Lügen straft. Gott behüte Dein junges Herz!"

Da Louison ihr in die verweinten Augen sah, lä=

chelte sie wehmüthig und zog ihre Hand zurück, die das junge Mädchen küßte. „Du sollst mich nicht küssen," sagte Katharine, „ich thue Dir oft genug übel, bin launisch, zänkisch und quäle Dich für Deine Liebe. Auch lieben sollst du mich nicht. Man soll nur lieben, wo man auch hochachtet, und man soll sich nur lieben lassen, wo kein Mitleid mit im Spiele ist. Mich aber kann man nur aus Mitleid lieben."

Die Dienerin sah traurig drein, legte den Morgenanzug für die Marquise zurecht und schlug die Vorhänge hinter den Arm der Gardine. „So hell schon?" sagte Katharine, „es muß spät sein, und du warst schon in der Messe?"

„Bei den Karmelitern," sagte Louison.

„Da hast Du wieder für mein Seelenheil gebetet," fuhr die Marquise in einem gleichgültigen Tone fort, der das fromme Kind erschreckte. „Du meinst, ich sei nicht fromm genug, um selbst für mich beten zu können; aber ich sage Dir, ich könnte Thaten der Frömmigkeit thun, vor denen die arge Welt erstaunte. Komm her, Louison, laß Dir ins Auge sehen. Hättest Du

wohl Lust, mit mir ins Kloster zu gehen, und der Welt und ihren eitlen Freuden Valet zu sagen?"

Die junge Zofe war ans Bett getreten und blickte die Herrin zweifelnd an.

„Das schöne Haar," sagte Katharine, „würde dann abgeschnitten und auf dem heiligen Altar dem Herrn dargebracht. Ach, Kind, wir würden dann in Sack und Asche einhergehen, lange Gebete hersagen und viele Worte machen mit wenig Sinn. Aber die Heiligen würden sich unserer stürmischen Herzen erbarmen und uns still machen und voll gottfreudiger Ruhe. Ebbe und Fluth würden dann aufhören, ihr wechselndes Spiel mit uns zu treiben, wir würden nicht glücklich sein, weil uns kein Unglück mehr erreichte, aber wir würden auch nicht unglücklich sein, weil wir vom Glück dann nichts mehr wissen. Und Einsamkeit hätten wir in Hülle und Fülle, wenn uns dicke Mauern vor dem Geschrei der Welt versteckten, wenn wir nichts als das heisere Glöckchen hörten, das uns zur Messe ruft, und vor der Litanei unserer Gesänge, vor dem Schrei unserer Seelen aller Lärm des Lebens um uns her ver-

stummte. Ich sage Dir, wir würden nicht gerade glücklich sein, aber vor Unglück, mein Kind, wären wir sicher."

„Gibt es denn noch etwas drittes? kann man noch etwas anderes sein als entweder glücklich oder unglücklich?" fragte Louison.

„Wohl, wohl! wenn wir stumpf sind gegen beides," sagte die Marquise und ließ die Arme, die sie um Louisons Nacken hielt, langsam herabgleiten." Doch wozu rede ich Dir von Dingen, die Du nicht verstehst. Wozu soll ich Dir das Leben und sein buntes Maskenspiel verkümmern; nur wer hinter die gemalten Wände blickte, der weiß was ich meine, der weiß, daß es einen Stillstand der Gefühle giebt, der schlimmer ist, als das herbste Unglück. Doch genug davon, was soll das Dir und Deiner ersten Jugend! Du fängst erst an zu leben — und zu lieben? Nicht wahr, Louison, Du liebst — und glücklich!"

Die junge Zofe senkte das Auge; die leise Röthe ihrer Wangen war Antwort genug.

„Liebst — und kannst doch noch bei den Karme-

litern beten!" fuhr Katharine fort. „Gutes Geschöpf! Als ich liebte, wußte ich nichts vom Gebete, wußte nichts von Gott, Himmel und Erde, oder vielmehr Gott, Himmel und Erde, alles war aufgezehrt von der Empfindung meiner Liebe, von dem Gefühle meines Doppellebens. Nun habe ich gut reden, gut reden! Aber es ist brav, Louison, daß Dein Herz bei der Liebe noch Raum hat für Gott und irgend einen Heiligen. Ach, wir bedürfen in der Liebe sehr wohl des Gebetes, der Fürsprache bei dem Allmächtigen, daß er uns nicht zu Schanden werden läßt."

Louison war vor der Herrin niedergekniet. Katharine streichelte der Kleinen das lockige Haupt. „Sei ruhig, Kind," sagte sie, „ich will Dich nicht ängstigen. Dein Liebster ist ein braver Junge, ein tüchtiger Jägersmann, ich werde Euch ausstatten, es soll Euch nicht fehlen. Und geh' nur hübsch zu den Karmelitern und bitte die Mutter Gottes, sie möge Euch das Glück gönnen. — Nun komm und kleide mich an. — Hast Du auf die Predigt gehört? Wovon sprach der fromme Mann?"

„Ich habe wieder den Pater Florentin gehört, sagte

Louison, den frommen Prediger aus dem Jesuiten-collegium, bei dem jetzt alle Welt beichtet. Er sprach wieder von den bösen Regungen der menschlichen Seele und von der Trüglichkeit der irdischen Wünsche."

„Pater Florentin," wiederholte die Marquise, „der junge Jesuit; hört man doch fast täglich von seinen erbaulichen Reden. Ich glaubte er predigte nur bei den Ursulinerinnen."

„Auch bei den Karmelitern, edle Frau," sagte das gute Kind. „Jung mag er wohl sein, aber sehr heilig und gelehrt, dabei spricht er so wunderbar, daß man nicht ohne Rührung bleibt. Ganz Paris beichtet bei ihm, auch die Vornehmsten bei Hofe."

„Da hat er viel zu thun!" sagte die Marquise mit jenem kalten Tone, vor dem Louison immer verstummte.

Sie war jetzt fertig angekleidet, und wie die Zofe von dem letzten, noch verhangenen Fenster die Gardinen zurückschob, fiel das Licht der hellen Frühlingssonne über die schöne majestätische Gestalt Katharinens, die vor dem Spiegel stand, um aus Angewöhnung, nicht aus Eitelkeit, ihren Anzug zu mustern. Sie trug sich

selten regelrecht nach der Ordnung des Tages. Früher, in den Zeiten ihres Glanzes bei Hofe, hielt man sie für erfinderisch in Abweichungen, die dann für die bewundernde Welt bald zu Regeln der Mode wurden. Seit Jahren erfand die Marquise von Verneuil nichts mehr, ihr ganzes Leben war nur Angewöhnung geworden, es hatte seinen Inhalt verloren. Sie war sehr blaß, nach dem fieberhaften Morgenschlafe erschien ihr Antlitz noch marmorbleicher als sonst. Ein violettes, turbanartig verschlungenes Kapftuch legte sich mit seinem Sammet um die weiße Stirn, ein schwarzes Gewand umschloß vom Halse herab ihre ganze Gestalt, aus dem offenen weiten Oberärmel ragte der schöne Arm hervor, dessen unteren Theil nur der Handschuh mit den breiten Spitzen nach damaliger Tracht verdeckte. Auf ihrem Busen leuchtete ein großer königlicher Diamant. Er war das einzige Glänzende in ihrer Erscheinung. Sonst war sie farblos, ein Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit, eine gestürzte Fürstin, die den hellen Schmuck des Tages vermeidet. Nur hinter den braunen Wimpern, aus den tiefen, dunklen Augen leuchtete noch vor-

übergehend und wechselnd ein rascher Glanz voll lebendiger Gefühle und voll weiblicher Siegeslust.

Die alte Gervaise, die Haushofmeisterin der Marquise, trat ein, um ihr den gewohnten Morgenbesuch zu machen. Katharina saß am Fenster im Fauteuil, das Haupt in den Arm des Sessels zurückgelehnt, und sah still hinunter in die Seine. So verbrachte sie regelmäßig mehre Stunden des Tages, ohne Schmerz, ohne Gefühl, denn wenn sie in das Bild der Flüchtigkeit des Lebens, in den Strom mit seinen trügerischen Wellen, blickte, dachte sie nicht mehr an Vergangenheit und entschwundenes Glück, sie hatte aufgehört zu denken, alles war für sie schon zurückgesunken in eine farblose gedankenleere Ferne. Nur die Nacht, der Traum, brachte ihr die verklungenen Lebensmelodien aus ihrer Vergangenheit neu zurück; dann spannten sich die zerrissenen Seiten ihres Herzens wieder auf und von Musik und Liebe bebte ihre Seele, bis ein gellender Schrei voll Haß und Verachtung das trügerische Spiel beendete. Matt und müde, wie sie ihr Lager gesucht, ver=

ließ sie es dann wieder, die Leidenschaft des Traumes riß alle Lebenskraft des Tages an sich.

Mit der alten Gervaise, die jetzt in Gala vor ihr stand, pflegte sie die gewöhnlichen Unterhaltungsreden zu wechseln. Die Alte führte ihren Haushalt und brachte Neuigkeiten aus der Welt, der Katharine freilich keinen Antheil mehr schenkte. Heute aber erschien Frau Gervaise, um mit ganz besonderem Gewicht einen Besuch zu melden. „Père Cotton wünscht seine Aufwartung zu machen,“ sagte die Alte. Die gute Gervaise lebte gleichsam nur noch von den Aufmerksamkeiten, die man ihrer Herrin schenkte, und an denen es der königliche Hof noch immer nicht fehlen ließ, obschon Katharinens bestimmter Wille es fast unmöglich machte. Daß aber der königliche Beichtvater ihr einen Besuch zugedachte, schien das gewöhnliche Ceremoniel zu überschreiten.

„Der Beichtvater des Königs?“ sagte Katharine nachdenkend. Sie war aufgestanden und schritt im Zimmer auf und ab. Dann lehnte sie sich wieder gleichgültig in den Armstuhl und Gervaise stand noch

immer erwartungsvoll ohne Antwort vor ihr. „Man weiß, daß ich krank bin und Niemand zu sprechen liebe,“ sagte die Marquise, „will Hochwürden entschuldigen, wenn ich ihn im Schlafzimmer empfange, so —“

Gervaise eilte hinaus und im nächsten Augenblicke trat der Geistliche ins Gemach.

„Ich sollte mich beglückwünschen, hochwürdiger Vater, Euch zu sehen“ — sagte Katharine, indem sie sich mit nachlässigem Stolze erhob.

„Man sollte nie sollen, nur wollen!“ erwiederte Cotton mit der Freundlichkeit des Hofmannes.

Der Priester war ein Mann in der Blüthe seines Alters. Sein glattes, feingeschnittenes Gesicht verrieth nicht die geringste Spur einer mönchischen Gesinnung. Er hatte in dem Lächeln seiner Lippe etwas Weiches, Wohlwollendes, aus dem kleinen leuchtenden Auge sprach Klugheit, die sich nicht wohl verbergen ließ, aber weder hierarchische Anmaßung, noch devote Geistigkeit. Den schwarzen Jesuitertalar trug er mit der Würde eines Edelmanns, in seiner ganzen Haltung, auch in seinem leisen Auftreten zeigte sich mehr der weltgewandte

Diplomat, als der Abgesandte der Kirche. Die Marquise hatte ihn immer gehaßt, denn sie hielt ihn für einen Höfling, den stets bereiten Diener der königlichen Launen, der den Wechsel in den Wünschen seines Herrn sanctionirte, auf sein Gewissen nicht den mindesten Einfluß übte.

„Ihr kommt im Auftrage des Königs?" fragte Katharine.

„Im Auftrage des Königs," wiederholte Cotton. „Der König hat eine Bitte an Euch, Frau Marquise. Ihr wißt, daß er sich meiner nur nothgedrungen als eines Werkzeugs der Vermittelung bedient, da er Euch nicht schreiben darf. Ihr befahlt ihm, wie er mir sagte, Euch nicht zu schreiben."

„Ich bat darum," sagte Katharine, „ich bat es als eine Gnade; einem Könige befiehlt man nicht, wie Ihr selbst wohl wißt, Pater Cotton."

Der Jesuit versteckte sein Auge, aber er lächelte nach wie vor. „Wenn der König ein Cavalier ist, eine Zierde der Ritterschaft," sagte er freundlich, „so befiehlt ihm eine Dame. Doch wie Ihr wollt, der König sen-

det mich, um Euch zu bitten. Die Marquise von Verneuil, sagte der König, hatte früher einmal den Wunsch gehegt, eines meiner Schlösser in Bearn zu bewohnen. An diesen Wunsch erinnert Euch der König; er wünscht, daß Ihr es noch wünschen möchtet; er bietet Euch nach freier Wahl das schönste seiner Güter im wälderreichen Bearn, und bittet nur um Rückgabe der kleinen Louvreinsel."

„Man kann mich von meinem Sitze auf der Insel vertreiben," sagte Katharina, „man kann mich aus dem Lande jagen, man kann mich betteln lassen vor den Thüren der Armen, man kann mich hinter Thor und Riegel sperren, aber man kann mir nicht befehlen, daß ich wünschen soll, was man selber wünscht. Ich will nichts von Bearn wissen, sagt das der Majestät von Frankreich."

Sie war aufgestanden, und ihr stolzer Blick maß die Gestalt des Priesters von Kopf zu Fuß. Sie trat ans Fenster und sah hinunter in den Wasserspiegel. Plötzlich wandten sich ihre Blicke nach rechts hinüber. Sie riß den Flügel auf und lehnte sich hinaus. Rechts am

Ufer stand der Louvre. Aus dem großen Portale der neuen Gallerie sprengte die königliche Equipage; die vier glänzenden Schimmel mit den Reiherbüschen auf dem Kopfe bäumten sich im Galopp, der König saß in der Karosse, links neben ihm eine Dame mit wehenden Federn, einem dunkelrothen Mantel um die Schultern — es war das Fräulein von Montmorency.

Katharine fuhr zurück. Eine Todeskälte rieselte durch ihre Adern, sie zitterte, ihre ganze Gestalt hätte zusammenbrechen mögen, aber sie hielt sich krampfhaft an dem Flügel, sie bezwang sich gewaltsam, und Cotton ahnte kaum, was in ihr vorging. Erst wie sie sich zu ihm wandte, erschrak er über die Verwandlung ihrer Züge. Sie wankte und ihr zitternder Arm überließ sich seiner Stütze. „Ich bin krank, sehr krank,“ sagte sie mit aufgelöster Stimme. Sie wies nach dem Ruhebette und der Priester führte sie ans Lager. Er wollte ihre Dienerschaft rufen, sie verbot es und er blieb verlegen vor ihr. „Was habt Ihr mir noch vom Könige zu sagen?“ fragte sie weich wie ein winselndes Kind.

„Nichts, als daß seine Freundschaft, seine Hochach=

tung Euch bleibt, daß er Euch ehrt, hoch ehrt!" sagte Cotton.

„Priester des Herrn!" schluchzte Katharina, „heißt mich das Schaffot besteigen, laßt mich geißeln, weil ich weiß, Ihr haltet mich für eine schlecht katholische Christin, laßt mich sterben in Qual und Buße, — aber spottet meiner nicht! Verhöhnt nicht eine arme Kreatur, blickt ihr nicht so listig ins Gesicht, indem Ihr von der Freundschaft eines Königs sprecht, da Ihr wißt, sie hatte einst seine Liebe. Was soll ein Weib mit Achtung, wo es Liebe will, wo es in Liebe schwelgte! Ihr seid Priester. Gott im Himmel! Habt Ihr nur einen Augenblick in Eurem Leben Zeit, Mensch zu sein, so laßt Euch von der kalten Hölle erschrecken, die in dem Vorsatz liegt, einem Weibe für seine Liebe Achtung zu bieten. O, o! zerreißen kann man wohl ein armes Herz, aber das zerrissene verhöhnen soll man nicht. Ich will nichts von dem bettelhaften Almosen einer königlichen Freundschaft wissen. Ich, eine verlorene, zerknickte Kreatur, verachte König Heinrichs Freundschaft, denn ich bin ein Weib, das liebte und geliebt wurde.

Ein Weib kennt nur Liebe oder Haß, es gibt für ein Weib kein Drittes."

Sie hatte sich vom Lager aufgerichtet und sank erschöpft zurück. Der Priester beugte sich fast gerührt über sie hin, sein kluges Auge sah wehmüthig auf die schöne gebeugte Gestalt.

Ein Kammerdiener trat ein und meldete den Obersten der königlichen Leibwache, den Ritter von Bassompierre.

„Ha!" sagte die Marquise und raffte sich schnell auf. „Er soll mir willkommen sein." Wie sie aufsprang, löste sich der violette Turban von ihren Schläfen, sie riß ihn ganz herab und die dunkelbraunen Locken rollten über ihre Stirn. Pater Cotton blickte sie verwundert an; ein triumphirender Spott durchleuchtete ihr blasses Gesicht. „Oberst Bassompierre," sagte sie lächelnd, „auch ein Held, ein Ritter für mein Geschlecht, eine Zierde, eine Blüthe der Chevalerie, und doch hat er seine Braut — verkauft!"

Der Kommandeur der königlichen Schweizergarde war der Inbegriff aller Eigenschaften eines Cavaliers

nach damaligem Zeitgeschmacke. Für die zufällige Dame seines Herzens hätte er sich jede Stunde geopfert, aber er war auch eben so schnell geneigt, den Gegenstand seiner Liebe zu wechseln. Seine Neigung war immer dieselbe, immer treu, aber nur dem Geschlechte der Frauen, nicht einer einzelnen. Er glaubte sich am Geschlechte zu versündigen, wenn er sein Herz ungetheilt ließe; so naiv war sein Flattersinn. Auch als Soldat war er nur Abenteurer. Auf dem Zuge gegen den Herzog von Savoyen hatte er glänzende Proben seiner Bravour abgelegt; als die französischen Waffen ruhten, nahm er Dienste in der kaiserlichen Armee und focht gegen die Türken, erst als die Clevischen Erbschaftangelegenheiten in Deutschland die Aussicht boten, daß Frankreich das Schwert ergreifen würde, kehrte er nach der Heimath zurück. In König Heinrich sah er das Muster eines ritterlichen Monarchen, seine Hinneigung zu ihm war nicht Unterthänigkeit, sie war Schwärmerei, sowie es überhaupt Heinrichs Geschick war, schwärmerisch geliebt zu werden. Bassompierre war jeden Augenblick bereit, für den Herrn, der seine weltliche

Gottheit war, sein Leben zu opfern, wie sollte er ihm nicht auch den Inbegriff seiner Wünsche, seine Verlobte, zum Opfer bringen; das Fräulein von Montmorency war noch vor wenigen Tagen mit Bassompierre verlobt gewesen, obschon man längst wußte, daß sie die Freundin des Königs war.

Der Oberst trat ein in der schwarzgrünen Tracht der Schweizergarde, die rothe Feder neigte sich an dem breitgekrempten Hute, den er vor der Marquise schwenkte. Das goldene Bandalier zierte seine kriegerische Brust, das Haupthaar, auch den Bart am Kinne, trug er wie sein König. König Heinrich war bis auf die Farbe der Handschuhe herab das Musterbild seiner Freunde.

„Was rittet Ihr neulich für ein schönes Pferd?" sagte Katharine, „ich meine den Rappen."

„Aus dem Marstall des Großveziers, edle Frau," war die Antwort. Der Oberst begann den glorreichen Moment zu schildern, wo er das türkische Lager erbeutete.

„Wollt Ihr mir es vielleicht abtreten?" fragte die Marquise.

„Verzeiht, Frau von Verneuil," —

„Ist es um keinen Preis käuflich?“

„Ich würde es nur verschenken können, und Ihr würdet das nicht annehmen. Das Pferd ist der einzige Triumph meiner Waffen!“

„Und wenn ich Euer König wäre?“ sagte die Marquise, „würdet Ihr es mir verweigern?“

„Ich würde sagen, auf diesem Rosse, Sire, will ich in die Schlacht ziehen, um für Euer Leben, Euren Ruhm zu kämpfen.“

Aber wenn der König nicht Euer Pferd, wenn er Eure Geliebte forderte, würdet Ihr sie ihm geben, Oberst Bassompierre?“

Er war aufgesprungen und blickte verwirrt zu Boden. „Ich war gekommen, Frau Marquise von Verneuil, sagte er, Euch anzuzeigen, daß Fräulein von Montmorency nicht mehr meine Verlobte ist, sie wird den Prinzen Condé heirathen. Höhere Rücksichten bestimmten mich“ —

„O seid nicht ungehalten auf ein armes, schwaches Weib, das ein Staatsgeheimniß Eurer Seele ausplaudert! Ein Weib kann Euch nicht beleidigen, Ritter!“

Der täuschende Ton ihrer Schmeichelrede bestrickte seinen Unwillen, der Zorn des Beleidigten lag ohnmächtig in ihren Händen. Sie ergriff seinen Arm und nöthigte ihn, seinen Platz zu nehmen. Sie stand vor ihm und lehnte den schönen Arm auf seine Schulter. Dann streichelte sie ihm die jugendliche Stirn, nestelte ihm die goldne Ringkette, die an seinem Halse hing, zurecht, und der Oberst saß wie gebannt unter ihren Schmeichelejen, obwohl ihm dünkte, als wenn eine der Eumeniden ihm den Scheitel strich. Der königliche Beichtvater stand am Fenster und blickte hinaus in die Frühlingssonne; entweder wiegten sich Gedanken von geheimster Art in seiner Seele, oder er mochte die Beichte nicht stören, die Bassompierre beginnen sollte.

„Habt Ihr die Montmorency nie geliebt?" fragte Katharina mit flüsternder Stimme.

„Frau Marquise," sagte der Oberst, „Ihr wollt mit meinem Herzen spielen!"

„O mein Gott!" seufzte Katharine. Ihre Stimme zitterte, aber die ganze Gewalt ihrer leidenden Seele

drängte sich in den Ton ihrer Worte. „Bei allen Heiligen, ich spiele nicht mit Herzen, mit fremden nicht, nur das eigene habe ich grenzenlos verspielt, ganz eingesetzt zu dem großen Gewinn — und verloren, rettungslos verloren. Mein Herz war all' mein Hab und Gut. Ich schiffte mich ein auf das hohe Meer des Lebens. Ein leichter Muth war mein lustiger Wimpel, aber die Liebe sollte ankern, tief, tief — ach bodenlos tief, ich konnte den Abgrund nicht ermessen. O, ich bin zu Grunde gerichtet, Bassompierre, meine heilige Liebe könnte betteln gehen und fände kein Obdach mehr, mein Stolz, meine Ehre liegen unter dem Fußtritt eines mächtigen Räubers. — Sei ruhig! ich will keine Anklage erheben, ich will den Mächtigen, den Du liebst, den Du anbetest, nicht Verräther schelten, ich weiß, daß der Fußtritt eines Gottes anders durch die Welt hinschreitet, daß er den Wurm, der sich an seine Sohle klammert, fortschleudern darf. O mein Gott, Bassompierre, aber ich bin doch ein Weib, Ihr habt ja Sinn für Frauenwürde. Wenn Euch je etwas heilig war im Leben, rächet meine gemarterte Ehre!"

Bassompierre stand auf und blickte ihr fragend ins Auge, aber er hielt den leuchtenden Blick nicht aus, mit dem sie seine Willenskraft umspannte. Ein verlornes Lächeln schwebte um ihre zuckende Lippe, während sie sich an ihn schmiegte, und ihren Arm von neuem auf seine Schulter legte. „Ich will keine blutige Rache, Bassompierre," sagte sie, wie in irres Träumen verloren, „Ihr sollt mich rächen, — indem Ihr die Montmorency fortliebt. Ihr liebtet sie ja, und wenn ich fordere, Ihr solltet sie noch lieben, so bin ich nur Euer Gewissen, Euer guter Genius, der hier drei Leben retten möchte, das ihre, das meinige, und Euer eigenes Seelenwohl. Ach, um der Schmerzen der ewigen Liebe willen, seid treu, und sagt Eurem Herrn, es gebe etwas Höheres in der Welt, als ein königlicher Wille. O laßt Euch doch nicht das Kleinod Eures Lebens rauben, seid kein Verbrecher an der Liebe, an Gott, der die Liebe selber ist, und werdet um eines weltlichen Königs willen kein Schurke an dem Heiligthum des Lebens!"

Mit den letzten Worten, bei denen der Zorn über

ihre Wangen flammte, stieß sie ihn von sich; seine eherne Brust war unerschüttert geblieben, sie hatte seinen Willen nicht gebeugt. „Ich habe die Montmorency nie geliebt," sagte er, „nicht so, wie Ihr es nehmt in überschwenglicher Art. Höhere Rücksichten machen sich geltend und der Neffe des Königs, der Prinz Condé, wird ihr Gemahl."

„O so hört Ihr mich, Priester des Herrn! fuhr die Marquise fort. „Steht nicht so theilnahmlos zur Seite, wenn die Menschen wieder mit einem Herzen Handel treiben. Giebt es denn nichts Heiliges mehr auf Erden? nur Weltlichkeit in der Welt? O hört doch, wie dieser Knecht der weltlichen Macht über ein Kleinod des Himmels schaltet. Höhere Rücksichten — sagt er — gebieten. Priester des Herrn! wo ist Dein Gott, der hier richtet, wenn die Menschen ihr Heiligstes verwüsten? Hat Deine Kirche keinen Spruch, Dein Himmel keinen Blitzstrahl, so geh' und sage Deinem Gotte, er sei ein ohnmächtiger Mann, wenn er seine Welt, die er nicht mehr beherrschen kann, nicht wenigstens zertrümmert. Sieh, Priester, ich, ein ar=

mes, elendes Weib, sage diesem Ritter hier, dieser Zierde des Männergeschlechts, meine Verachtung in sein glattes Angesicht. Er hat die Montmorency geliebt, ihr Liebe gestanden; ein König sagt ihm: laß sie mir Freund, und der Freund des Königs huldigt seinem Willen. O ein guter König! Ich, ich kenne sein Herz, ich liebte diesen König, ich weiß, wie sanft, wie edel, wie großmüthig sein inneres Selbst ist. Aber was ihn umgiebt, ist schwarz wie die Hölle, und sein großes, gutes königliches Ich geht unter, weil man ihm knechtisch dient. — O mein Gott, ich bin vernichtet! Hier ein weltlicher, da ein geistlicher Freund des Königs, die Ritterschaft und die Kirche beugen ihr Knie vor dem Mächtigen, und der gute König ist doch nur ein armer Mensch. — Doch was jammere ich um das neue Opfer, das fallen soll! Hab ich doch für mich keine Gedanken mehr, ich bin ein längst verhöhntes Weib und es gab keinen Ritter, der meine Farbe nahm, keine Kirche, keinen Gott, mein gekränktes Leben zu rächen."

Pater Cotton blickte starr auf Katharinen, vor sei-

nem forschenden Blick war das Lächeln auf seiner Lippe verschwunden. Bassompierre sah verwirrt und fragend nach ihm hin, als erwarte er seine Rede. Dann sagte er selbst: „Ihr vergeßt Frau Marquise, daß Ihr von der heiligen Kirche nichts zu gewärtigen hattet, da sie um Euer Freundschaftsbündniß mit unserm königlichen Herrn nicht wußte."

„Muß ich das von Dir hören, Knecht der Welt!" rief Katharine mit dem ganzen Stolze ihrer Würde. „Vor Dir mich rechtfertigen hieße mich erniedrigen. Wohl wußte ich nichts von den Formen der Kirche, was kümmert sich ein Weib, wenn es liebt, um die Satzung? Auf den königlichen Lippen schwebte mein Leben und mein Glück, sein Wort war mein Gebot, sein Wille mein Gesetz, nicht weil er ein Mächtiger war, sondern weil ich ihn liebte. Ihr könnt nicht sagen, daß ich ein ränkevolles Weib gewesen, nicht durch List und Ueberredung — aus freiem Antrieb, weil sein Herz gut war, erhielt ich das schriftliche Ehegelöbniß. Herzog Sülly zerriß es vor meinen Augen. O ich weiß wohl, daß die hohe Staatskunst einem beleidigten Weibe

nicht zu Hülfe kommt! Herzog Sülly ist ein kluger Rechenmeister, das Leben als Exempel versteht er trefflich, zu addiren und zu subtrahiren weiß er herrlich, um einen Factor ist er nie verlegen. Höhere Rücksichten! sagt Ihr. O auch Herzog Sülly hat höhere Rücksichten, und auch er ist ein guter Mann. O Gott, daß ich an der Güte der Menschen zu Schande wurde! Und Eure höhern Rücksichten, Herr Ritter, ich will sie Euch entlarven. Der König liebt die Montmorency, und Ihr wart der armen Dame Verlobter. Bassompierre, sagte der König, ich will als Freund mit Euch sprechen. Ich liebe Eure Braut, ich bete sie an. Wenn Du sie heirathest, sagte der gute König, und sie liebt Dich, so muß ich Dich hassen. Wenn sie mich liebt, obschon sie Dein Weib ist, so mußt Du mich hassen. Wozu wollen wir, sagte Heinrich, unser gutes Verhalten zu einander stören, ich liebe Dich Bassompierre. Ich bin entschlossen, sie an meinen Neffen, den Prinzen Condé zu verheirathen. So gehört sie zu meiner Familie und ich habe ein Recht sie zu lieben. Mein Neffe liebt mehr die Jagd als die Weiber, ich gebe

ihm hunderttausend Livres jährlich, und die Montmorency wird mir ein Trost und Spielzeug sein für meine einsamen Stunden, denn bei Gott! — sagte der König — ich bin, trotzdem alle Welt mir Freund ist, sehr einsam, sehr einsam in meinem Louvre! Geht, Herr Ritter, und sagt dem Herzog von Sülly, er würde sich doch noch dereinst verrechnen, der kluge, negative Mann! Geht und sagt dem Könige, — nichts sagt ihm, denn da ich ihn liebte, weiß er auch, daß ich sein Herz, sein edles Herz kenne. Ihr aber, Herr Ritter, wenn Ihr Eure Memoiren schreibt, wie man sagt, Eure Abenteuer und Herrlichkeiten schildert, zeichnet doch ins Buch Eurer Geschichte, wie sehr Euch ein Weib, ein armes gebeugtes Weib verachtet!"

„Um Eurer Verworrenheit willen, Frau Marquise verzeihe ich Euch," sagte Bassompierre mit mühsamer Würde. „Ihr seid krank und leidend, was kann ich Euch zürnen! Nur das sollt Ihr wissen, daß ich meinen König bis zur Sünde lieben könnte, obschon es nicht so ist, wie Ihr denkt. König Heinrich liebt die Montmorency wie eine Tochter, und als seines Neffen

Gattin wird sie zur königlichen Familie gehören, der Held Frankreichs wird alt, sein Leben bedarf der Pflege von liebender Hand. Die Montmorency wird ihn wie einen Vater lieben, sie wird die Falten des Grams von seiner Stirn scheuchen, sie wird sein großes Herz vor Trübsinn bewahren, sie wird es ihm versüßen, daß er Frankreichs größter Mann ist. Denn das vergeben ihm seine Feinde nicht, seine Schwächen verzeiht ihm die Kirche, aber seine Größe nie. Weil er seinem Vaterlande den Frieden gab, bereitet man ihm Krieg. Aber seine Freunde stehen fest, an ihrer Treue verhallt Euer Ruf ohnmächtig. Vor den Feinden Heinrichs, Frau Marquise, erhebet Eure verworrenen Klaggesänge, nicht vor seinen Feunden!"

Mit flüchtiger Verbeugung und einem scharfen Seitenblick auf Cotton, verließ er rasch das Gemach. Der Blitz, den das Auge des Priesters auf ihn richtete, erreichte ihn nicht mehr.

Katharine war zu ihrem Lager geschlichen, sie lehnte sich matt und müde in die Kissen, ihre gefalteten Hände bedeckten die fieberhaft heiße Stirn.

Cotton stand vor ihr. „Armes Weib!“ sagte er still, in ihren Anblick verloren. Wie er sich über sie beugte, schlug sie das Auge auf. „Man hat recht, mich verworren zu schelten,“ seufzte sie, „wenn ich blos elend wäre, das trüge sich leichter. Aber ich bin irre geworden an allem, was die Welt zusammenhält, ich weiß nichts mehr zu fassen, das Heilige nicht mehr zu sondern vom Verruchten. Ich bin am Leben gestorben, wozu soll ich noch an meinem Tode leben und zehren! Habt Ihr kein schnelles Gift für mich, so geht und schaut nicht so grausam zu, wie ich mein Leben und meinen Tod überleben muß. Geht, ehrwürdiger Vater, Euere Kirche ist für mich arm an Trost. Geht, und sagt dem Könige, daß ich demüthig bin wie ein Kind, nicht aus Tugend, sondern aus Schwäche, ich bin matt und müde. Sagt ihm, ich wolle die Louvreinsel verlassen, gleich, wann er wolle. Aber nach Bearn soll er mich nicht schicken, nicht auf seine Schlösser, ins Kloster will ich. Geht, bittet ihn, ich will ein Kloster bauen, wo man Messe liest für eine schon bei Lebzeiten gestorbene Seele.“

„Edles Weib,“ sagte der Priester und legte seine Hand auf ihre Stirn; „seid gewiß, die Kirche hat nicht blos Trost, sie hat auch Rache, ihr ewiger Geist ruht niemals, oft wacht er im Stillen und tritt dann ungeahnt hervor. Für Frevelthaten liegt Trost in der Rache!“

„Was sagt Ihr?“ flüsterte Katharine, und blinzelte matt durch die halbgeschlossenen Augenlieder.

„Die Kirche sieht im Stillen alle Verbrechen der Welt, und wenn die Zeit reif ist, tritt sie hervor und hält Gericht! Ad majorem Dei gloriam!“

Aber Katharine hörte nicht mehr seine Worte, sie war eingeschlummert. Er stand noch eine Weile vor ihr, in tiefes Sinnen verloren und über ihr schlafendes Antlitz gebeugt. Mit dem warmen Athem ihrer bebenden Lippe flog ein Seufzer an sein priesterliches Ohr. Auch vor Gott hat ein gekränktes Weib dereinst keine andere Beichte als solchen Athemzug der zitternden Seele. Mit dieser Beichte verließ der Priester das Gemach.

Dicht hinter dem königlichen Arsenale, in welchem Herzog Sülly wohnte, lag eine enge vielgekrümmte Gasse. Hinten verlief sie sich mit ihren Schlangenbiegungen weit ins Stadtviertel hinein, vorn stieß sie auf den Boulevard Bourbon, der schon damals ein Sammelplatz der Müßigen war, obschon er noch das Ansehen eines Festungswalles hatte. Das schöne Bassin vor dem Zeughause war noch ein sumpfiger Graben. Jene finstere Straße hat jetzt, wenn nicht ihren Schmuz, doch wohl ihre Krümmungen und ihren Namen verloren. Man nannte sie die Allerheiligengasse. Sie war das Asyl armer Tagelöhner, die hier für weniges ein nächtlich Obdach fanden. Mit dem Hahnenrufe zogen sie aus und schweiften heimathlos bis zu den entlegensten Theilen der großen Lutetia — Paris. Erst die Dämmerung versammelte die Zerstreuten wieder und die tagesüber menschenleere Straße wimmelte dann von Gestalten der seltsamsten Art. Die ärmlichen Spelunken waren dann erleuchtet, aus den Feueressen stieg der Dampf der schwelgerischen Tafelfreuden, die für ein Paar Sous käuflich waren. Hier und da

Transparents mit Inschriften, die offen oder geheimnißvoll allerlei Lustbarkeit verhießen. Hier lockte die helle Pickelpfeife, dort grollte der schwermuthsvolle Dudelsack oder rasselte mit Paukenschlag das Tamburin und schüttelte mit wildem Taumel die Angst des armen kargen Lebens auf Minuten aus dem irren Gehirn. In andern Höhlen, wo sich die Misère über ihren Zustand täuschte, ging es stiller zu. Haufen von Männern und Weibern lagen am Boden oder saßen zusammengedrängt, achtsam lauschend, um den runden Tisch; Würfel klapperten, rothe Kupfermünzen standen auf dem Spiele und die leidenschaftliche Stille mit dem eintönigen Geräusch unterbrach nur der Jubel eines glücklichen Gewinners, welchen die Faust des Verzweifelnden, der auf die bretterne Tafel schlug, bald verstummen hieß. Alle Götter des Lebens guckten aus den Spelunken heraus, auch Bacchus, der Nimmersatt, mit Becherschall und Hochgesängen. Und wie solltest Du fehlen, Göttin der Liebe, Du Ueberall, Du Nichtsverschmäherin, die Du den armen Menschen nirgends, und eher noch im Palaste als in Lumpen, aufgiebst! Und zündest Du nicht

auch, da schon Deine Fackel an, wo sich der Tagelöhnerjunge den schmutzigen Mund wischt oder nach dem letzten Heller sucht, weil er nicht berechnet, wie viel werth seine Liebe ist? — Und all dies arme Menschengewürm mit seinen heidnischen Lebens- und Liebesgöttern stand im christlichen Schutze Aller Heiligen. —

Es dunkelte bereits. Vor dem Arsenale waren schon die beiden Pechpfannen angezündet, welche die ganze Nacht hindurch brannten, als rothe Feuerzeichen, daß der Wächter des Staats, der Grandmaitre Sülly, der über die Finanzen des Königreichs und über die Festungen commandirte, nie schlief. Am Tage durchprüfte sein kluges Auge alle Bahnen, alle Mittel und Zwecke des Lebens, und Nachts, wenn er schlief, blieb doch seine Sorge wach und brütete in ängstlichen Träumen über das Wohl und die Sicherheit Frankreichs. Der blutrothe Schein der Pechfackeln reichte über den Boulevard fast bis zum Bassin der Bastille, vor deren Rande hochgeschichtet die Kanonenkugeln lagen. Auch diese gelten für Wahrzeichen, daß bei den Hohen die väterliche Sorge für das Wohl des Volkes wacht, und eine

Liebe, die sehr feurig küßt und eiserne Umarmungen bietet. Wenn man die Kanonenkugeln, die Bastille und das ruhig feste Antlitz des klugen Sülly nebeneinander sah, dann hätte man an ein ewiges Glück für Frankreich glauben mögen. Die großen Bürgerkriege waren vergessen, der Religionshaß schien erlahmt und auf diesen Zustand der Ermüdung hatte Sülly sein Friedenswerk erbaut. Deshalb war sein Augenmerk auf die Gleichstellung der beiden Parteien, der Katholiken und Hugenotten, gerichtet gewesen. Auf dieser Balance schwebte sein ganzes System, ein System, das Heinrichs guter Wille über ganz Europa ausdehnen zu wollen Muth genug hatte. Er war als König von Frankreich in den Schooß der katholischen Kirche getreten, Sülly aber blieb Hugenott und das Edict von Nantes sicherte die bürgerlichen Rechte der protestantisch Gläubigen. „Sire," hatte Sülly zu ihm gesagt, „Ihr stellt den Staat als Person vor, deshalb ist es sehr nothwendig, daß Ihr Papist zu sein scheint, während ich, der ich den Staat verwalte, und seine Umschwungsräder im Gange erhalte, Protestant bleibe, um

an keinerlei Illusionen Theil zu haben." Sülly war nicht blos Heinrichs rechte Hand, er war Frankreichs Verstand, der personificirte Calcul, der das Facit des Lebens möglichst gut herauszubringen sucht. Er war der Mann des offenbaren Fortschrittes in damaliger Zeit, der den Staat und sein Volk aus dem Glauben des Mittelalters herausarbeitete, denn das war der Hauptsatz seiner Weisheit, daß jeder glauben dürfe, was er wolle, sobald er nur thue, was er solle. Es war ein großer Gedanke des neuen Zeitgeistes, daß der Staat ohne Kirche, ohne vorherrschende geistliche Gewissensherrschaft bestehen, und nur so bestehen könne. Persönlich gründete sich dieser Satz bei Sülly auf religiöse Indifferenz, in der Geschichte aber stellte sich später dies Glaubensbekenntniß als eine Thatsache des allgemeinen Bewußtseins hin. Sülly's Verwaltung war eine ökonomische Musterwirthschaft. Aber er rechnete nur mit Zahlen, — mit Kanonenkugeln selten, weil er von der Gewissenhaftigkeit seines Calculs überzeugt war; Kanonenkugeln, sagte er, sind blos im Nothfalle ein fauler Rechenknecht, wenn der Diplomatie das Exempel

fehl schlägt. Er hatte als Soldat die Bürgerkriege erlebt, die Ligue war vernichtet, Heinrich, der Inbegriff seiner Glaubenssätze, hatte gesiegt: und doch war er zu diesem Resultate gekommen, die schwankenden Kriegswürfel lieber drohend in der Hand zu halten als sie auf den Erdboden fallen zu lassen. Dann nämlich hörte die Berechnung auf und die Obacht auf bürgerliche Wohlfahrt, dann wachte die Furie, die er für immer beschworen zu haben glaubte, die Religion, wieder auf, denn Religion nannte man die Wuth des entzündeten Parteiglaubens, den Fanatismus, den die Priester mit den Lockungen des Himmels und mit den Schrecken der Hölle gepredigt. Er glaubte an ein rein menschliches Königthum, das über alle Religionen stände. Das war der Fortschritt von damals. Die Religionsstürme hatten sich ausgetobt, das materielle Wohl gedieh im schönen Frankreich, und wer die Finanzen und die Festungen des Landes in seinen Händen hatte, konnte sich wohl leicht einen Herrscher dünken. Sülly hatte jedoch als Diplomat einen großen Fehler; er war zu nervenstark. Ihm fehlte die Gabe des Laubfrosches,

der bald den Kopf, bald respective das Gegenstück in die Höhe streckt, jenachdem er Sonnenschein oder Trübung spürt. Süllh hatte jeder Zeit den Kopf obenaus, er kannte nur Sonnenschein, er hatte nicht das Talent, um in der Atmosphäre seiner Zeit die herannahende Schwüle zu wittern. Sein Königthum war blos materialistisch, nur um die Lebensstoffe, nicht um die Lebensluft, war sein Geist bekümmert und der allezeit Kluge hatte sich von den nach Frankreich zurückberufenen Jesuiten die Erziehung der Jugend aus den Händen winden zu lassen.

Alle diese Betrachtungen hätte jeder altkluge Sohn eines spätern Jahrhunderts machen können, wenn er, plötzlich in jene Zeit versetzt, auf dem Boulevard Bourbon vor dem Arsenale des weisen Süllh wandelnd, bald die hellen Pechpfannen, bald die Kanonenkugeln am Bassin der Bastille betrachtet hätte. —

Da erscholl ein lautes Hallorufen aus der engen Allerheiligengasse. „Holt ihn heraus! — Nieder mit ihm! —" schrieen helle Stimmen, die dann ein dumpfes, hohles Gemurmel verschlang. Die Straße hatte

linker Hand einen Einbug, so daß sie auf dieser Stelle einen Platz bildete, wo Schubkarren, Wagen und allerlei Geräth, das die schmale Häuslichkeit der Wohnungen nicht faßte, aufgethürmt lagen. Hier tobte ein Gewühl von Menschen durch einander. Die kleine hölzerne Bude, die der arme Thomassin bewohnte, war die Zielscheibe der Volkswuth. Thomassin war eines jener seltsamen Wesen, die der Wahn der Leute mit dem Bösen im Bunde hielt. Er wohnte dort schon seit einiger Zeit, verkaufte Ignazpulver und Ignazwasser für allerlei Wunden des Leibes und der Seele, war Hundedoctor, besprach das Vieh in der Seuche, wußte Gift zu mischen und Gegengifte, und hatte von Zeit zu Zeit die Gabe, aus den Linien der Hand die Zukunft zu deuten. Er that sehr karg mit dieser Weisheit, eine Zeit lang war seine prophetische Zunge ganz gelähmt gewesen; erst vor kurzem war ihm, wie er sagte, der Geist wiedergekommen und er wisse nun Dinge die kein Mensch wissen solle, geschweige die Heiligen, deren Ohnmacht sonst an den Tag käme, wenn sie das Verhängniß nicht abzuwenden vermöchten. Den Tag

zuvor waren junge Bursche geworben für das Truppencorps, das in Deutschland einrücken sollte. Ein frischer Junge aus der Allerheiligengasse hatte die Muskete genommen und zur Fahne geschworen. Weil er aber sein Mädchen lieb hatte, wollte er seine Zukunft wissen, denn das Kind weinte und sprach, er werde nicht wiederkommen aus dem kalten Lande voller Bären und Wölfe. Da lief der Bursch in seiner Angst zum weisen Hundedoctor und ließ sich für sein Handgeld die Linien besehen. Thomassin tröstete ihn und sagte, er werde gar nicht marschieren; sobald die Königin gekrönt sei und noch bevor die Truppen aufgebrochen, sei König Heinrich todt, und Maria von Medicis, aus erzkatholischem Blut und altchristlicher Abkunft, werde den deutschen Ketzerfürsten nie zu Hülfe ziehen. Das hatte der alte Mann mit der langsamen Eintönigkeit seiner Stimme so hingesprochen, wie eine entsetzenvolle Gewißheit. Dem jungen Kriegsmann aber rieselte der Schreck durch die Glieder, dann stieg ihm der Zorn ins Gesicht, mit beiden Händen fuhr er dem Alten in den grauen Bart, und stürzte über die Töpfe und Tiegel

her, die der böse Zauberer in seinem Kabinete zu allerlei Säften brauchte. Der Greis schien an Mißhandlungen gewöhnt, er erhob keine Hand zur Gegenwehr; nur als der Uebermuth ihm eine Phiole, ein kostbares Gefäß, vom Schranke riß, um auch an ihr seinen Zorn auszulassen, da schleuderte ihn Thomassin zu Boden, entriß ihm die Muskete und trieb ihn zur Thür hinaus. Mit stürmischer Hast schob der Alte, der seine Kräfte wie neu belebt fühlte, den Riegel vor und hielt sich für geborgen. Aber die Buben der Allerheiligengasse waren schon vor der Hütte versammelt, der junge Kriegsmann schrie nach Rache, und wie das Gerücht, der Alte habe den Tod des Königs prophezeit, durch die Kabachen des Pöbels lief, wälzte sich bald eine tobende Menge zusammen, die den alten Propheten schon längst zur Rechenschaft zu ziehen gedacht, um sich für schlechte oder falsche Weissagungen an ihm zu rächen. Diesem hatte er eine segensvolle Ehe verkündet und sein Weib war ein keifendes Wesen, dafür mußte der Prophet einmal büßen; jenem hatte er eine trostlose Wahrheit vorausgesagt, und weil sie so richtig eintraf, wollte sich der Un-

wille darüber längst schon Luft machen; genug, die Gemüther der Allerheiligengäßler waren Zunder für den Feuerlärm des schreienden Musketiers, die Buben warfen dem Propheten Steine aufs Dach, starke Fäuste rüttelten an der niedrigen Thür, die schmahle Hütte konnte der Gewalt so vieler Hände nicht lange widerstehen. Die Weiber waren auf die Karren gestiegen und bildeten eine Wagenburg voll Zorn und Haß, die Kinder kreischten mit heller Stimme dazwischen, alles zusammen gab in der Dunkelheit ein wüstes Gewirr. „Er ist kein Franzose!" schrieen Einige, „er ist ein Italiener, darum prophezeit er so lästerliche Dinge!" — „Holt ihn heraus, wir wollen ihn fragen, ob er ein Franzose ist, dann wollen wir ihn in die Seine werfen; wo nicht, so zünden wir ihm den langen Bart an und leuchten ihm so über die Grenze!" —

Mitten durch den Lärm der Verwilderung erscholl vom Boulevard her der Hufschlag einiger Reiter. Auf weißem Roß eine hohe kriegerische Gestalt, zwei Knappen voran mit Fackeln, ein Troß von Kavalieren zu beiden Seiten. Der Tumult hatte sie herbeigelockt.

Sie sprengten am Arsenale vorbei bis zum Eingange der Gasse. Niemand von den Umstehenden wußte Auskunft zu geben, und ehe noch der Befehl an einen der Junker erging, in die Straße zu lenken, hatte der König selbst schon seinem Pferde diese Richtung gegeben. König Heinrich war der Reiter auf dem schnaubenden Weißen, der so eben einen der Begleiter nach dem Namen der engen Gasse fragte. „Hier feiert der Pöbel seine Orgien, Sire," sagte der Herzog von Epernon auf dem dunkeln Andalusier, „es ist die Allerheiligengasse; nicht räthlich, Sire, in der Engschlucht mit Schmuz und Pöbel zu kämpfen."

Der König lachte und spornte das unlustige Pferd, das mit dem Herzoge gegen den Pöbel sympathisirte. „Eher fürchte ich bei Nacht und Nebel die Allerheiligen, als mein pariser Volk!" sagte Heinrich, immer guter Dinge voll und zu Humor aufgelegt, um das Leben an seinen Endspitzen und in seinen Gegensätzen zu erfassen.

„Eher einer Batterie entgegen, als dem Pöbel in den Rachen!" murrte der Duc, aber Heinrich ritt schon

hinter den Fackelträgern dem Schauplatze der Begebenheit entgegen. „Ein König soll auch die Höhle des Jammers kennen;“ sagte Heinrich mit ungewöhnlichem Ernste, um dem Begleiter Stillschweigen aufzuerlegen. Die Passage wurde enger, die Pferde drängten sich an und hinter einander, nur der Schimmel des Königs leuchtete im Fackelschein hell heraus. Auch auf die hohe Gestalt des ritterlichen Helden fiel der Schimmer und machte sie den Umstehenden erkenntlich. „Der König, der König!“ scholl es von Munde zu Munde immer lauter bis zu der versammelten Menge, die das Haus des Todespropheten stürmte. Die Thür war erbrochen, und zwei derbe Allerheiligengäßler schleppten den schreienden Thomassin aus der Hütte hervor. Da übertönte der helle Freudenruf, „Es lebe der König!“ das Geschrei des Hasses. Alles stürzte dem Reiterzuge entgegen, der eben auf dem Platze hielt. „Wollen wir den Propheten unter die Pferde werfen?“ — schrieen Einige. „In den Sack mit dem Zauberer und in die Seine mit dem Sacke!“ riefen die erbitterten Weiber von den Karren herunter. Die Buben jauchzten ihr Vive

Henri le Grand! und rasselten mit den Pflastersteinen, der allezeit bereiten Waffe des großen Haufens; Freude und Wuth liefen im bunten Gemische wirr durch einander und der Ausdruck des Jubels nahm fast die Miene des Zornes an. Vier Grobschmiedsfäuste hielten den Uebelthater hoch über die Menge und brachten ihn unter den Schein der Fackeln. Da hing der Prophet schwebend und zitternd dicht vor dem Auge des Königs, der von dem Vorgange der Sache bereits in Kenntniß war. „Halt:" rief Heinrich mit seiner hellen Kommandostimme, vor welcher der Athemzug ganzer Regimenter stockte. Er fragte nach dem Namen des Elenden. „Thomassin, der Hundedoctor!" rief die Menge. Wie der König die Hand erhob, war alles wieder plötzlich still. „Es ist ein ungläubiger Thomas!" sagte er lächelnd; „ich bitte Euch, Freunde, verschont ihn um der Hunde willen!" Ein donnerndes Lebehoch erscholl. Die Rosse bäumten sich, der König winkte, und die Fackeln voran, der Schwarm der Kavaliere hinter ihm, ritt er langsam nach dem Boulevard zurück. Wie eine schwarze Wolke drängte der Haufe

nach. Die vordersten Reiter sprengten schon rasch über den breiten Wall, sobald sie den Ausgang gewonnen, da erhoben sich ein Paar Stimmen an der Ecke der Gasse: „Es lebe Heinrich von Navarra!“ Der Ruf, seit lange nicht mehr das Feldgeschrei einer einzelnen Partei, war auffallend, und ein Junker zu Pferde, der zu den Letzten im Zuge gehörte, mochte eine Beeinträchtigung der Würde des Monarchen von Frankreich darin sehen. „Heinrich von Frankreich, Heinrich der Große lebe!“ schrie er den Rufern zu und hieb den Einen mit der Gerte über den Kopf. Allein zwölf kräftige Arme lehrten ihn bald eines Bessern. Im Nu war der exaltirte Edelknabe, der vor Schreck die Sprache verlor, vom Pferde gerissen und den Händen der Menge blosgestellt. „Keine Gewaltthat!“ riefen Einige aus dem Gewühl. „Gebt ihm Pardon, heute muß jeder Lump leben bleiben! Wir sind Franzosen, es lebe unser König!“ Dies fand Anklang, man war generös und setzte den Junker wohlbehalten wieder aufs Roß, gab ihm und dem Thiere einen Faustschlag auf den Rücken, und der Gerettete sprengte eilends dem

Zuge nach, der schon weit voraus war. Das allgemeine Lebehoch verschlang dies kleine Ereigniß, und der Junker wird reinen Mund halten, falls seine Kleidung nicht einige Spuren der Volksgunst an sich trägt.

Hinten in der Allerheiligengasse war der Lärm noch nicht gestillt. Thomassin hatte die Gelegenheit wahrgenommen, sich den Händen seiner Würger zu entwinden und war in seine Hütte zurückgeschlüpft. Aber ihr Eingang blieb von dem Volkshaufen besetzt, man gestattete ihm nicht, die Thür zu schließen und so kroch er in sein Laboratorium zurück und saß still im Dunkeln unter seinen zerbrochenen Flaschen und Tiegeln. „Soll der ränkevolle Italiener ganz frei ausgehen?" fragte ein erhitztes Weib, der Thomassin durch seine Prophezeiung den Galan abspenstig gemacht. „Seid ruhig," tönte die Stimme eines begüterten Bürgers, „der König selbst hat ihn begnadigt."

„Ei was!" schrie ein Schusterjunge, „ein König hat gut begnadigen, ein König darf sich mit einem Lump nicht abgeben, aber wir, die wir selbst Lumpe sind, können keinen Pardon geben!"

„Nieder mit dem Ausländer, der uns verhöhnt, weil die Königin auch eine Wälsche ist!" So schrieen frische Stimmen, als der Schwarm, der dem Könige bis zum Boulevard das Geleit gegeben, zurückkehrte.

„Halt!" rief ein Gemäßigter mit entschlossener Würde, „laßt mich hinein zu dem falschen Propheten, und Ihr Zwei kommt mit mir. Laßt uns doch hören, wo er seine Weisheit her hat. Und dann wollen wir ihm sagen, daß wir, die wir Franzosen sind, keine italienischen Intriguen dulden. Verhaltet Euch ruhig, wir bringen Euch Kunde."

Der Vorschlag fand Gehör und drei bis vier Männer drangen in das Haus; der Haufe hielt die Thür besetzt. Die Buben stimmten allerlei Lieder an, bis endlich alles in das damals gebräuchliche, etwas verworrene Volkslied einstimmte:

Laßt uns nur die Hände reichen
So zum Leben wie zum Tod.
Fangt nur an bei Euresgleichen,
Denn die Hohen stehn zu hoch!

Da machten sich in dem bunten Gedränge mehrere schwarz gekleidete Gestalten bemerklich, vor denen das

Volk zurückwich, so daß ihnen Raum blieb, bis zur Thür des Hauses vorzuschreiten. „Im Namen Gottes! was ist Euer Beginnen?" sagte einer der Geistlichen und streckte die Hand gen Himmel. — Der Lärm verstummte um sie her. „Es sind Väter von der heiligen Gesellschaft!" flüsterte es durch die Menge und die sturmbewegte Volksmasse stand wie steile Wasserwand im Nil, durch welche Moses sein Volk führte. „Wir wissen nicht, was der Mann zu Euch sprach, noch weshalb Ihr ihn verfolget!" sprach der Geistliche mit kräftiger Stimme. „Aber wehe Euch, wenn Ihr den Geringsten unter Euch antastet. Wißt Ihr nicht, daß sich die Weisheit des Herrn oft der Unwürdigen bedient und durch die Zunge der Einfältigen redet! Wer will es sagen, ob nicht ein Geist über ihn gekommen ist, vor dem wir uns beugen müssen? Ihr Leichtbethörten! Von wem soll die Prophezeiung kommen? Von den Hohen, die im eitlen Glanz der Welt vor Euch wandeln? Von den Großen, die dem Baal opfern? Oder von den Stillen, die der Herr in ihrer Einsamkeit heimsucht? Gehet fort in Eure Wohnungen, gehet und

betet für den König, der so gut wie Ihr unter der Hand Gottes steht, die sich unser Aller erbarmen mag."

Der Mohngeist der priesterlichen Betäubung wirkte auf die Menge, und wie sich die geistlichen Brüder umwandten, den Weg fortzusetzen, wich alles zurück und bildete vor und hinter ihnen eine Gasse. Da stürzte Thomassin mit zerrissenem Gewande aus dem Hause. Er hatte sich versteckt gehalten und die vier Abgesandten des Volks suchten ihn vergeblich in der dunkeln Behausung. Als der Lärm draußen jetzt schwieg, stürzte er hervor und steckte seine gebückte Gestalt unter die schwarzen Gewänder der Jesuiten. „Nehmt mich in Schutz!" flüsterte er zitternd. „Geht von hinnen!" zischte der Redner ihm ins Ohr, „wer hieß Euch den Auflauf erregen, flieht, flieht!" — Zurück in das Haus konnte der Gehetzte nicht, so flog er durch die Oeffnung, welche die Menge den ehrwürdigen Vätern bahnte und war wie ein Pfeil mitten unter dem Haufen. Sein weiteres Drängen, um den freien Ausgang zu gewinnen, machte ihn aber auffällig... „Haltet ihn!" schrieen einige

Verwegene, „er steckt noch unter den frommen Kutten!“ — „Er läuft nach dem Boulevard, setzt ihm nach!“ riefen Andere am Ausgang der Gasse, den Thomassin schon erreicht hatte. Um die Geistlichen blieb eine devote Menge, sie still geleitend; die übrigen drängten vorwärts. Man sah den Flüchtling dem Bassin zueilen, der Schein der Pechpfannen vor dem Arsenale zeigte seine Gestalt, dann war sie plötzlich verschwunden und die Verfolger eilten vergeblich nach allen Seiten den Boulevard entlang.

Wenn man die breiten steinernen Stufen im Arsenale hinaufstieg, an den schweren, mit Rüstungen aus alter Zeit geschmückten Pilastern vorbei, so betrat man den großen Waffensaal, der die Zimmer des Herzogs von Sully von denen seiner Familie trennte. Die Reihe der Gemächer lief nach beiden Seiten hin um den großen Hofraum und ganz hinten, der Welt entzogen, fast klösterlich versteckt, lag das Arbeitszimmer des Principalministers, ein schmales einfenstriges Kabinet

mit der Aussicht nach einer kahlen Wand und drüber der Himmel. Ein Paar karge Armsessel, eine lange Tafel mit Schriften und Briefen, in der Ecke aus dem Mauerwerk heraus ein eiserner Arm, der den Helm und den Federbusch, sammt Brustharnisch und Beinschienen, und das schwarze Sonntagswamms des kriegerischen Staatsmannes trug: das waren die Geräthschaften in dem kleinen Gemache; der Diplomat von damals saß unter seinen Acten und Papieren wie im Feldlager. Statt des Spiegels hing eine Charte von Frankreich an der Fensterwand, ihr gegenüber das Bild des Königs mit dem schönen großen Bourbonenauge, das auf Frankreich ruhte. Ueber der Thür hingen Sporen, Pistolen und ein altes Reiterkoller, das der Herzog, damals noch Oberst Rosny, bei Marmande trug, wo ihn sein ritterlicher Herr mit eigener Hand aus dem Gemetzel der feindlichen Haufen heraushieb. Diese eine That wäre genügend gewesen, Sülly zum lebenslänglich dankbaren Freund und Diener des Königs zu machen; aber das innige Verhältniß beider stützte sich schon auf eine Gemeinsamkeit von Jugend

auf. Elf Jahr alt wurde Maximilian von Bethune, der Sohn des Baron von Rosny, den Eltern Heinrichs zugeführt, und empfing mit dem jungen Prinzen dieselbe geistige wie leibliche Nahrung. Der blutdürstigen Wuth der Bartholomäusnacht war Maximilian durch Zufall und wie sein fürstlicher Freund durch die Vorsorge eines Dieners entgangen. Bald sah man sie in dem Bürgerkriege dem Fanatismus der Ligue die dreiste Stirn bieten. Bei der Belagerung von Marmande befehligte Rosny ein Korps Arkebusiere; hier war es, wo ihn Heinrich aus den Händen der Feinde rettete. Die Schlacht bei Coutras entschied er durch seine klug benutzte Artillerie, und bei Jvry, wo er wundenbedeckt dreimal die Pferde wechselte, die ihm unter dem Leibe fortgeschossen wurden, umarmte ihn der königliche Sieger auf offenem Schlachtfelde Angesichts der jubelnden Soldaten. Heinrich war erst jetzt wirklich König und Herr des Reiches, und Sülly hatte alles mit erobern helfen, das Reich für Heinrich und Heinrich für Frankreich. Als der König in Paris einzog, konnte er mit Recht und Fug sagen: Nun wollen wir den Frieden,

den wir erobert haben, den Franzosen zu Nutze machen. Wohl möglich, daß Süll, blos weil es der Drang der Zeit erheischte, Kriegsmann gewesen war; mit dem Frieden erst entfaltete sich sein eigenstes persönliches Naturell. Er vereinigte das kalte Blut des Philosophen mit der Thätigkeit des Mannes, mit der Erfindsamkeit des practischen Genies. Er ging als Geschäftsträger nach Italien und brachte Heinrichs Vermählung mit der Medicäerin zu Stande. Durch den Uebertritt des Königs zur katholischen Kirche und durch diesen Bund mit einem italienischen Hause sollte der katholisch-spanischen Ligue ein Genüge geschehen, um ein neues Regiment in Frankreich zu sichern, das sich nur mit dem Glücke des Landes befaßte. Daß aber mit blos formeller Abfindung eine Genugthuung für lange Zeit möglich sei, war der Irrthum, in den die damalige Diplomatie gerieth. Und Heinrichs Pläne liefen einer solchen Eintracht ziemlich baar entgegen; er wollte dem Hause Spanien und der Hierarchie ein europäisches Gegengewicht entwickeln: Frankreich und die deutschen Protestanten sollten sich näher treten und als Sülly

nach England ging, gewann er an Elisabeths Zusage die thätigste Unterstützung des großen Bundes, der damals alle die Ideen des Fortschrittes bezweckte, die man in spätern Jahrhunderten Emancipation der Weltlichkeit von der Satzung und vom Wahn des Herkommens nennen konnte. In Deutschland begann erst mit dem Protestantismus ein modernes Staatenleben, wo der Staat sich selbst Zweck ist und nichts will als das materielle Wohl des Volks. In Frankreich war es Sülly, der den Machinationen einer im Finstern brütenden Geistesherrschaft gegenüber den großen Plan faßte, der Staat sei dazu da, um unter seinen Flügeln glücklich und fröhlich zu sein. Daß dies Streben nach dem weltlichen Völkerglücke für Heidenthum galt, darüber konnte sich der Großmeister Sülly trösten, dem Millionen beglückter Menschen ins Angesicht blickten, der die Schlüssel zu den Schätzen des Königreichs Nachts unter seinem Kopfkissen hielt und auf dessen Wink die Bastille und die ganze Reihe der Hafenfestungen am Strande Feuer spie. Das waren Rückhalte für Sülly's Regierungskunst; das Glück der Lebendigen war lediglich

Ziel seines warmen Eifers und es kam bei der Staatskunst von damals wirklich darauf an, mit beglückten Völkern die Obmacht der Kirche zu bekämpfen, so daß es möglich wurde, die lockenden Verheißungen des Himmels durch die Gewährung eines reellen Erdenglücks außer Kraft zu setzen. Es galt dies auch damals schon für heidnisch in der Entwicklung der Menschheit, aber Sülly war der Mann darnach, daß er sagen konnte: Nur der glückliche Mensch ist ein tugendhafter.

Es war nicht der geringste Triumph für ihn, als Königin Elisabeth die Hand auf seine Schulter legte und zu ihm sagte: Ihr seid bei Gott! ein sehr kluger Mann, Herr Marschall von Frankreich. — Nicht auch ein guter? fragte er die Majestät von England. — Klugheit ist die höchste Güte, sagte Elisabeth damals, und mit dieser königlichen Definition ging Sülly nach Frankreich zurück, und die Briefe, die er mitbrachte, sicherten Englands ganzen Beistand zur Demüthigung des spanisch-österreichischen Hauses in Europa. Der König hatte während dieser letzten Abwesenheit das Landgut seines Freundes und Dieners, das schöngelegene Sully

an der Loire, zum Herzogthume erhoben, und seitdem war der Großmeister nach dem König der höchste Mann in Frankreich; der wichtigste war er schon lange.

Der Minister von Frankreich saß in dem kleinen Arbeitszimmer. Das Licht der Lampe, die von der Decke hing, fiel auf seinen kahlen weißen Scheitel. Auf dem harten, hölzernen Sessel, im altmodischen abgetragenen Wamms, das Haupt über den Tisch gebückt, der von Briefen und Papieren überdeckt lag: so brachte der Mann, auf dessen Wink Millionen gehorchten, den Haupttheil seines kargen eintönigen Lebens hin. Wir bemitleiden den Mönch, der, um die Gewißheit eines Himmels zu haben, in knieender Stellung seine Tage verbrütet, der sich gegen alle Wonnen der Erdenwelt, gegen allen Rausch der entzückten Leidenschaft der Seele verschließt, um einem einzigen stillen, farblosen, wie er meint, gottgefälligen Gedanken nachzuhängen. Hier aber ist ein Weltlicher, der sich nie um den Himmel der frommen Demuth kümmert, ein Staatsmann, der die Allianцen der Fürsten, der Krieg und Frieden schließt, der nur für das leibliche Wohl, die irdische Glückselig-

keit eines Volkes sorgt, — nicht minder in der Gestalt eines wirklichen Büßers. Die Herrlichkeiten der Erscheinungswelt erfreuen ihn nicht, der Glanz des Lebens gilt ihm nur für die Maskerade, die etwas anderes bedeutet als sie ist, die Farben sind für ihn erblichen, das nackte Wesen der Zustände beschäftigt ihn, und auf der Tafel seiner Seele ist alles ausgelöscht, was die Menschen als harmloser Genuß der Annehmlichkeiten des schönen flüchtigen Daseins lockt und täuscht und beseligt. Mich dünkt, es gibt auch mitten im Geräusche des Lebens einsame Stätten; Herzog Sülly war bei der lebendigsten, weltlichen Geschäftigkeit nicht weniger als der Ascet in der Wüste ein Einsiedler. Seine Lebensweise war ein schlichtes Einerlei. Um vier Uhr des Morgens stand er auf und arbeitete bis Neun. Dann ging er in das Conseil zum Könige, speiste dann ziemlich einfach, gab nach Tische allen Parteien, Geistlichen und Weltlichen, Bürgern und Bauern Gehör, arbeitete wieder bis Abend und schloß dann die Thür des Arsenals, um mit den nächsten Geschäftsfreunden über das Wohl Frankreichs in etwas mehr traulicher Weise nachzusinnen.

Man hielt ihn für hart, zäh, unbeugsam, widerspruchslustig. Die Franzosen nannten ihn einen Römer, bei Hofe spottete man über die Frugalität des Principalministers und schmückte sich mit dem Witzworte der Marquise von Verneuil, die ihn den allezeit Negativen nannte, der nie in dem Leben Ja gesagt. In der Sorge um Frankreich waren auch alle seine Gefühle aufgezehrt, und selbst seinen König und Freund schien er nur um des Vaterlandes willen zu lieben. Es war hier ein ganzer Mensch seinem Dienste als Opfer verfallen, und was als Entschädigung dafür gilt, Familienglück, war ihm nur karg zugemessen. Es ist merkwürdig, daß die Söhne eines so streng protestantischen Vaters sich zum Katholicismus neigten, daß alle seine Kinder, mit Ausnahme der Herzogin von Rohan, später in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrten. Auch Sülly's Gattin, die kurz vor der Hochzeit zum Protestantismus übergegangen war, neigte sich bald wieder im Stillen der alten Lehre zu. Das fühlte Sülly, obschon er sich kein Geständniß darüber einräumte, und so war ihm denn selbst in seiner nächsten Umgebung die Atmosphäre der Zeit-

stimmung entgegen. Gefährdet aber hielt er um deswillen noch nicht die Richtigkeit seines großen ökonomischen Exempels, in dessen Facit er alle Nummern des Lebens aufgegangen sah; nur an persönlicher Genugthuung schien er sich arm zu fühlen, was sein starker Wille gelassen ertrug. In seinen Denkwürdigkeiten klagt er, daß er nur von Kreaturen umgeben, daß niemand da gewesen, der auf seine und König Heinrichs Pläne einging. Zu diesen seinen Memoiren, die er später schrieb oder vielmehr schreiben ließ, sammelte er schon damals in Nebenstunden die einzelnen Züge. Es war seine einzige Erholung, der einzige Liebesdienst, den er sich that.

Süllý forschte in einem Briefe, den er zu wiederholten Malen las. Wie er sich jetzt in den Armsessel zurücklehnte, fiel das volle Licht der Lampe auf den obern Theil seiner Gestalt. Man hätte dies Antlitz mit dem kahlen Scheitel wirklich für ein mönchisches halten können. Diese Tonsur hatte ihm keine Ordensregel, die Sorge für das Wohl des Staates hatte sie ihm aufgezwungen. Der Staat war sein Gott und im Dienste

dieses Gottes war sein Haupthaar spurlos verschwunden. Nur um die Schläfe ringelte sich ein dünnes graues Gelock, während um sein Kinn die Zierde der männlichen Kraft noch in Blüthe stand und ein reiches volles Barthaar ohne Spuren des versilbernden Alters auf die Brust herabhing. Sein schwarzes Kleid war alt und fahl; um die steife Halskrause lief eine schwere, goldene Kette, an der ein großes Medaillon mit einer Kapsel hing, die das Bild des königlichen Freundes barg. Dies war im langen Laufe seiner Jahre sein einziger Schmuck, sein König die einzige Freude seines Lebens. In den Zügen des Mannes lag nichts Scharfes, nur etwas Festes und Stilles. Sein Auge war nicht durchdringend, nicht beherrschend, nur klug und sicher, aber diese Sicherheit ging jetzt eben in einige Unruhe, in eine Aufmerksamkeit über, die man ungewissen, geheimen Dingen schenkt, selbst wenn man sie nicht für allzu wichtig hält. Der Brief, dessen Inhalt den Minister beschäftigte, war gar nicht an ihn, er war an den Provincial der Gesellschaft Jesu in Moulins gerichtet, es war eine jener Conduitenlisten, welche das Cler=

montsche Collegium zu Paris, wie jedes andere in allen Ländern der Christenheit, von Zeit zu Zeit an den General des Ordens nach Rom zu senden hatte, eine Aufzählung der einzelnen Mitglieder, eine Abschätzung ihres Werthes für das Heil und den Nutzen der Gesellschaft. Unter vielen Begünstigungen, die man den Jesuiten in Frankreich eingeräumt, gehörte auch die Beförderung ihrer Briefe durch königliche Posten. Hierdurch glaubte Süllyʼs Politik einen nicht geringen Triumph im Stillen erlangt zu haben, indem es nun seiner Wachsamkeit nicht unmöglich blieb, eine Einsicht in den Verkehr der Gesellschaft zu gewinnen. Um der Wohlfahrt Frankreichs willen hielt er dies widerrechtliche Mittel der Verletzung brieflicher Geheimnisse für erlaubt, ja geboten. War doch alles, was König Heinrich den Jesuiten in seinen Staaten eingeräumt hatte, nur aus Politik geschehen, um die mächtige Gesellschaft, die an allen katholischen Höfen Fuß gefaßt hatte, zu beschwichtigen und gleichsam zu sättigen, damit sie nicht, der Spürkraft des weltlichen Auges entzogen, wie ein hungriger Wolf im Dunkel gelagert, im Geheimen desto tiefer sich einnistete. Die

frühere Unthat eines entarteten Mitglieds derselben war theils vergessen, theils deren Zusammenhang mit den Zwecken der Gesellschaft ganz widerlegt. Trotz der damals erfolgten Verbannung aus Frankreich waren sie in dem päpstlichen Avignon, in Bordeaux, in Cahors, in mehrern Theilen des Reiches unangefochten, ja von der Bevölkerung des orthodoxen Südens geschirmt geblieben. Bei der Ehescheidung des Königs war Sülly's Politik auf die Bedingung des Papstes, die Jesuiten zurückzuberufen, eingegangen, und trotz dem Widerspruche der Sorbonne und der Universitäten hatte die Gesellschaft in Paris ihr Clermontsches Collegium, und im ganzen Lande ihre Profeßhäuser und Schulen wieder eröffnet. König Heinrich wähnte, sie durch Wohlthaten mehr besiegen zu können als durch Verfolgung, Sülly glaubte sie innerhalb Frankreichs besser zu übersehen, ihre etwa gefährlichen Versuche leichter unschädlich zu machen, als wenn sie ihre ganze ungetheilte Kraft darauf verwendeten, die feindliche Ligue der Häuser Habsburg und Spanien noch drohender zu machen. In Spanien, wo der dritte Philipp die Moriskoes ver-

trieb, herrschte religiöser Fanatismus, der Kaiser in Deutschland wurde von Spaniern und Jesuiten geleitet, und die katholische Ligue unter Max von Baiern trat dem Bündnisse der Protestanten unter Friedrich von der Pfalz immer offener entgegen, in England hatte man aus Furcht vor geheimen katholischen Pulververschwörungen Frieden mit Spanien geschlossen und das Haus Stuart war nicht, wie früher Elisabeth, geneigt, sich mit Frankreich zur Sicherung des Völkerwohls zu verbünden. Genug, es schien klüger, die heilige Gesellschaft zu dulden und zu begütigen als sie offen zu befehden, zumal da man nicht immer dieselben geheimen Waffen gegen sie führen konnte. Eben so nothwendig schien es aber, sie zu beobachten, und wenn die Politik auf dem Wege der Intrigue sich in den Briefwechsel der Gesellschaft Einblicke verschaffte, so hatte sie von dieser nur erst die Anfangsgründe in der Lehre gelernt, nach welcher ein Zweck das Mittel heiligt. Der Minister von Frankreich hielt es nicht für entwürdigend, wenn er die Briefsiegel der Jesuiten mit einer kleinen Feile löste und unsichtlich wieder zusammenfügte.

War der Staat sein Gott, so konnte er so gut wie jene sagen, es geschehe ad majorem Dei gloriam. Zur größern Ehre Gottes geschieht ja alles Menschliche, was aus der Ueberzeugung fließt. Es kommt nur darauf an, wie man den Gott erklärt, wo man ihn sucht und findet!

Seit einiger Zeit war Sully noch sorgsamer geworden im Aufspüren der brieflichen Mittheilungen zwischen dem Collegium in Paris und dem Provincial der Gesellschaft in Moulins, durch welche die Berichte nach Rom befördert wurden. Man traf bei Hofe die Vorkehrung zu den Krönungsfeierlichkeiten der Königin, die noch immer verschoben waren und nun im Monat Mai, noch vor der Abreise des Königs nach Deutschland, in Versailles vollzogen werden sollten. Es ging das Gerücht, die Väter Jesu würden diese Feierlichkeiten benutzen, um sich der Königin auf verbindliche Art zu nähern. Nebenbei schien es, als suchte die heilige Gesellschaft das Ausrücken der Truppen zu hintertreiben und dem Volke den Zug nach dem Rheine zu verdächtigen; die Anspielungen der Kanzelredner er-

schwenten offenbar das Anwerben zum Feldzuge, der allerdings zum Besten der protestantischen Partei in Deutschland geschah. Der Brief, den Sülly in seinem Geheimkabinet eröffnet hatte, enthielt nichts von Belang, was über derartiges Aufschluß gab. Er war von dem Ausschusse der Professen des Collegiums unterzeichnet und stattete Bericht ab über die Wirksamkeit der Anstalt und über die Zweige des Unterrichts, den der junge Adel von Paris in den Hörsälen der Jesuiten erhielt. Zu den Professen gehörte auch Pater Cotton, der in der formellen Function eines königlichen Beichtvaters bei Hofe residirte, und Sülly glaubte in der Abfassung des Berichtes die Hand dieses Priesters herauszufühlen. Man machte in der Gesellschaft zwischen Professen und Scholastikern einen wesentlichen Unterschied. Diese legten nur die drei gewöhnlichen Gelübde ab, des Gehorsams, der Armuth, der Keuschheit; jene thaten noch um eines vierten Punktes willen Profeß in die Hände des Generals, wornach sie sich zu fortwährenden Reisen im Dienste des Papstes verpflichteten. Diese Professen bildeten die Eingeweihten, das allezeit

fertige Heer des Statthalters Christi, das an allen Orten der Christenheit Wache hielt und seine Posten oft wechselte; sie waren die fliegende Brücke, welche die Kirche an allen Höfen rasch aufschlug und eben so schnell wieder abriß. Mit den Scholastikern besetzte man in der Regel die Lehrkanzeln, mit Ausnahme der Stelle des Casuisten. Dies war am Collegium der Logiker, der Vertreter der freien Forschung, der die Scrupel dialectisch löste. Von diesem hatte man gern, wenn er durch das vierte Gelübde ebenfalls zur unbedingten Verfügung stand, um hier einem Fürsten im Geheimkabinet seine Zweifel zu lösen, dort einem klugen Irrlehrer offen die Spitze zu bieten. Der Brief an den Provinzial der Gesellschaft in Moulins, den Herzog Sülly in Händen hielt, sprach von dem Falle, daß man sich im Collegium Clermont genöthigt gesehen, einen Scholastiker zum Casuisten zu erwählen, da sich derselbe geweigert, das vierte Gelübde abzulegen. „Dieser fromme Bruder Florentin,“ hieß es in der Conduitenliste, „diese Zierde unserer Kanzeln, dieses lebendige Wort unserer Weisheit, hatte selbst die drei gewöhnlichen Gelübde

nur mit Widerstreben abgelegt, als er vor einigen Jahren seine Studien vollendet. Uns will bedünken, dieser Bevorzugte sei ausnahmsweise recht eigentlich zum Casuisten des Collegiums berufen, da ihm auch die kleinste Form unserer Statuten zu einem Gegenstande der Untersuchung wird, bevor er sie anerkennt, da er, nichts bewundernd, alles prüft, und ein Geist immerwährender Forschung diesen jugendlichen Kopf erleuchtet. Der junge Adel von Paris, der an seinen Lippen hängt, nennt ihn scherzweise das lebendige Fragezeichen, aber er bezwingt die Gemüther und erfüllt sie mit einer heiligen Wissenslust, welche die Stimmen der Weltlichkeit ertödtet und frei macht von der Knechtschaft des Baals. Die Jugend ist begeistert für ihn und die Frauen aller Stände eilen schaarenweis zu seiner Predigt, um den Zauber seiner Beredsamkeit zu empfinden. So wirkt dieser Seltene für das Reich des Geistes. Was aber in seinem Kämmerlein ihn beschäftigt, sind die Qualen der forschenden Vernunft. Sein stilles bleiches Gesicht mit dem tiefen und doch unbekümmerten Auge ist nur das Bild der Ruhe nach ausgetobten Stürmen, das Bild

eines Friedhofs, wo tausend Gedanken schlummern, die sich nur mit Mühe beschwichtigen und bestatten ließen. Sein Wandel ist sehr fleckenlos, obschon er manche Anklage gegen sich selbst erhebt. Aus seiner Generalbeichte, wie Ihr wißt, ging hervor, daß er das Ketzerthum in der Schweiz lernte. Doch Ihr wißt von seinem Leben mehr als das Collegium, da Ihr es waret, der ihn der Gesellschaft zuführte. Freilich will die Gesellschaft immerdar den ganzen Menschen in Beschlag nehmen, und dieser Benedeite behält seine Gewissenszweifel oft als Geheimnisse für sich. Gegenwärtig wissen wir ihn in der Stille seines beschaulichen Lebens mit den Regeln der Alumbrados, der spanischen Illuminaten, beschäftigt."

Die Berichte über andere Mitglieder des Collegiums Clermont erschienen dem Minister von wenig Gewicht für ihn, auch auf die, über den Pater Florentin, den beliebten Redner der Hauptstadt, gewonnenen Mittheilungen legte er nur geringen Werth; so lange innere Scrupel und doctrinäre Fragen im Schooße der Gesellschaft auftauchen und die Gemüther beschäftigt halten, —

das war Emily's Ansicht, — so lange wird ihr Wirkungskreis nicht ungebührlich über die Grenzen der geistlichen Dinge hinausgreifen. Nur zu Ende des Berichtes stieß sein Auge auf Chiffern, die ihm räthselhaft blieben, eine kurze Nachschrift war in Zeichen abgefaßt, die einer in Europa seltnen Sprache anzugehören schienen. Sollte er es für orientalisch halten oder für eine Geheimschrift der Mitglieder des Ordens? Jedenfalls blieb es dem Auge des Laien hieroglyphisch.

Während er die seltsamen Buchstabensymbole noch betrachtete, wiederholte sich das Geräusch in den anstoßenden Gemächern, das sich schon vor kurzem vernehmlich gemacht. Ein Diener trat rasch ein; es habe sich ein zerlumpter Bettler, meldete er, eingedrängt, der dem Herzoge eine wichtige Botschaft bringen wolle, die Wache unten habe ihn fest genommen, denn sein Aeußeres sei eben so verdächtig als die Art seiner Zudringlichkeit. „Er ist ein alter italienischer Quacksalber und Wunderdoctor aus der Allerheiligengasse," berichtete ein zweiter herbeieilender Diener, „ein Haufe Volks tobt auf dem Boulevard herum und sucht ihn auf. Er

hat lästerliche Dinge, unter andern den Tod des Königs verkündigt und sich nur mit Noth aus den Händen der Menge gerettet." Eine Ordonnanz von der Wache im Vorhofe des Arsenals berichtete umständlicher über den Vorfall und Sülly winkte, den Gefangenen vorführen zu lassen. Es war Thomassin, der am Arme zweier Diener hereintrat. Er hatte sich ins Arsenal gerettet und war so den Verfolgern entschlüpft, die nicht ahnten, daß er zu den Füßen des Herzogs ein Asyl gesucht. Er hing zitternd in den Händen der Führer, das lange greise Haar überschattete sein gebeugtes Antlitz, den schwarzen zerrissenen Talar hielt die schwache Hand vorn zusammen, um die Blöße zu bedecken. So wie er vor dem Herzoge stand, richtete sich die gedrückte Gestalt in die Höhe, die Stirn schüttelte das wirre Haar zurück und das hinter buschigen Brauen versteckte Auge leuchtete keck auf. „Mein Geheimniß, meine Kunde taugt nur für die Ohren des weisen Sülly!" sagte er eben so anmaßend als stolz. Sülly maß die seltsame Erscheinung mit langsamen Blicken. „Was führt Dich her?" fragte er kurz.

„Mein Geheimniß!"

„Und wer bist Du?“ fragte Sully wieder.

„Von der Gesellschaft Jesu.“

Die Diener, die ihn noch immer wie einen Verbrecher festgehalten, ließen die Hände von ihm. Sully gab einen Wink und sie traten in das nahe Gemach zurück. Sowie Thomassin sich mit dem Herzog allein sah, verließ ihn die mühsam erzwungene Haltung, und erschöpft wie ein gejagtes Wild kauerte er sich dicht vor Sully's Füßen zusammen. „Gnade!“ zitterte seine Stimme, „verleiht mir Obdach nur auf einige Tage, damit ich vor dem Pöbel und vor der Rache der Jesuiten mein altes schneeweißes Leben friste.“

Sully staunte. „Nun, Du seltsames Gemisch von diebischem Betruge, hündischer Demuth und priesterlicher Anmaßung!“ sagte er unwillig, „was ist Dein Begehr und Dein Beginnen? Bist Du ein Mitglied jener geistlichen Gesellschaft, wie bist Du denn ein Verfolgter?“

„Kirche und Welt verfolgten und kreuzigten mich von Kindesbeinen an,“ sagte Thomassin. „Von der heiligen Gesellschaft ausgestoßen und doch in ihrem Dienste, der Menschheit angehörig und doch seit meiner

Geburt von ihr ausgespieen, kein Thier und doch von denen, die sich Menschen nennen, weit mehr mit Füßen getreten als ein Hund, der auf der Schwelle winselt. Nicht böse von Natur, aber immer zu Schandthaten gedrängt, die man als Preis für mein Leben verlangte, immer in der Schwebe zwischen Scheiterhaufen und Verbrechen, immer durch Tod und Sünde mein Leben erkaufend und für nichts verfolgt als für mein harmloses Dasein, nicht sterben könnend und keine Zuflucht findend, um das arme Haupt zu lagern, — so wand'le ich durch die Welt — wie der ewige" —

„Der ewige Jude!" — sagte Sülly und trat einen Schritt zurück.

„Um Gott!" schrie der Alte, „schaudert nicht, ich kann Euch dienen, Herzog, Euch von Nutzen sein, weiser Sülly. Ja ich bin so ein Stück vom ewigen Juden, mein ganzes auserwähltes Volk, der heilige Saame Abrahams stellt den ewig Unglücklichen vor, der nicht Raum zum Sterben, nicht Raum zum Leben hat, aber wie man Stiere zum Schaugefecht auffüttert, so fristet man ihn hin, damit sich die Lust der Grau=

samkeit an ihm fühlt. Ich bin in Spanien unter Moriskoes aufgewachsen, aber meine Familie war jüdisch, mein Vater war Rabbi wie alle meine Vorfahren und ich lernte von ihm die heiligen Sprachen meines Volks. Als die große Menschenhetze begann, wo tausend und abermals tausend Moriskoes hingeschlachtet wurden, da blutete auch mein Volk. Eine große Geldsumme schützte meinen Vater, wir durften in Sevilla bleiben und erhielten das königliche Privilegium, daß niemand, selbst die Inquisition nicht, nach unserem Taufscheine fragen sollte. So lebten wir still hin, aber wir waren arm geworden, blutarm. Ich lernte ein Handwerk, wurde Bäcker und wir handelten mit Hostien. Es glückte uns und wir erhielten das Patent als Hostienbäcker für mehrere Klöster und für das Collegium der Jesuiten in Sevilla. Es war eine Schmach für Abrahams Saamen, aber indem wir so im Dienste des Christenthums standen, blieben wir eine Weile vor Anfechtungen sicher; es war die erste Lüge, der erste Betrug, zu dem uns das Volk der Christen nöthigte. Allein plötzlich nach dem Genusse des Abendmahls starben zwei

hohe Staatsdiener fast unter den Händen der Priester. Wahrscheinlich hatten die heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu triftige Gründe, den beiden weltlichen hohen Sündern das Liebesmahl zu gesegnen, aber sie waren zu grob damit umgegangen, die Hostien waren zu stark vergiftet. Die Wuth des Pöbels wurde auf uns gelenkt, irgend ein Opfer mußte fallen. Das königliche Handschreiben schützte uns nicht mehr; Nachts wurden wir vom Lager gerissen und beim Anblicke der glühenden Pechpfannen, deren Flamme schon am Holzstoße leckte, unter den Martern der höllischen Tortur, brach mein Vater Rabbi in Verwünschungen gegen den Gott der Christen aus. Ich stürzte den Henkern, die Gottes Richter vorstellten, zu Füßen, ich schwor bei allen Heiligen, mein Vater sei toll, aber kein Jude. Ich schwor es auf das neue Testament und verschlang das Brot des Abendmahls, das man mir zur Bestätigung reichte. So war ich Christ geworden. Aber mein Vater verfluchte mich und sich, und da er als Christ nicht leben wollte, so mußte er als Christ sterben; er umarmte die heilige Jungfrau. Das ist die Marter-

figur in den Inquisitionskerkern, die große Maschine mit den eisernen Armen, womit sie dich an ihr Herz preßt, aber aus dem Herzen schießen sieben Dolche in dein Eingeweide und du verblutest an der Liebe der stählernen Jungfrau. O Gott meiner Väter! war ich toll geworden oder eine Zeit lang todt — ich fand mich auf der hohen Schule zu Alcala wieder, lernte christliche Mythologie und lehrte dafür die heiligen Sprachen des Morgenlandes. Auch Chemie trieb ich und fand nun die Kunst, langsam und schnell, nach allen möglichen Zeiträumen, allen Nuancen des Geschmacks und der Mode zu vergiften. Ich arbeitete im Laboratorium der Jesuiten und versorgte ihre Apotheke mit hundert Giften, die nach der Zeit ihrer Wirkungen von einem bis zu zwanzig Jahren wie nach der Scala aufgeschichtet sind. Ob diese Dosen für Freund oder Feind verwendet wurden, wußte ich nicht, ich war vor Rachelust so wahnwitzig, daß ich an einem allgemeinen Vergiftungsproceß der ganzen Welt mitgeholfen hätte, blos weil mein unschuldiger Vater zum Christen gemartert war. Ach Du stilles frommes Judenthum meiner Kindheit! Du harm-

lose Satzung meiner Väter voll sanfter Hingebung an Druck und Tyrannei! Du warst eine Religion der Demuth und Duldung. Die Religion des Zornes, die Wollust der Verfolgung, den heißen Kitzel des blutgierigen Hasses lernte ich erst von Christenleuten im Collegium der Gesellschaft Jesu kennen. Lange war meines Bleibens an keinem Ort. Ich machte nirgends den Gottesdienst mit, denn ich hatte eine geheime Scheu, zu dem Gott zu beten, bei dessen Priestern ich Apotheker war. Dann und wann erwachte mein Gewissen, aber nur vorübergehend, und hatte ich nur erst ein stilles Plätzchen, irgend einen Schlupfwinkel der Erde gefunden, wo ich wieder Jude sein durfte, so wähnte ich den Gott meiner Väter wieder versöhnen zu können durch den Beginn eines neuen demüthigen Lebens. Ach, ich habe das Asyl einer Buße nicht finden können! Ich war nun einmal der Wildniß des Lebens verfallen und mußte mit Raubthier sein; wo ich mich weigerte, hielt man mir den Juden mit der Brandfackel vor, und obschon ich so viel tödtliche Gifte bereitet, habe ich mich doch nie an den Tod gewöhnen können. Ich war nicht

schlimmer als die, denen ich diente, und diese nannten sich heilige Väter. Sie hielten sich für die großen Medici der Welt, von einer geheimen Bewegung der Gnade Gottes getrieben, wie sie sagten, und ich sprang ihnen in ihrem heiligen Begehren nur hülfreich bei, wie mir ein alter Pater sagte. Lieber Himmel, mitten in der Christenheit Spaniens konnte ich kein reuig Leben beginnen! Die Jesuiten in Granada führten eine Bildsäule des Ignatius mit sich, der Heilige hatte die Erdkugel in der Hand und blies Flammen aus dem Munde, mit den Worten: Ich bin kommen, Feuer auf den Erdboden zu werfen. Der Wahnsinn ist groß, daß sich die Geschlechter der Menschen vom Anbeginne vernichten, und dieses Wahnsinns bedient sich vielleicht auch nur der Allgerechte, um die sündige Welt zu geißeln, und wenn es gerechte Strafe war, daß sich das Rauchfaß der Priester in eine verzehrende Fackel verwandelte, so schob ich blos die Kohlen dazu ins Feuer und war froh, wenn ich mir nicht die Finger verbrannte. Was kann ein einzelner Mensch mehr thun, was kann er thun

mitten in der Welt der Barbarei, wo ihm sein Glaube an einen reinen Gott unterging?" —

Thomassin schwieg, kauerte sich am Boden still hin und verhüllte sein Angesicht mit den Lumpen des zerrissenen Talars. Sülly schritt langsam im Zimmer auf und ab, Widerwille und Theilnahme kämpften in seiner ruhigen Seele, beides aber übermannd die Nöthigung, die Beichte des Unseligen zu Ende zu hören. „Ich weiß," sagte er beschwichtigend, „wieviel die Religionen auf Erden verschuldet haben, das heißt wieviel Verbrechen man unter ihrem Mantel verhüllte. Beruhige Dich, ich kenne die Bartholomäusnacht! Frankreich hat das überwunden, wir haben das hinter uns."

„O weiser Sülly!" rief Thomassin, indem er den Arm des Herzogs mit beiden Händen umspannte, „weiser, hochweiser Mann, verzeih einem armen Verbrecher, daß er Dich warnt. Es schleicht auf sammetnen Pfoten ein Vampyr durch die Welt, er wandelt sehr geheim, er saugt nur bei Nacht" —

„Laß Deine verruchte Bilderspräche, Jude!" sagte Sülly, und indem er sich von seiner Berührung los-

machte, lief der Widerwille in dunkeln Falten über die sonst so lichte Stirn des Mannes.

Thomassin ließ die Arme sinken und sah betrübt zu Boden. Der Herzog bekämpfte sich schnell. „Dein Herz ist mit spanischer Milch gesäugt,“ fuhr er fort, „Frankreich bedarf Deiner Gifte und Gegengifte nicht. Aber sag, was führte Dich nach Paris? wer hieß Dich Dinge prophezeien, wofür Dich das Volk steinigt?“

Thomassin erhob seine dürre Gestalt vom Boden wie ein Verurtheilter, der sich zum letzten Mal aufrichtet. „Ich will vollenden, weil ich begann,“ sagte er mit kalter Ergebung. „Aber ich rede nicht mehr zum Menschen, ich stehe vor dem Herzog.“

„Sei offen,“ mahnte Sülly, „Du kannst mir Dienste leisten; sei meiner Dankbarkeit versichert.“ Er entfaltete den Brief des Collegiums vor ihm und wies auf die räthselhaften Zeichen der Nachschrift.

„An den Provincial der Gesellschaft?“ — Thomassin blinzelte zweifelnd durch die buschigen Brauen. „Ich habe in Frankreich noch kein Verbrechen begangen,“ sagte er mit einer fast rührenden Ehrlichkeit.

„Ihr könnt mich als ein gerechter Richter nicht strafen, aber Ihr könnt mich hinausstoßen vor die Thür in den Rachen des vielköpfigen Ungeheuers. — Wollt Ihr versprechen, mich nicht auszuliefern an den Pöbel?“

Sülly schlug in die Hand, die ihm der Jude darreichte. „Es ist kein Morgenländisch,“ sagte Thomassin, „es ist die Geheimschrift der Gesellschaft; das Collegium warnt vor freien Mittheilungen; der Herzog, heißt es hier, öffnet alle unsere Briefe.“

„Man weiß darum?“ murmelte Sülly, „ich bin von Spionen umgeben; — ja, wer steht mir für Deinen Verrath?“

„Beim heiligen Gott Israels!“ betheuerte Thomassin, „so wahr ich als Jude rein und fleckenlos lebte!“

Sülly setzte sich in den Lehnstuhl und legte die Stirn in die Hand.

„Ihr wollt nicht gewarnt sein, Herr Herzog,“ sagte Thomassin fast mitleidig, „Ihr baut auf die Kanonen Eurer Bastille. Ihr seid ein mächtiger Herr und könnt einen armen Juden hängen lassen wegen böslicher

Prophezeiungen. Ihr könnt mich an die Gesellschaft Jesu als deren Verleumder ausliefern, und für diese Großmuth die Erkenntlichkeit der hohen Herren von der Liebe Gottes Euch gewinnen. Ach, lieber Herzog, das ist alles nur Komödie, und hinter den Coulissen, wo man die Masken abwirft, spielt man Euch ein ganz anderes Stück. Ich bin nicht der Einzige, der der Welt verkündigt, der König werde plötzlich sterben, bevor er den Ketzern in Deutschland zu Hülfe zieht. In Belgien, in Köln, im katholischen Deutschland, in der Schweiz, Italien, im Süden Eures Reiches, überall stehen Propheten auf, die mit der Miene gottseliger Erbarmung, mit dem Kummerblick einsiedlerischer Erleuchtung, den schnellen Tod des vierten Heinrich kundthun. Und seit wann waren die heiligen Väter falsche Propheten? Haben sie die Wunder, die sie verkündeten, nicht immer redlich selbst erfüllt? Wohl möglich, daß man sich nicht mehr mit Dolch und Gift waffnet; das Volk würde aufstehen und seinen Heinrich rächen. Man wird immer weiser, immer milder, man wickelt die Klaue, die nach dem Herzen der Menschheit greift, in

Sammet und Seide, man durchduftet sie mit dem Weihrauch frommer Specereien. Aller Orten wandeln Wölfe in der süßen Tracht der Unschuld, sie seufzen über ein drohendes Verhängniß, sie weinen, daß Gott den Völkern zürnt um großer Missethaten willen. Dann betet man ängstlich für das Wohl des königlichen Herrn, empfiehlt seine Seele dem Himmel, und indem man so die Welt mit der Angst vor einem schnellen Gottesgericht erfüllt, wird die Frucht langsam reif, bis sie wie von ungefähr fällt, — und ein König, Herr Herzog, ist doch auch nur ein Mensch."

„Und die Zunge erlahmt Dir nicht, Jude? — fuhr Sülly auf.

„Nennt mich Hund und ich will sagen, Ihr ehret mich" — wehklagte Thomassin mit scheuer Geberde. „So wie Ihr Jude sagt, hör' ich den Holzstoß lodern, in dem Worte liegt ewige Marter, langsame Todespein, Pest, Hölle; so wie Ihr es sprecht, tretet Ihr mein heilig Volk mit Füßen, und mordet den Menschen in der armen Kreatur. Nennt mich Verbrecher, so kann ich um Gnade flehen; wenn Ihr mich Jude

nennt, kann ich nur in schweigendem Ingrimm mit den Ketten rasseln. In bloßen Worten, die der Wahn gestempelt, liegt mehr Gift, als ich jemals einrieb. Ich kenne mein Spanien, das Land der frommen Blutlust, ich kenne Italien, das Land der Weiber und Gifte, ich kenne Deutschland, das Land der Worte und gelehrten Reden, und ich müßte von den Gräueln der immerdar durch sich selbst gekreuzigten Menschheit nichts wissen, wenn ich sagte, die Deutschen mordeten und vergifteten sich mit Worten weniger als Spanier und Italiener mit Inquisition und Gift. Als die Apotheken der Jesuiten in Spanien versorgt waren, führte man mich nach Rom. Ich galt für sehr gelehrt und man gebrauchte mich bei allerlei Missionen. So kam ich nach Deutschland. Hier arbeitete ich in den Laboratorien der Wissenschaften, in den Bibliotheken, und sog aus allerlei Folianten die speculativen Medicamente, womit man die Andersgläubigen vergiftet. Ich wurde Famulus des frommen Bruders Becanus, der in Würzburg philosophirte. Er bewies die Nichtigkeit des Schwurs, Luthers Lehre anzugehören, und schrieb eine gelehrte Abhandlung,

ob es erlaubt sei zu lügen, ob es christlich sei, Ketzern Wort zu halten. Und wahrlich, ich verbrecherischer Knecht des Christenthums, ich staunte über das zweischneidige Schwert der Rede, das man Dialektik nennt, ich zitterte vor der Weisheit des Mannes, die sich den offnen Herzen der Jugend wie Gift einträufelt, um ganze Generationen zu verwüsten, ein Gift, das nur langsam den Sinn für Wahrheit und Recht, nur langsam die Bande des Lebens durchnagt, und erst unter Kind und Kindeskindern ausschlagen wird zu ungeheuren Gräueln der Zwietracht im Mutterleibe des eigenen Vaterlandes. O Gott Israels! der Du den blutrothen Mantel Deines Zornes über die weite Erde breitest, damit sich die Kinder der Finsterniß allerlei bunte Gewänder herausschneiden für Thron und Altar, Gott des Zornes, wo willst Du Deine fromme scheue Heerde, die Du in alle Winde der Welt zerstreutest, dereinst wiederfinden und unter dem Fittich der Liebe versammeln? — Als die Väter Jesu nach Frankreich zurückgerufen waren, wurde ich mit hierhergeschleppt, denn ich war nun einmal ein transportables Eigenthum der heiligen Gesell-

schaft. Ich lebte lange Zeit im Collegium Clement und schrieb alte Bücher ab. Dann entließ man mich und sagte, ich sei frei, obschon ich wußte, wie sehr ich bewacht blieb. Ich zog in die Allerheiligengasse. Alt war ich geworden im Dienste des Christenthums und wollte still warten auf meine Abberufung vom Schauplatze der Erde, um jenseits bei den Vätern mein verlornes Leben von neuem zu beginnen. Hienieden war kein Raum, wo ich rein werden konnte, ich war nun einmal zum Unglück verdammt und die Verworfenheit ist blos des Unglücks Kind. Ich konnte nur noch wenig Gutes thun. Da ich mich nicht um Menschen bekümmern durfte, so erbarmte ich mich der Thiere; ich besprach die Seuche und heilte Hunde und Pferde. Die Leute nahmen das für Wunderdinge und ich mußte ihnen ihr Schicksal deuten. Manchem sagte ich Unglück dreist in sein ehrlich Gesicht, weil er gar zu unschuldig ins Leben glotzte; darüber härmte er sich ab und fiel dem Mißgeschick anheim, denn nur der Heiterkeit glückt es, glücklich zu sein. Manchem wilden frohen Burschen verkündete ich hohes Glück; darauf verließ er sich und stürmte

hin und das Unglück überholte ihn, aber es machte ihn demüthig und zahm, und das war das hohe Glück, das ich ihm geweissagt. Auch geheime Verbrecher schlichen des Nachts in meine Klause. Von innerer Qual gemartert, wollten sie ihr Schicksal wissen. Ich sagte ihnen, Verbrechen sei blos Unglück, Tugend blos Glück aus Zufall; so tröstete ich und stürzte das Glück und sprang dem Unglücke bei. Nicht selten aber in den Stunden der eigenen Zerknirschung, wenn der Jammer des Menschenlebens mein wurmstichiges Gehirn zernagte, überkam mich wirklich eine wundersame Durchleuchtung des Geistes. Das Bewußtsein, Verbrechen sei blos Unglück, das Gott in seinem Zorne verhängt, das rief mir wiederholt ein Bild vor Augen, von dem sich meine Seele vergeblich fortwendet. Ich sehe auf hohem goldenem Sarkophage eine stolze königliche Leiche. Ein weiter Purpurmantel hüllt alles ein in Majestät, aber wie ich die Decke hebe, sehe ich ein seltsam Instrument in der tiefen Herzenswunde. Es ist eine Art Dolch, aber Klinge und Griff sind von schwarzem Ebenholz und wo sich beide berühren, strecken sich zwei Arme hin

und ein bleicher silberner Leib ist darüber gespannt und der Dolch ist kein Dolch mehr, er ist das Crucifix, zu welchem die Christenheit betet; der Schaft des Kreuzes steckt tief in dem todten Herzen des Königs. Ach, ach! die stählerne Jungfrau, die mein Vater umarmte, hatte auch ein Herz voll heiliger Messerspitzen, kein Herz voll Liebe!"

Sülly sprang auf, und bei der raschen Bewegung, die er machte, flog das Medaillon, das er am Halse trug, dem Alten an die Stirn. „Dein Wahnsinn bringt Dich noch um!" rief Sülly, indem er ihn an der Schulter schüttelte.

„Das sagten die heiligen Väter im Collegium nicht," versetzte Thomassin ruhig, „und Ew. Hoheit werden nicht grausamer sein als heilige Väter. Als ich im Collegium meine Vision erzählte und meine Furcht aussprach, das Crucifix werde zum vierschneidigen Dolche werden an dem Herzen des Königs, da machten sie sehr fromme Mienen und sagten: Alles steht in Gottes Hand! Und wie ich mich demüthig vor den Herren von der Christenheit bückte und mich einen unwürdigen, verwor-

fenen Knecht schalt, der nicht wagen solle, den schwarzen Eingebungen des Bösen Worte zu leihen, da sagten sie: Der Wind bläset, wo er will, Du hörst sein Sausen wohl, aber Du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Also stehts mit dem Geiste Gottes, der oft durch die Seele der Unwürdigen weht und Großes im Kleinen verkündet! — So sagten die heiligen Väter. Doch mein Gehirn ist vielleicht nur aus Schwäche erhitzt, mein alter Kopf ist vor Trübsinn mürrisch geworden, und dünstet nun so üble Vorgedanken aus. Oder es ist das Product meiner letzten Beschäftigung im Collegium Clermont. Ich half das Buch des spanischen Jesuiten Johann Mariana übersetzen. Es ist ein schlechtes Buch, Herr Herzog, die Männer Jesu predigen darin, der Königsmord sei erlaubt, wenn er um Gottes willen geschehe. Um Gottes willen! Wie sie denn nun den Gott sich denken, was für ein Gott das sein mag! Der Gott Israels ist es nicht, obschon sie den einen Gott des Zornes nennen. Es wird wohl nur ein Götze sein, den die heiligen Väter meinen, und dem ich nur nothgedrungen diente, weil sein befehlendes Scepter zugleich

die Brandfackel für mich armen Juden war. Es ist ein schlechtes Buch, Herr Herzog. Man verbreitet es häufig in zwei verschiedenen Auflagen unter das Volk. Aber was ist ein Buch? Worte, Worte! Und Ihr, Herr Herzog, habt Kanonen, womit Ihr redet."

„Du sollst mir dienen, und ich will Dich schützen!" sagte Sülly.

„So laßt mich," fiel Thomassin ein, „in Eurer Behausung einige Tage versteckt bleiben, bis sich die Wuth des Pöbels stillt. Dann will ich in meine Hütte in der Allerheiligengasse zurückkriechen. Um Euch dienen zu können, darf ich mit der heiligen Gesellschaft nicht brechen. Und ich will ihre Pläne auswittern, den Vertrieb schlechter Bücher verhüten, ich will Euch dienlich sein in vielen guten Dingen. Vielleicht erwerbe ich mir damit eine Freistatt, um mein altes mürbes Haupt dereinst ruhig absterben zu lassen, und einzugehen zur Wohnung meiner Väter."

„So sei es!" betheuerte Sülly und reichte ihm die Hand, die der Alte küßte. Er rief seine Dienerschaft, gab die nöthigen Befehle zur Verpflegung seines Haus-

genossen und legte ihnen Stillschweigen über das ganze Ereigniß auf.

Wie der Herzog in seinem Kabinete wieder allein war, konnte er die Ruhe, die sonst in seinem Innern herrschte, nicht wiederfinden. Gegen Unglück, gegen Verbrechen, das im Geheimen schleicht, war sein ehrlicher Sinn muthlos und arm an Waffen. Er nahm den Brief des Collegiums wiederum zur Hand. Er glaubte geheim zu handeln, die Gesellschaft zu belauschen, und nun war er es, der belauscht wurde. Man wußte darum, daß er die Briefe öffnete, ohne Zweifel hatte man also unbekannte Wege gefunden für eigentliche Geheimnisse. Daß die verbrecherische Schrift des Jesuiten Mariana, die unter dem Schutze und unter der Censur des königlichen Hofes zu Madrid erschienen war, eine Schrift, die das pariser Parlament öffentlich verbrennen ließ, wieder verbreitet wurde, das war ihm nicht unbekannt geblieben, aber daß sie dicht vor seinen Augen aus der Werkstatt der Jesuiten in Paris in neuer Gestalt hervorging, das erfüllte ihn mit einem Zorne, der vergeblich nach Entschlüssen rang. Also war auch

die sonst so wachsame Sorbonne, die Aufmerksamkeit der akademischen Theologen, getäuscht, und die Doctrin von der möglichen Heilsamkeit des Königsmordes war noch nicht zu Grabe getragen. „Sie werden keinen Arm in Europa mehr finden!" hatte sich Sülly oft gesagt, allein das casuistische Spielwerk mit frevelhaften Gedanken war doch unermüdlich, um den gläubigen Wahn mit Gaukeleien zu verblenden. „Die Phantasie des Juden ist krankhaft erhitzt!" tröstete sich Sülly endlich, allein seine Gedanken wollten sich nicht beruhigen.

Die Thurmuhr im Arsenale schlug Neun. Das Gefühl der Einsamkeit wurde ihm lästig. „Der König kommt heut nicht mehr," sagte er und schritt zögernd im Gemache umher. Seit einigen Tagen pflegte Heinrich bei ihm zu speisen. Den Tag über war er auf dem Lustschlosse Fontainebleau, um vom Frühlinge die ersten noch kargen Gunstbezeigungen zu empfangen. Abends kam er in die Stadt, saß mit dem Grandmaître ein Stündchen im engen kleinen Arbeitszimmer und wechselte mit ihm den nöthigen Verkehr. Sülly's Hausfrau bewirthete dann den königlichen Herrn, der sich beim frugalen

Mahle an der Seite seines Freundes der besten Stunden rühmte. Sie sprachen von alter Freundschaft oder von neuer Liebe und täuschten die neuen Sorgen mit der Erinnerung an die alten fort. Mit Runzeln auf der Stirn, mit Geheimnissen auf dem Herzen zog König Heinrich niemals von seinem Sülly in den Louvre zurück. Der niedrige Sessel in dem engen Kabinete des Herzogs war sein Sorgenstuhl, wo er den Unmuth los ward und sein offenes Herz sich aller seiner Gefühle entledigte. Sülly war in der That sein Gewissensrath, sein Beichtiger, und dies alles nur, um Frankreichs bester Minister zu sein.

Statt des Königs kam so eben ein Brief von seiner Hand. Ein Diener überbrachte ihn, und Sülly öffnete das Siegel. „Ich habe mich heute verspätet, lieber Grandmaître," schrieb der König in Eile. „Schon auf dem Wege zu Euch, da zieht mich ein kleiner Aufstand in die Allerheiligengasse. Man wollte einem alten Manne zu Leibe gehen, der sich die Mühe gab, zu behaupten, ich sei sterblich. Bedarf es eines Propheten, um dies zu wissen? Ich habe Befehl gegeben, daß man den

Alten ungekränkt läßt. Lumpe, mein Freund, müssen auch leben. Und es soll niemand deshalb sterben, weil er sagt, der Mensch sei sterblich. Auf dem Wege zurück fiel mir ein, daß ich heute den Pater Florentin in seiner Abendpredigt hören wollte. Man sagt Wunders von ihm, mein ganzer Hof ist wie vernarrt, und mich dünkt, ich könnte ruhig anhören, was der Mann vom Himmel sagt, da es mir auf Erden keineswegs schlecht gefällt. Denkt nur, die Verneuil will Betschwester werden und in's Kloster gehn. Die Arme! Ich habe sie, bei Gott! geliebt und würde sie noch ehren, wenn sie nicht so grillenhaft wäre. Wenn die Liebe nicht beglückt, so taugt die Liebe nichts. Nun will sie beten. Will denn alles um uns her Gesichter schneiden, und sollen wir allein die Vernünftigen, das heißt die Glücklichen bleiben? — Apropos! die Montmorency ist sehr lieb und gut. Ihr Hochzeitkleid kostet zweitausend Thaler. Gleich nach der Krönung der Königin soll sie mein Neffe heirathen. Ich fürchte nur, er wird sie schlecht behandeln, denn er liebt mehr die Hirsche, als die Weiber. Dann muß ich um so mehr darauf bedacht sein, sie zu ehren,

sie zu lieben. Wie ein Vater. Lacht nicht, Meister! ich brauche viel Liebe, erstaunlich viel Liebe. — Und was ich eigentlich sagen wollte: die Steine für die Montmorency kosten achtzehntausend Livres, Madame d'Angoulème war so gütig, sie zu kaufen. Sendet doch die Summe gleich hin; Messier, der gute Goldschmied, wohnt auf dem Pont-au-change. Seid nicht karg, mein Freund, wo ich fröhlich bin.

Euer Heinrich."

Zu jeder andern Zeit hätte Sülly mit dem Goldschmiede noch gehandelt, bevor er die Summe gezahlt; heute fiel es ihm nicht ein. „Wohl Euch, mein König," sagte er, „daß Ihr Euch frischen Muth und Fröhlichkeit erkaufen könnt; man darf das nicht hoch genug bezahlen!"

Sülly hatte Recht. Und deshalb sind im Leben die kleinen Freuden so wichtig, so lange sie eben noch im Stande sind, das Gemüth zu erfüllen. Und daß man auf dem Lebensmeere sicherer schifft, wenn man sich frisch hinausdrängt mit lustigem Wimpel in den hellen Wo-

zuschlag, als wenn man an den Uferklippen argwöhnisch beklommen herumschleicht voll Angst nach einem nahen Halt — wer wüßte das nicht!

Sülly trat mit heiterer Miene in das Familienzimmer, wo die Seinen auf ihn harrten. Seine Gattin empfing ihn mit dem feierlichen Ernste, der ihr eigen war. Er bat um ihren Schutz für den neuen Hausgenossen, den er aus den Händen des Volkes gerettet. Dem Sohne machte er Hoffnung in's Feld zu rücken und mit den Töchtern unterhielt er sich von Gottes wunderbarer Hand, die ihn vor Zeiten, mitten im Pulverdampfe und mitten in den Schrecken der Bartholomäusnacht, so sichtbar geleitet.

Die Kirche der Jesuiten war erleuchtet, die Abendpredigt dauerte länger als sonst. Vor den Thüren, viele Straßen entlang und über den Platz hin, strömten die Karossen des Hofes und der Vornehmen in dichtgedrängten Reihen. Die Kutscher schliefen oder gähnten, die Rosse stampften das Erdreich und schüttelten die Köpfe

mit den hohen Weiherbüſcheln. Dicht vor dem Hauptportal und an den Seitenpforten ſtanden die Schaaren der Läufer mit den goldenen Achſelbändern, in ſeidenen Strümpfen und rothen fliegenden Beinkleidern. Ein Läufer gab in der vornehmen Welt von damals den ſpaniſchen Figaro ab, er war das lebendige Oeil-de-boeuf der Budoirs, nur war ſein Mund weniger verſchwiegen als die Lippen des Barbiers von Sevilla. Wie ſie jetzt in Gruppen vor der Kirchthür ſtanden und die mattgewordenen Fackeln an das Mauerwerk ſchlugen, da fiel manches herrſchaftliche Geheimniß auf den Boden und brannte mit dem Pech der Fackeln nieder. Dieſe Läufer hatten in den Herzkammern der Zofen freien Eintritt. An die Herzenskammer der Zofe ſtößt ſehr häufig der Schlafſalon der Dame, und ein Läufer hatte überall ſeine harzige Fackel bei ſich. So wußte man denn auch, warum dieſe und jene Herrſchaft gerade jetzt ſo bußfertig war und bei den Jeſuiten die Predigt nie verſäumte. Die Kirche hat das Gute, ſagten manche gemüthlichen Leute, daß man ſich wieder mit ſeinem Gewiſſen abfinden kann.

Während die Lakaien flüsterten und laut lachten, drängten sich zwei Träger mit verhülltem Tragsessel durch den Haufen und hielten dicht am Eingange. „Wer so spät kommt, muß ein sehr vornehmer Sünder sein!“ raunten sich einige Bursche in's Ohr, als eine Maske mit dunklem Mantel und breitgekrämptem Filzhute aus der Chaise sprang, und in die Kirche trat. In der Haltung der schönen hohen Gestalt lag allerdings eine ritterliche Vornehmigkeit; die Maske war der König, der bis jetzt von Geschäften im Louvre zurückgehalten war und unerkannt das Ende der Predigt anhören wollte.

Wie er mit gesenktem Hute in das Schiff der Kirche trat, nahm er sich fester in den Mantel und drückte die schwarze Larve in die Augen, aber über sie hinweg leuchtete im hellen Glanze die erhaben königliche Stirn desselben. Inzwischen nahm ihn das stille Gewühl der Menge in sichern Gewahr.

Auf tausend bunte Schärpen, auf tausend leise wehende Federn warfen die Kirchenlichter ihre matten, wehmüthigen Augen, als seien sie in der kühlen, hoch-

dämmerigen Halle zu schüchtern, um vor dem Glanz der Weltlichkeit zu bestehen, die sich hier zusammengeschaart, oder als seien sie das Gewissen, das unter Hermelin, unter Sammet und Seide nicht recht aufschlagen könne. Es war die Sitte des Tages, die Sache der Mode geworden, den Pater Florentin zu hören und so stürzte alles mitten aus dem Gewirr der Lebensfreuden zur Abendmette, die wimmernde Glocke der Jesuiten klang wie die Stimme des Mutterschafes, die plötzlich laut wird im dunkeln Walde, wenn der Bergstrom mit seiner Leidenschaft auf einen Augenblick ermüdet.

Links auf den Chören zwischen den grauen Pilastern saß in dichten Reihen der junge Adel von Paris, der in der Schule der Jesuiten seine Bildung genoß. Rechts oben wimmelten allerlei Kutten und Ordenshabite, schwarz, weiß, braun, in vielfachem Schnitt; der große Stuhl der Ursulinerinnen, die bei den Jesuiten vorzüglich beten und beichten, war dicht neben der Kanzel; unten die weite Halle entlang saß und kniete der weltliche Luxus der Hauptstadt, Kinder und Greise, Jungfrauen und Matronen, die Unschuld und die Sünde,

die Lebenslust und die Müdigkeit an Leib und Seele. Aus der weißen alabasternen Kanzel ragte die schwarze Gestalt des noch jugendlichen Priesters hervor und aus dem schwarzen Habite sein schönes bleiches Gesicht, das dem Friedhofe seine Ruhe, der Mondnacht den stillen Glanz abgeborgt zu haben schien. Seine Bewegungen waren sehr mäßig, als wäre schon die Weisheit des Greises über die Unschuld eines knabenhaften Jünglings gekommen und hätte alles ausgetilgt, was männlicher Aufruhr schien. Nur dann und wann bog er sich über den Rand der Kanzel und griff mit der Hand hinunter, als wolle er jedem an's Herz fassen und es ihm leise, aber mächtig schütteln. Dann wurde in dem Friedensklange seiner Stimme, die wie eine silberne Glocke im ausgestorbenen Trauerhause tönte, eine zitternde Schwingung laut, in seiner Brust schien eine versteckte Wunde aufzubrechen, für deren heiße Qual Himmel und Erde keinen Balsam wußten, und ein gellender Schrei lief durch die bebende Halle, schlug händeringend an die Wölbung, suchte verzweifelnd nach Freiheit und nach dem Lichte des Ausganges, und fiel gebrochen in

den hohlen Winkeln nieder. Dieser schmetternde Ton brach mitten aus dem Frieden seiner Brust heraus, und wenn er plötzlich schwieg, so war es als flüsterten die Wecken am Hochaltar ein leise weinendes Echo. „Himmel und Erde werden vergehen," sprach Florentin, „weil alles in Sünde war, nur der Herr wird bestehen mit seinem Zorne und mit seiner Liebe. Der Zorn ist seiner Wahrhaftigkeit eigen, aber die Liebe ist seinem Herzen eigen, denn auch Er hat ein Herz und die Liebe wird seinen Zorn überflügeln. Himmel und Erde werden vor ihm im Staube knieen, sie werden in Angst und Qual sich winden und nicht wissen, ob der Herr mehr zornig, oder mehr Liebe sein kann. Glaubt nicht, mit kleiner Buße die kleine Schuld zu tilgen, in die Euch der Reiz der Lust führte; die große Schuld, die ungeheuere Schuld des Daseins könnt Ihr nicht aus Eurer Seele wischen mit all Euren Thränen, all Eurem Herzklopfen und Händeringen nach Erlösung. Ihr wißt nicht einmal, wie tief Ihr in Sünde verstrickt seid. Die Geister der Unschuld wandeln sich unvermuthet in Dämonen und Ihr seid ein Spiel der bösen Gewalten.

Eure Seufzer, Eure frommen Gedanken, alles ist angehaucht von dem Gifte der Eitelkeit, die ganze Welt trägt die Schuld ihres Daseins. Wenn der Herr auferstehet, so wird er die Welten alle zusammenrufen, und alle Kreatur wird vor ihm liegen und nicht wissen wie ihr geschieht. Dann wird sich entscheiden was Zufall und was Sünde war in Euch, was unbewußte Schuld und was verschuldete Sünde. O es ist Niemand gerecht, so lange sein Herz schlägt; die am wenigsten, die hienieden im Glanze einherschreiten und das Schwert der Macht führen. Der Purpur und die Seide, das Gold und das Kostbare der Welt, alles ist nur erborgter Schein, alles nur dem Herrn entwendete Herrlichkeit. O gehe in Sack und Asche, Du Großer und Gewaltiger! Der Zufall hat Dich so gestellt, und auch die Schuld des Zufalls wird der Herr an Dir rächen, wenn Du nicht Einsehen hast in Deiner Gebrechlichkeit! — Ihr liebt die Eitelkeit der Welt, Ihr liebt die irdische Liebe. Ihr verwechselt das Ziel mit dem Mittel, es zu erreichen. Ihr wähnt, das sei schon Unendliches, wenn Ihr das Endliche maßlos liebt. Und deshalb

eben verfallet Ihr an den Schein und seine täuschende Lüge. — Ihr wähnt mich jung, Ihr meint, ich hätte die Sprache der Leidenschaft nicht gekannt, nicht verstanden. Ihr irrt. Ehe ich Priester ward, war ich Mensch und der Jammer des Irrwahns fiel auf mein unbewachtes Herz, das am Endlichen und am Eiteln hing. Ich bin der Schiffbrüchige, den das schirmende Ufer aufnahm und der mit Wehmuth seine Brüder dahinstürzen sieht, ein Spiel des Zufalls, der trügerischen Lebenswellen. Jede Neigung Eures Herzens kann Euch vernichten. Selbst aus dem Lilienkelche der keuschesten Liebe steigt plötzlich ein Dämon auf in dunkelrother Flamme!"

Der Priester schwieg. Dann sprach er das Gebet, gab den Segen und die Menge wogte durch einander. Jeder suchte sein Weltliches wieder zusammen und zog damit in's Leben zurück; der Eine ging seinem Hasse, der Andere seiner irdischen Liebe wieder nach, die heilige Rede war wie ein Windstoß, der über das Gestrüpp der Haide fährt. Hier und da lag noch ein frommes Gemüth im Betstuhl und dachte an Schuld und Miß-

geschick; aber der Einzige, in dessen Seele der Himmel mit seiner Erleuchtung haften blieb, war vielleicht nur der junge Priester mit der Kummermiene, der jetzt von der Kanzel entschwand.

König Heinrich, um den die Menge nach dem Altare und nach dem Ausgange der Kirche drängte, war nicht der Mann, dem hier das Gewissen am heftigsten schlug. Er hatte den Gott, dessen Zorn und Gnade hier verkündet war, schon anders reden hören; im Donner der Schlachten, wo Leben und Tod und das Schicksal von Millionen auf der Wagschaale bebten, da hatte er die Stimme Gottes vernommen und an seine Brust geschlagen: „Herr, gehe nicht mit mir in's Gericht, laß mich siegen, damit ich Gutes vollbringe und die Welt mit Glück erfülle!"

„Er spricht sehr rednerisch, der beliebte Priester, aber seine weichliche Predigt ermattet die Seele und nimmt ihr den Athem der Lebenskraft, den Muth zum Gutesthun!" Das dachte der König, während die Flötentöne der Orgel das stille Nachtgebet beendeten. „Die süßen Schauer der Frömmigkeit mögen ihr Gutes ha-

ben," schloß er seine Gedanken, „aber der Mensch muß auch frisch handeln können."

Der Strom der Menge führte ihn mit fort zur Seitencapelle, wo Pater Florentin geweihte Kerzen austheilte. Heinrich lehnte an den Pfeiler, der die kleine Halle von der größeren schied, und sah dem frommen Eifer ruhig zu. Eine hohe weibliche Gestalt fiel ihm auf, die eben vor dem Priester stand und, ohne hinzuknieen, das Auge fest auf den Gesalbten des Herrn gerichtet, die Himmelsgabe aus seiner Hand nahm. Ein stolzer majestätischer Wuchs, mit weitem violetnem Gewande; ein dichter Schleier von schwarzem Krepp deckte Kopf und Nacken. Sie blieb lange in dem Anblicke des Geistlichen versunken, dann verbeugte sie sich leicht und trat zurück. Wie sie sich an der Gestalt des Königs vorbeidrängte, schob sich die schwarze Hülle zurück. Er fuhr still in sich zusammen, die Hand, die seine Maske hielt, sank wie gelähmt nieder. Sie schlug das Auge zu ihm auf, der bebende Schreck erstarb ihr auf der Lippe, die keinen Laut für das Gefühl der Ueberraschung fand. Eine dunkele Röthe, ob Zorn, ob Haß, oder

das Gegentheil, fiel eben so plötzlich über das schöne Antlitz als der Schleier, in den sie sich schnell verhüllte. Es war nur ein Blick, ein Blitz der Augen gewesen, womit sie sich Beide erfaßten; der Strom der Drängenden riß sie eben so hastig von einander. Der König blieb an die Säule gelehnt und blickte ihr nach wie der Gerettete, der das Aufgegebene in den Wogen dahin schwimmen sieht. Unter der großen Leuchte, mitten in der Kirche, wandte sie sich noch einmal zu ihm, ohne Hülle, ohne Röthe, aber wunderbar wie von einem magischen Scheine durchleuchtet.

„Heiliger Gott! Sie liebt mich noch immer!“ sagte Heinrich und griff unwillkürlich an sein Herz. „Du hast nicht gut an ihr gehandelt!“ flüsterte eine geheime Mahnung in seiner Seele. Der alte Himmel des Glückes, der ihm sonst aus diesen Augen geleuchtet, konnte nicht mehr in ihm aufblauen zum neuen, jugendlichen Morgen, aber das Andenken an jene Zeit, wo er in Katharinens Armen alle siebenundsiebenzig Stufen auf der Leiter zur innern Seligkeit erstiegen, die Erinnerung daran hielt ihn gebannt, wie man ja

auch Gestorbene mit Theilnahme vor seinen Geist heraufbeschwört; seine Gedanken saßen und spielten auf den Trümmern vergangener Herrlichkeit.

Die Volksmenge hatte sich verloren. Wie er aufblickte, sah er sich allein. Die Pforten schlugen dumpf zusammen und der Schall jagte sich mit seinem Echo in dem weiten leeren Raume.

Der König von Frankreich war der Letzte in der Kirche der Jesuiten. Er hüllte sich in seinen Mantel und ging. Der Kirchner rasselte mit den Schlüsseln hinter ihm her.

Pater Florentin wandelte in dem breiten Kreuzgange, dessen einer Flügel von der Kirche zu den Hörsälen des Collegiums führte. Die hohen offnen Schwibbögen gingen nach dem Garten zu, dessen Raum der Gang umschloß; nach den äußeren Seiten liefen die Zimmer der Väter hin. Florentin pflegte Abends allein in seinem Gemache zu speisen; die Predigt erschöpfte ihn, und der angestrengte Dienst des Tages, — er docirte

ch stets von der Art, daß man
in sich selbst gern gönnte.
urch den Kreuzgang
esen, denn bei
rter Ruhe
Auch
nung
hm mit
oher Redner=
mt und erleuchtet,
gnung das Wort des
tur Wenige hielten seine
nlicher Berührung für Stolz.
ging diese Eigenheit doch nur aus
ervor, von aller Selbstgenügsamkeit und
ig, von allen menschlichen Triebfedern, die
ne geistliche Brüderschaft thätig und strebsam er=
ten, sich losgebunden zu fühlen. Ein inneres Un=
glück hatte ihn vereinsamt, und keine Genugthuung,
weder selbstgeschaffene, noch dargebotene, schien im
Stande zu sein, den dunkeln, geheimen Schatten in

seiner Seele zu verscheuchen. Er war weder Frömmler noch Formdiener, sein Geist rang nach den Lichtpunkten, nicht nach den Zwielichtsdämmerungen der Religion, aber bei aller Forschung seines unermüdeten Eifers, aus der Ueberlieferung des Glaubens die einfachen Wahrheiten klar herauszufühlen, blieb sein Gemüth doch immer an geheime Fäden gebunden, die ein Dämon tückisch verschlungen hielt. Sein Gefühl war nicht weich genug, um in den süßen Schauern der Frömmigkeit zu schwelgen und doch schien seine Denkkraft nicht überwiegend genug, um ihm Ersatz zu bieten. So war er bei aller Erleuchtung, die Andere ihm verdankten, bei allem Segen, den seine Rede spendete, für sich selbst sehr hülfsbedürftig, wie alle Kreatur, die nach Erlösung schmachtet.

Nach jeder Predigt fühlte er sich in der Regel mehr als sonst aufgeregt. Er hatte weichlicher gesprochen, als es ihm selbst heilsam däuchte, und die Dämmerungen des frommen Gefühles, die seine Reden zu verbreiten pflegten und welche die hörende Welt so liebte, genügten seinem forschenden Verstande nie.

Wie er in der Kreuzhalle um die Ecke bog, um nach seinem Zimmer zu gelangen, trat ihm eine große breite Gestalt in den Weg. Die Lampe, die am Pfeiler über dem steinernen Bilde der Mutter Gottes hing, warf ihr volles Licht auf den Fremden. Es war eine seltsame Figur, sehr fest und anmaßlich keck mit dem starken Schulterbaue, der breiten Stirn und den hervorgestreckten Backenknochen. Das schwarze Haupthaar fiel struppig herunter und ein rother Bart wucherte um ein verworfenes Antlitz. In den tiefgehöhlten Augen, in den weitathmenden Nasenflügeln, wie in den dürren Händen, die seine halb geistliche, braune Kutte mit dem Stricke umschlossen, lag eine gierige Habsucht, die gleich viel ob Leben-oder Tod umarmen wollte.

„Ich bitte um Eure Erleuchtung, frommer Bruder!" sagte der Fremde. „Vielleicht kennt Ihr mich auch noch, Ihr habt mich schon einmal erlöst und gesühnt."

Die bußfertige Stimme versöhnte in etwas mit der verwilderten Erscheinung des Mannes, der Ton seiner

Rede konnte rühren, er sprach von Bedürftigkeit der Seele.

„Ich bin der Schulmeister von Angoulême, wenn Ihr Euch noch erinnert, ich bat um Euren geistlichen Beistand!“

„Magister François!“ sagte Florentin, obschon sein Gedächtniß von zu viel Rathbedürftigen erfüllt war, um sich dieses Beichtkindes noch hell zu erinnern.

Man wußte nicht, war François von der Natur so verwahrlost, oder hatte ihn ein verworrenes Leben so gestaltet, daß er mehr ein Knecht Ruprecht als ein Lehrer der Jugend schien. Er war schon viel in der Welt herumgetrieben, ob er gleich erst einige Dreißig zählen mochte. Anfänglich hatte er sich mit der gerichtlichen Praxis beschäftigt, und der forschende Zug einiger Gesichtslinien sprach in der That von Advocatenpfiffigkeit. Allein Herrschsucht schien das vorwaltende Element in seinem Wesen und ein pietistischer Hang verfestete diese Stimmung in seinem Innern; eine Zeitlang hatte er Magie getrieben. Bald aber ging er nach seiner Geburtsstadt, nach Angoulême zurück; dort lebte

noch seine Mutter, für die er zu sorgen hatte. François wollte die Jugend erziehen und lehrte die Kinder ihre Gebete nach dem katholischen Ritus verrichten. Es war in der Vaterstadt ein Ketzergeist erwacht, die Propaganda der Hugenotten schien immer weiter zu greifen. François hielt sich berufen, den Samen des Bösen unter der Jugend im Keime zu ersticken. Zugleich dünkte es ihm nicht wenig, eine Anzahl von funfzig angehender Menschen um sich versammelt zu haben, aus denen er gute Christen machen wollte. Er war nicht ohne Kenntnisse, allein der religiöse Fanatismus verwirrte seine Kräfte, und im Kampfe mit dem lächelnden Teufel, mit dem Frühlinge des bösen Geistes — so nannte er die Unschuld der Kinder — steigerte sich sein Glaube, ein auserwähltes Rüstzeug der Kirche Gottes zu sein. Er hatte Zeit seines Lebens mit der drückendsten Armuth gerungen, jetzt sah er sich und seine Mutter außer Sorgen. Die Schulbuben zahlten ihm den Unterricht in Fleisch, Brot, Speck und Wein und er nahm dies wie einen schuldigen Tribut, den die Weltlichkeit dem geistlichen Regimente darbringt. Für das gelösete Geld

war er im Stande, von Zeit zu Zeit nach Paris zu gehen und sich die Freuden der schwelgerischen Residenz zu erkaufen. Nach und nach genügte ihm sein dürftiger Spielraum nicht, er fühlte sich berufen nicht blos in der Schulstube Herr und Despot zu sein, er wollte in höhern Dingen den Bakel führen. Er warf sich auf philosophische Fragen und fing an den Herrgott über seine Weltordnung zu schulmeistern, denn weil er fromm war und viel betete, glaubte er ein Recht zu haben, den Schöpfer zu examiniren. Bald aber stand sein Verstand an der Grenze der Möglichkeit, er hörte auf zu forschen und warf sich in die Uebungen der blind glaubenden Demuth. Er ließ sich in ein Barfüßerkloster aufnehmen, war aber nur sechs Wochen geduldet wegen gewisser Visionen und Träumereien, die ihn zum Gegenstande ganz besonderer Seelsorge machten und seine Ausstoßung aus der Congregation herbeiführten. Es waren ihm unter andern beim Scheine des Heerdfeuers auf beiden Seiten des Gesichtes Hostien erschienen. Nun hatte er sich für inspirirt, für von Gott berufen gehalten zu großen Dingen. Das ganze Kloster war

in Aufruhr, denn es schien bei den Barfüßern in Paris nicht mehr Mode, inspirirt zu sein. François aber war anmaßend genug, die Vorgesetzten für Verworfene zu erklären, weil sie mild waren und friedfertig, und Gott und die Welt gleich wenig incommodirten. Der Bruder Dúbois hatte dann endlich den Hader ausgeglichen. Er war der Stubengenosse des Schwärmers und sagte aus, wie er Nachts beim Scheine eines falben Lichtes ihn beobachtet. Der seltsame Bruder habe den Teufel leibhaftig heraufbeschworen, und dieser sei in Gestalt eines großen, schwarzen Hundes in dessen Bett gesprungen. Nun war der Heiligenschein der leuchtenden Hostien zerstört, man stritt sich nicht mehr, ob Gott, ob Teufel hier im Spiele, man stieß den Erleuchteten aus der Congregation der Barfüßer. Damals war er in seiner Angst zum Pater Florentin gelaufen, der sein wildes Gemüth beschwichtigte, und ihn ermahnte, wieder in die Stille seines alten Lebenskreises zurückzukehren und Gott walten zu lassen in Demuth und Frieden. Eine Zeit lang hatte er dann wieder den Bakel geführt und die Schulbuben in Angoulême da-

für büßen lassen, daß die Welt seine hohe Vision nicht begriffen. Aber plötzlich war er von neuem in Paris, besuchte eifrig die Schule der Jesuiten und kam nun zum gelehrten Florentin und bat mit verworrenem Drange um seine Weisheit.

„Tretet ein!" sagte Florentin mit der gewohnten Sanftmuth, indem er sein Zimmer öffnete. Die lange Gestalt des Schulmeisters stolperte über die Schwelle. Er trug große schwere Fischerstiefeln wie die Krebser in der Seine, und der scharfe Ledergeruch vollendete das Unsaubere in der ganzen Atmosphäre des Mannes.

Der Diener hatte im Gemache schon die Kerzen angezündet und stand mit dem Nachtessen bereit. Florentin entfernte ihn und war mit seinem schauerlichen Beichtkinde allein. Er öffnete die Fensterflügel und ließ die laue Mailuft einströmen. Unter ihm lag der Park. In der großen Lindenallee brannten die Lampen, und die Zöglinge, die im Collegium wohnten, auch einige Väter, wandelten auf und nieder, jene um die jugendheiße Stirn zu kühlen, diese um die kalte Brust und die alten Schläfe zu wärmen.

Wie Florentin vom Fenster zurücktrat, stand François mit gefalteten Händen vor dem Heiligenbilde. Seine Lippe murmelte, sein dürres Auge suchte bittend nach dem Quell der Erleuchtung.

„Es wird mir wohl in Eurer Nähe, hochwürdiger Pater," sagte François, als er sein Gebet geendet, „es strömt ein beseligender Friede durch die Lebensluft, die Ihr athmet. Ach! und Eure Rede, Glorreicher! Sie legt sich wie ein Teppich von Sammet um die Brust, die vor herbem Erdenschmerze friert."

Florentin setzte sich schweigend zu ihm. Die Wimper fiel rasch über das dunkle, unglückliche Auge, eine Röthe kannten seine Wangen so wenig, als seine Lippen ein Lächeln.

„Meine Visionen beginnen wieder!" sagte François. „Ach in mir giebt es in raschem Wechsel nur Kälte und Hitze, die in mir aufflammt, alle meine Adern wie gieriges Feuer durchlodert und hinausschlagen möchte in die sündenschwere Welt. Ich muß etwas thun, um dieser dürren Flamme, die mich verzehrt, Nahrung zu

geben und Sättigung, ich muß Einklang finden mit dem, was ich soll und kann."

„Und die Studien dämpfen Eure stürmenden Lebensgeister nicht ab?" fragte der junge Geistliche.

„Ich bin Euer eifrigster Scholar," sagte François mit Enthusiasmus, „ich bin der eifrigste Mensch in der Christenheit, ich könnte die Erde mit Gebeten ersticken und die Verdammten in der Hölle flagelliren, bis sie sich für überwunden bekennen und dem Herrn Loblieder singen."

„Und zu Eurem thätigen Berufe mögt Ihr nicht wieder zurück?" unterbrach ihn Florentin. — „Freilich, Ihr taugt zum Unterricht der Jugend nicht, da Ihr mit dem eigenen Heile so sehr beschäftigt seid. Aber ein thätiges Leben dürft Ihr nicht ganz aufgeben. Ihr taugt vielleicht zum Heidenbekehrer, um die wilde Natur der Lehre des Herrn zu unterwerfen; nur müßt Ihr selbst die eigene Wildheit Eures Eifers dämpfen."

„Ich kann die Schulbuben nicht mehr erziehen," rief der Schulmeister; „die lächelnde Unschuld der Burschen höhnt mich; auch ist mir dies Handwerk zu gering,

..et nach Großem. Die gesammte
..r Welt möcht' ich ausrotten, denn
.. Gebt mir Berge abzutragen,
..u ebnen! Laßt mich Riesen=
von Stämmen zu einem
..sammentragen! Oder
..nieen wallfahrten?
..s zu thun, um
..e ich bauen könnte

..e ist groß," entgegnete Florentin,
..er Eifer sich vorsehen, daß er der Kirche
..veile sei. Eines physischen Hercules bedarf die Kirche nicht, ihr Pfeiler, ihr Held und Schirm ist von geistiger Art. Derlei äußerer Werkeldienst fruchtet auch nicht einmal Eurer eigenen Seele. Da Ihr im Kloster waret und bei den Barfüßern das hinschmachtende Einerlei des Formelwesens kennen lerntet, so wißt Ihr selbst, François, wie wenig förderlich Euch das gewesen. Das thatlose Büßerleben ist nur für abgethane, ausgelebte Gemüther; für die Kreatur, die noch

..er zurücktrat, kam François
..eiligenbilde. Seine
..e blieb noch
151

im Glauben ringt, noch Versuche wagt, sich auf dem Schauplatze des allezeit hülfsbedürftigen Weltlebens zu entwickeln, für stürmende Geister ist der Klosterdienst wenig tauglich. Auch für den, der sich wirklich in seinem Innern abschließen will, um nur mit Gott und seinem Gewissen Abrechnung zu halten, bietet das bunte Menschenleben weit eher ein Plätzchen stiller, begrenzter Einkehr, wo er, dem Aeußern den Tribut zollend, einen Kreis voll behäbiger Wohlfahrt um sich zieht. Und für diejenigen, die nach dem Quell unverfälschter Wahrheit dürsten, gibt die Klostersatzung einen Wust von Skrupeln, über deren Beseitigung das Leben schon hinsiecht, ehe man vor lauter Ablösung der Schaalen zum Kern gelangt. Schon die drei Gelübde, mein Freund! Erfüllst Du sie, ist Deine Seele matt und lahm genug, ohne Widerstand zu unterliegen, so ist es doch eine Eitelkeit, den Himmel damit für abgefunden zu wähnen. Greift Dein Geist weiter hinein in die verschlossenen Tiefen des Allerheiligsten, — nun ja, Armuth, Keuschheit — Leib und Seele können sich einfriedigen und still sein; aber der erwachte Geist kennt

keinen Gehorsam mehr, den doch die Satzung fordert. Siehe, das ist die Qual des forschenden Menschen, wenn ihn der Klosterkäfig gefangen hält. Während dessen kannst Du handelnd und schaffend in der Welt Dein Pfund wuchern lassen, kannst im Schweiße Deines Angesichts, wenn der Schlummer auf Deine Glieder sinkt, auf Erleuchtungen, auf Wohlthaten der Seele hoffen, welche die ewig matte, aber nie kräftig abgemüdete Seele des Mönchs nicht kennt."

„Ich kann auch nicht vom Handeln lassen!" sagte François, „ich fühle, daß ich dazu berufen bin. Ich möchte zu den Affiliirten der Gesellschaft Jesu gehören, zu jenen Weltlichen, die, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, eine Art unsichtbarer Heerschaar bilden und in allen Landen der Christenheit die allezeit fertige Wache des Papstes abgeben."

„Auch hierzu bedarf es einer innern Befähigung, mein Freund," sagte Florentin. „Die blos äußerliche Angehörigkeit thut es nicht, so wie es heißt: Wasser thut's freilich nicht, sondern der Geist. Auch bietet Dir unsere Gesellschaft weniger Aeußerlichkeiten, als

jeder andere Orden, um in der Form schon ein Genüge zu finden. Im Gegentheil, wir sind von den Weltpriestern in nichts verschieden. Schon die Theatiner hatten mehre Verpflichtungen fallen lassen, die sonst den Stand der Religiosen bezeichnen; wir von der Gesellschaft Jesu gingen darin noch weiter. Wir haben die klösterliche Tracht vermieden, bedürfen nicht der gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größern Theil der Zeit füllen; von der Obliegenheit, im Chor zu singen, von Fasten und andern Observanzen der Klosterzucht sind wir frei, genug, alles Beiwerk lassen wir fallen, um uns dem Wesen zu nähern. Unsere Privilegien haben die Beschränktheit des alten Büßerlebens hinweggeräumt. Wir überlassen nicht mehr die Welt sich selbst, um uns selbst vor ihr zu flüchten in eitel Einsamkeit, vielmehr suchen wir das Menschenleben mitten in seinem Schooße zu erfassen, um die Zeitlichkeit zu läutern, das Weltliche zu benedeien. Das ist der Sinn unseres Ordens. Was in unseres Stifters Lehre noch phantastische Ascetik war, das wandelt der Geist der Zeit allmählig in weltkluge

Zweckmäßigkeiten, denn wir wollen wirklich nützen, dem Leben aufhelfen, die Welt befreien. Und unsere Constitution ist fortschreitender Natur, sie bildet sich nach Zeit und Sinn der Jahrhunderte weiter aus. Ja, es wird in Zukunft möglich werden, daß der Geist der Herrschaft, der uns innewohnt als unverbrüchliches Eigenthum der Gesellschaft, sich aller Abirrungen der calvinistischen Forschung bemächtigt, alle Vereinzelung des prüfenden Verstandes kräftig erfaßt, in sich aufnimmt, überwindet und begräbt. Denn mit äußerlichen Mitteln glaube man nicht über die Geister herrschen zu können, durch Bann und Fluch wird das Böse nur mächtiger, abfälliger, denn nur sein Abfall, seine Ablösung vom Allgemeinen ist sein Irrthum. Wir aber werden sein gesammtes Reich wie mit Millionen Armen ergreifen, unsere Forschung wird sich aller Forschungen bemeistern und eine Einheit der Kirche, eine geistige Gesellschaft des Herrn wieder erzielen und verwirklichen."

„Wenn nur meine Visionen nicht wären!" seufzte der Schulmeister von Angoulême, und der wimmernde

Ton seiner Stimme hatte etwas Mitleiderregendes. „Ihr seid ein Heiliger, vor mir aber dehnt sich eine Kluft, Heiligkeit und Verworfenheit hüben und drüben, nur ein Sprung, ein gewaltiger Aufschwung meiner Kräfte hilft mir hinüber. Ich stehe entweder vor Gott sehr tief, oder bin ihm näher, als ich weiß, und ein erwähltes Werkzeug seiner geheimeren Pläne."

„Du wirst etwas thun, was Gott wohlgefällig ist!" sagte Florentin, „die Welt ist aller Orten der Sünde voll und die Gelegenheit ersieht sich das gläubige Gemüth, wenn es klug ist. Deine Visionen sind Geburten Deiner physischen Beklommenheit. Dein Gehirn saugt bei der Unthätigkeit des Leibes schadhafte Stoffe in sich und überschüttet sich mit Dünsten, die der schlaffen Ruhe entsteigen. Haltet Euch brav und tüchtig, Ihr müßt in die Wildniß ferner Länder und Heiden bekehren."

„Die alte Vision vom Mohrenkopfe, der die Christenheit vergiftet, will gar nicht weichen," sagte François. „In der Kirche von Vivonne stieg zuerst die Erscheinung vor mir auf. Während ich betete, blickte

aus den Heiligenbildern der schwarze Kopf hervor, so schwarz, so schwarz, alle Gewässer des Oceans hätten ihn nicht weiß gewaschen. Ich wohne hier in Paris mit einem Maler zusammen. Gestern, — ich will ihm begreiflich machen, was ich gesehn. Er reicht mir ein Stück Papier mit Feder und Stift; es war gerade ein dreieckiges Blatt, — seltsam, auch das Bild des Mohren in der Kirche zu Vivonne lief zu einem Dreieck in einander. Wie ich die Gestalt aufzeichne, blick' ich in die Höhe: da tritt derselbe Kopf aus der Wand. Ein Bildniß hing dort, ha! — und wie ich näher hinstarre, da ist es das Bild" — —

Die Thür öffnete sich in diesem Augenblicke. Der Rector des Collegiums trat ein und unterbrach die Erzählung des Schulmeisters. Es war ein Briefpaquet an den Pater Florentin angekommen. Das Capitel der Professen war befugt, die Briefe aller Mitglieder des Collegiums zu erbrechen, allein Florentin war ausnahmsfähig. Der Provincial selbst hatte ihm die Bevorzugung angedeihen lassen und man glaubte dem frommen Bruder ganz besonders seine Hochachtung an

den Tag zu legen, indem man seine Briefe uneröffnet ließ. Er empfing dankend und mit jener milden Gleichgültigkeit, die sein ganzes Wesen bezeichnete, die versiegelte Botschaft.

„Wollt Ihr mich nicht morgen wieder heimsuchen, Magister François?“ sagte Florentin, „mein Kopf ist heute arm an Gedanken und gutem Rath. Laßt nicht die Visionen Euern Verstand überwuchern. Es wird sich zeigen, ob Ihr der Kirche Gottes dienen werdet; nur dem Blendwerke der Sinne traut nicht, es sind Wallungen des Blutes, die wie Blasen im Teiche aufsteigen, mehr nicht.“

„Ich will nichts auf Visionen bauen,“ versicherte der Schulmeister, „das Bedürfniß der Welt, das Geheiß des heiligen Vaters in Rom, der Ruf der Mutterkirche sollen mich bestimmen, wo der Mohrenkopf, der die Christenheit vergiftet, zu finden ist. Ich habe wenig Geschick, ein heiliger Philosoph, wie Ihr, zu werden, aber zum Märtyrer, frommer Bruder, zum Märtyrer für die Lehre Gottes habe ich Beruf!“

„Als ob es noch des Märtyrerthums bedürfte!“

sagte Florentin leise für sich hin, während der seltsame Mensch ihm die Hand zum Abschiede reichte. „Verlasset Euch darauf, ich verschaffe der Kirche Luft!" sagte der Schulmeister mit täppischer Traulichkeit und blickte wunderlich wild mit den spitzen Augen aus dem rothen Barte heraus. Er verschwand durch die Thür und der schwere Tritt seiner Füße hallte den Corridor entlang.

Florentin war allein. Er öffnete das Packet. Ein Brief aus Genf von fremder Hand. Wie Florentin las, griff er plötzlich über seine Augen, ein Schmerz durchzuckte ihn, seine Züge verwandelten sich. „O ist er todt? der Lehrer, der Freund meiner Jugend, der Wohlthäter meiner Kindheit!" Er meinte Franz von Sales, den Bischof von Genf; dem Wunsche des Sterbenden gemäß, gab ihm der Diacon des Sprengels die Kunde vom Ableben des ehrwürdigen Greises. Pater Florentin war ja niemand anders als Raoul, der ehemalige Zögling des Bischofs, der Knabe aus der Provence. Seit einer langen Reihe von Jahren war er ganz außer Verbindung mit dem alten Lehrer gekommen, kaum glaubte er noch, daß der Bischof um

sein Dasein, um seinen Aufenthalt wüßte. Auf dem Sterbebette hatte der Greis noch alle Gestalten seines Lebens um sich versammelt, schloß mit allen ab, ertheilte noch Rath und Segen an jeden einzelnen und entschlief selig im Schooße des Herrn, dessen Reich er in den Kreisen seines Wirkens mit aller Milde einer durchleuchteten Seele gefördert.

„Ach, er war der einzige Wohlthäter meines Lebens!" sagte Raoul, „der einzige. Es hat sonst Niemand an mir gut gethan, nicht mein Vater, der Unbekannte, Räthselhafte, den ich suchte, der sich mir entzog, und den ich nun nicht mehr finden möchte, denn ich hätte nur Vorwürfe für ihn. Auch meine Mutter nicht, nein, auch sie hatte nicht gut an mir gethan, denn sie starb so früh und gab mich unwissend hin an den Irrthum des Lebens. — Mein alter hoher Herr, Du flößtest mir das erste Gefühl für die Heiligkeit des Geistes, für Gott und Natur ein. Ich hatte Dir nichts sein können, durfte Dich nicht wiedersehen; ein Wahn, der mich furchtbar umstrickt hielt, jagte mich von Deinem Angesichte fort. — O du dunkler Schatten

meiner ersten Jugend, wie griffst du mit so kalter Hand in die Blüthen des kaum erbrochenen Lebens! — — Und meine Schwester? meine arme Schwester! wo mag sie weilen, wohin wankte damals ihr zitternder Fuß?“

Der Sturm des alten Unglücks schüttelte sein Herz und ein Strom von Thränen badete sein Antlitz. Als er Athem schöpfte, raffte er sich auf und wankte zur Thür. Er wollte nicht überrascht sein, für diese Thränen hatte die Welt kein Auge. Er verschloß sein Zimmer, dann stürzte er wieder über den Brief, aber zu lesen vermochte er nicht, er sank mit dem Kopfe auf den Sessel und lag weinend am Boden.

Die Nachtglocke brachte ihn zur Besinnung. Wie er an's Fenster trat, wurden die letzten Lampen in der Lindenallee gelöscht, Alles hatte schon die Schlummerstätte gefunden.

Er ging wieder über seine Papiere, er war erst jetzt fähig, den übrigen Inhalt zu prüfen. Er fand sein Taufzeugniß, die Briefe seiner Mutter an den Bischof und ein Schreiben von der Hand des Entschla-

fenen: „An den Pater Florentin, meinen geliebten Raoul.“ Er zitterte, als er die mühsame Handschrift des Greises erblickte. Das Siegel löste sich, er entfaltete und las. Zwei Tage vor seinem Ende schrieb Franz von Sales: „Der Herr läßt nun seinen Diener in Frieden fahren. Ich habe mit dem Himmel abgeschlossen, aber auf Erden nicht mit meinem Raoul. Meine Gedanken waren stets um Dich, Liebling meiner Pflege, ich wußte um all' Dein Thun und Lassen, wußte, wohin Du geflohen, wußte um Deine Vergehen, und — dem Himmel Dank! weiß nun auch, daß kein unnatürlich Verbrechen auf Dir lastet. Es wäre eine Verirrung der dämonischen Natur gewesen, an welcher Dein Geist ewig gelitten hätte. Dein Vater, der Provincial Deiner Congregation, hat mir gebeichtet, ebenso die Ursulinerin Cölestine, Antoinettens Mutter. Das Wesen, zu dem Dich der Drang der Jugend in Liebe dahinriß, Antoinette, ist nicht Deine Schwester. Es sei der Himmel gelobt, dessen Leuchte über alle Nacht der Hölle triumphirt! Die irre Angst der Seele, es laste ein unsühnbar Vergehen auf Deinem so jun-

gen Haupt, sei ganz hinweggenommen. Dein Geist wurde licht, denn der Herr nimmt die Trübsal von Dir. Ich gehe ein in seinen ewigen Frieden, nun zwiefach herzensleicht. Du, mein Sohn, gehe ein in den Frieden des Lebens, wirke, schaffe, predige, erleuchte! Die heilige Dreieinigkeit sei mit Dir! Amen."

Raoul sank still zusammen. Die Schicksalslast war von ihm genommen, die finstere Decke der Trübsal zerriß vor seinem Antlitz.

Auf die überraschten Lebensgeister wirft es sich aber wie eine plötzliche Ermüdung, und sie finden sich nur langsam zurecht in dem Glücke eines unverlornen und erlösten Daseins.

So lag er eine ganze Weile still hingekauert. Wie er sich aufraffte, waren die Kerzen heruntergebrannt, alles war in Dämmerung gehüllt, die Botschaft, die ihm geworden, dünkte ihm wie ein Traum, der sein Glück wieder mit sich nimmt und verschließt. Er fühlte nach den Papieren, er trug sie an's Fenster. Draußen lächelte der silberne Mond und alle Sterne leuchteten wie eine ewige Wahrheit, die nicht spricht, nicht tönt,

aber millionenfach da ist im weiten All der Welt. Da frohlockte er still, weinte leise wie ein Kind und betete heimlich, ohne Worte, ohne Gedanken, aber mit der ganzen Seele in die weite duftende Nacht hinaus.

In dem kleinen Arbeitscabinet des Herzogs von Sülly saßen zwei Männer in abendlicher Traulichkeit. Der Eine in dem hölzernen Lehnstuhle mit dem blendend weißen Scheitel, mit dem starken, tief herabhängenden Barte und dem schweren Brustbilde des Königs an der goldnen Kette — der Grandmaître Frankreichs. Der Andere auf dem ganz niedrigen, mit himmelblauem Damast beschlagenen Sessel, die vorgestreckten Füße nachlässig hingedehnt und mit sichtlichem Wohlgefallen die Arme über die Brust gelegt — der König selbst. Die Adlernase, die hohe Stirn und die hochroth blühende Lippe verriethen ihn nicht weniger, als seine herrische Behaglichkeit. Er war einige Tage in Montbaçon gewesen, hatte seine Jagdhunde geübt, seine Kar-

pfenteiche mit junger Brut gefüllt, und sich mit der Büchse, ob es schon keine Wildzeit war, in Wald und Feld herumgetrieben. Heinrich hatte so seine Anwandlungen, wo ihn nach Einsamkeit verlangte. In St. Denis betrieb man die Feierlichkeiten zur nahen Krönung; der funfzehnte Mai war als Hauptfesttag angesetzt, mit dem siebzehnten, wo die Königin feierlich in Paris einzog, sollte die Reihe der Festivitäten geschlossen werden. Gleich darauf wollte der König nach Deutschland abreisen; das Truppencorps, das ihm bei der Schlichtung der Cleve'schen Erbschaftsangelegenheit zur Seiten stehen sollte, war bereits zum Uebergange über den Rhein seiner Ankunft gewärtig. Es war ein Lieblingswunsch des Königs, sich die Fürsten des protestantischen Deutschlands zu verpflichten, um mit ihnen dem Hause Habsburg-Spanien eine weltliche Föderation entgegenzustellen. Dies sollte der Anfang sein zur Gründung eines europäischen Gleichgewichts; Europa sollte eine Republik freier Monarchien werden, ein jeder Fürst seine Stimme mit abgeben über gleichmäßige Beförderung des Völkerwohles. Seit Elisabeth todt

war, hatte Heinrich nur im protestantischen Deutschlande nach Verbündeten suchen können, aber hier war wenig Halt und Zusammenhang, das Bündniß, das unter Friedrich von der Pfalz im Jahre 1608 zu Stande gekommen, hatte ein engbrüstiges Dasein; es bedurfte eines Mannes mit weiten Blicken und schaffender Geisteskraft, sollte das Leben der europäischen Weltlichkeit für Fürsten und Völker nicht von neuem geknechtet werden von dem römischen Priesterthume. Man muß sagen, daß Europa schneller seine spätere weltliche Gestalt bekommen hätte, wären Heinrichs Gedanken verwirklicht worden. Er für seinen Theil glaubte sicher an das Gelingen seiner Pläne und wiegte sich in diesem Glauben sehr zuversichtlich.

„Nun, Grandmaître, was sagt die Welt zu unsern Sachen? Etwas Neues von Seiten der hochwürdigen Kirche?" fragte der König mit dem guten Humor, der ihn beglückte. Er fühlte sich stets im Stübchen des Freundes so ganz à son aise, daß er schwor, er wolle im Himmel den Heiligen die seligen Polster und Otto=

manen gern überlassen, wenn er in Sully's Kammer bleiben dürfe.

„Ein Schreiben, von Sr. Heiligkeit eigenhändig unterzeichnet," sagte Süll mit Gewicht, „an meine Person gerichtet, sehr verbindlich, höchst schmeichelhaft. Der Papst ladet mich ein, mich zum wahren Glauben zu bekennen."

„Charmant!" sagte Heinrich wohlgemuth, „da müßt Ihr ihm danken für die Sorge um Eure Seele und ihn versichern, auch Ihr würdet nicht ablassen, für Sr. Heiligkeit Seelenwohl zu beten."

„Sehr richtig, Sire, bei Gott! so ungefähr denk' ich zu antworten, nur mit mehr Gutmüthigkeit."

„Hört, Freund," sagte der König, „es hat wieder Zank gegeben mit der Königin, meiner Frau. Sie möchte gern dem Dauphin ein spanisch Mädchen beilegen, aber da müßten ich und der Grandmaître nicht sein, wenn dies geschähe. Mein Dauphin soll die Erbin von Lothringen heirathen, damit dies Land endlich einmal an Frankreich fallen kann und man sich der deutschen Fürsten, dieses ewigen Hadervolks, versichert.

Mein zweiter Sohn mag die Marie von Bourbon, die Tochter des Montpensier freien, und mein Dritter die Princessin von Mantua, die Enkelin Savoyens, damit wir einmal einen Vorwand haben, unsern Fuß auf italienischen Boden zu setzen, wenn es noth thut. Frankreich — darin sind wir einig, Sülly, — Frankreich bedarf der Grenzerweiterungen nicht, aber es kommt darauf an, die spanische Cabale zu vernichten. Frankreich ist sich selbst genug, um glücklich zu sein. Ein Klima, eine Sitte, eine Sprache, bei Gott! es wäre das glücklichste Land, wenn nur die Religionen nicht wären, die Religionen mit ihren Büßern und Kopfhängern, mit ihrem Fanatismus von Heiligkeit. Und beim Ewigen! dies Zeitalter heuchelt und flennt sich am Ende noch in den leibhaften Himmel hinein! Die Leute werden stockfromm, mein ganzer Hof geht beten. Ich wollte, ich hörte den Donner der Geschütze, säh' tausend Lanzenspitzen auf meine Brust gerichtet, es würde mich nicht zittern machen; aber dies leise Gesumme der Betenden, die schleichenden Schürzen und

Hängesäcke, das ganze Gewürm der heimtückischen Demuth, alles das, mein Freund, widert mich an."

Der König war aufgestanden und klirrte, wie er im Unwillen zu thun pflegte, mit den Sporen an einander. Er schüttelte das Lockenhaupt und strich mit der Hand über die Falten der Stirn. Dann strahlte sein Antlitz wieder im alten Glanze und er lachte laut, als er Sully's ernste Miene sah, der für einen gewichtigen Gedanken das rechte Wort zu suchen schien.

„Ihr wißt doch schon, daß ich bei der Krönung der Mediceerin sterben soll!" sagte er zu Sully und klopfte ihm die Schulter.

„Sir, Ihr werdet nicht verabsäumen unter dem Rocke den Harnisch anzulegen!"

„Ihr denkt an Chastel?" versetzte Heinrich. „Ich sage Euch, solche Lumpe sind Schurken von Soldaten, sie treffen schlecht!"

„Freilich," fuhr er fort, indem er sich auf den Sessel warf, „es ist einer meiner zehn Lieblingswünsche, bis zum Tode den Gebrauch meiner fünf Sinne und aller meiner Gliedmaßen zu besitzen. Und wenn mir

nun ein frommer Teufel eins versetzte — ich möchte nicht das geringste meiner Glieder einbüßen. Ach, Grandmaître! meine zehn Lieblingswünsche! Hört einmal, Ihr Mann mit der Feder, vergeßt nur nicht in Euern Memoiren aufzuzeichnen, daß ein Zweikampf mit dem Könige von Spanien und mit dem Herrn Sultan zu meinen Favoritstückchen gehört. Jenen möcht' ich fordern, weil er an den Moriskoes wie ein Bluthund gehandelt, und den Sultan, — vielleicht, weil ich ihn seiner vielen Weiber wegen beneide? Ach ja, alle Zeit ein Weib nach meinem Goût, das mir schöne Kinder gibt, Kinder, die ich selber erziehen kann: das gehörte immer zu den liebsten Wünschen meiner Seele. Und dann — Ausrottung aller Religionen, bis von ihnen nichts weiter übrig bleibt, als edle, feste, kraftvolle Menschenliebe. Das war stets mein Hauptwunsch, dieser Stoßseufzer datirt sich von der pariser Blutnacht!"

Er war wieder aufgestanden; sein Auge schweifte ernst an den Wänden umher. Es blieb an seinem Bilde haften, das über der Thür hing. „Er war kein böser Mensch!" sagte er ganz in stilles Sinnen verloren.

Dann kehrte er sich plötzlich zu Sully, der ihn mit großen Blicken maß, reichte ihm gutmüthig die Hand und setzte lächelnd hinzu: „aber eitel! Nicht wahr, Freund? Schreibt das nur auch für die Nachwelt auf. Aber vergeßt in Euern Memoiren meine Haupttugend nicht: Er haßte die Pfaffen. In dieser einen, blos negativen Tugend liegt schon ein guter Ruf für alle Zukunft gesichert. — Adieu, Freund! Ihr seid heute gar zu wortkarg, Ihr wißt, daß ich es liebe zu reden, Schweigsamkeit erdrosselt mich. — Ich wollte, die Krönung wäre vorüber! Dann kann ich fröhlich sein und hinaus in die Weite, dann will ich Gott einen guten Mann sein lassen und als guter Mensch mit den Ketzern in Deutschland ein vernünftig gottgefällig Wort reden. Adieu, mein wortarmer Freund!“

Der Herzog sah ihn bittend an.

„Aber reich an Liebe!“ setzte Heinrich hinzu und drückte einen heißen Kuß auf Sully's Scheitel.

„Sire, es ist noch früh,“ mahnte der Grandmaître, „Eure Dienerschaft ist noch nicht zurück.“

„Es bedarf deren nicht, ich gehe zu Fuß über den

Boulevard," erwiederte der König, warf seinen Mantel über das Jagdkleid, stülpte den breiten Hut auf und schied. Er hinderte den Herzog, ihm das Geleit zu geben, und als dieser nicht gehorchen mochte, drängte er hastig die Thür ins Schloß und wandte den Schlüssel. Schon war er ins nächste Zimmer getreten, da fiel ihm ein, es sei unpassend, den großen Sully, den Principalminister des Königreichs, in seiner eignen Behausung zum Gefangenen gemacht zu haben. Er kehrte um, öffnete und rief lachend ins Kabinet hinein: „Ich bin doch ein Despot!" Dann eilte er gutes Muths durch den Waffensaal die breite Stiege hinab. Die Wache salutirte, denn man kannte den König in dieser Tracht; er verbot es und schritt, in den Mantel gehüllt, mit vorgesteckter Maske auf den Boulevard hinaus.

Unter den Bäumen, wo ihn der Schatten aufnahm, wandte er seine Schritte zurück. Er ging bedächtig, langsam sinnend, dann lenkte er rasch in die Gasse zu den Allerheiligen.

Er stand vor dem Hause des Propheten und gab sich noch einmal Bedenkzeit. „Es ist nur zum Scherz!"

sagte er mürrisch zu sich selbst und kroch in die enge Hütte. Der König hielt sich für frei von Aberglauben, aber er fühlte doch die Nöthigung, ihm zu huldigen, freilich nur scherzweise, wie er sagte, wie er sich glauben machte.

Thomassin lebte schon seit zwei Tagen wieder in seiner Klause. Es schien nicht mehr nöthig, ihn im Arsenal versteckt zu halten, die Erbitterung des Volkes war vorübergehend und im Nothfalle schützte ihn jetzt ein Mandat mit dem Regierungssiegel, das er bei sich führte.

Der Alte saß am Kamin und kochte Latwerge, als Heinrich maskirt eintrat. Er kauerte, über den Tiegel gebückt, und die lodernde Flamme malte einen rosenrothen Schimmer auf den silberweißen Bart. Er blickte auf und wehrte mit der Hand, denn der Zugwind trieb ihm den Rauch ins Gesicht, der Qualm wirbelte auf, das ganze Gemach stand in Wolken. „Gott zum Gruß!“ sagte der König und trat in den Schein der Heerdflamme; das Zimmer war sonst dunkel. „Ihr seid ein weiser Mann, Ihr versteht die

Zukunft, sagen die Leute. Hier meine Hand! Worauf deuten diese Linien?"

Der Alte kramte noch immer mit den Töpfen im Kamine, obschon ihn der mehr befehlende als bittende Ton des Fremden aufscheuchen konnte. „Nur Geduld, nur Geduld!" murrte er und warf einige Seitenblicke auf den Besucher. Dann schob er ihm den Sessel hin, und kroch um ihn herum, er wollte ihn beäugeln, ohne daß der Fremde selbst es wahrnahm. Man machte sonst Umschweife, hatte man ein Anliegen dieser Art, sprach erst von seinen Wünschen und Zwecken im Allgemeinen, gab erst Raum zum Bedenken; hier aber war das Verlangen nach der zweifelvollen Zukunft eben so gleichgültig barsch wie dringend. Es muß etwas Vornehmes, etwas Hohes sein, witterte der Alte. Er schlich noch ein Paarmal im Zimmer um, wie aus Verlegenheit nach etwas suchend, dann trat er zu dem ungeduldigen Gaste, hieß ihn setzen, nahm seine flache Hand und hielt sie vor die Flamme.

„Eine feine Hand, hat viel mit Weibern schön gethan!" murmelte Thomassin.

„Narr!" fuhr Heinrich auf, „sie hat auch den Degen geführt, diese Faust!"

„Eine feine, schöne, seidne Faust!" schmunzelte der Alte, „aber Ihr seid gar zu barscher Gemüthsart, ich sage Euch nichts über die Zukunft, Ihr mißhandelt mich, wenn es Euch nicht gefällt."

„Auf Ehre, nein, Alter, mach' fort!"

„Ein reizender, leichtgeschürzter Genius tändelt vor Euch her," sprach der Alte, „es ist Euer eignes Selbst, die Welle Eures Blutes, die so fröhlich tanzt. Aber plötzlich verläßt Euch der Genius in der Noth, Ihr seid sehr verwöhnt, Ihr müßt noch Unglück haben, großes Unglück."

„Wann?" drängte der König.

„Bald, sehr bald!"

„Noch diesen Monat?"

„Noch ehe die Scheibe des Mondes abnimmt."

„Von welcher Art könnte das Unglück sein, das mir drohe?" Der Rauch, der ihm durch die Maske ins Gesicht fuhr, erstickte fast seine Stimme.

„Ha, wie Eure Adern schwellen!" rief Thomassin

erschreckt, „seht Ihr wohl, Eure Ungeduld erträgt es nicht, nein, Ihr habt keine Schwestern für Unglück, Ihr geht an ihm zu Grunde.“

„Nach diesen Monat, sagst Du?“

„Wenn der Mond wechselt, am funfzehnten, hütet Euch vor dem funfzehnten!“

„Ha ha ha!“ lachte der König auf, „Du irrst Dich, alter Knecht. Vor den Iden des März, nicht vor den Iden des Mai hat sich der Cäsar zu fürchten. Willst Du mich äffen? — Kann in Frankreich ein Brutus aufstehen? Thor, ich bin selbst die Freiheit. Wenn ich untergehe, so geh' ich als Brutus unter, nicht als Cäsar, denn Cäsar tödtete die Freiheit, ich aber pflanzte sie auf in meinen Reichen!“

„Gott meiner Väter, es ist der König selbst!“ stöhnte Thomassin und sank ihm zu Füßen, den Saum seines Mantels küssend.

Mit den letzten Worten, die Heinrich sprach, war ein tiefer Ernst mit dem ganzen Gewicht seiner Weihe über ihn gekommen. Er riß die Maske herab, nahm den breiten Hut vom Haupte und blickte mit verhalte=

nem Zorne gen Himmel. Es war still im Gemache, nur die Flamme knisterte lustig und schlug plötzlich wie mit kichernden Lachen hell auf, als sie den schwarzen Taffet der Maske ergriff, die auf den Heerd fiel.

„Gnade!“ winselte, Thomassin.

„Sei ruhig,“ sagte der König, „Gott und mein Volk würden Dich strafen, nicht ich, ich könnte Dich blos Lügen strafen.“ Er drückte den Hut tief ins Gesicht, schlug den Mantel über die Schulter und verließ die Hütte.

Draußen johlten die Buben, das Tamburin und die Pickelpfeife tönte und die Dirnen tanzten mit fliegendem Haar um den Laternenpfahl. Die hellen Stimmen, die gesunde Lust und der harmlose Jubel stimmten den König heiter und er warf die schadhaften Stoffe seiner freien Seele, die Berechnungen der Melancholie, die doch meist fehlgehen, schnell von sich. „Mein Volk ist gut! Der frohe Mensch ist gut!“ sagte er zuversichtlich, drängte sich durch den lustigen Schwarm und ging durch einige Quergassen nach dem Louvre zurück.

Es war sechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Ursulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloster der frommen Schwestern lag, drängte sich ein Gewühl von Tausenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend, als ging' es zu den Freuden des Schauspiels, zu einer Lustbarkeit seltner Art. Das leichtgeschürzte Volk der Gassen, ewig müßig und aus Müßiggang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernst befähigt, der lustige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und stand an den Mauern des Klosters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäul gedrängt. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Auswahl der Hauptstadt wogte langsam nach und suchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutscher riefen die Querlaufenden an, die Lakeien sprangen auf und ab und über dem tausendfach zertheilten Lärm wie über einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren und die Menge strömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damast behangen. Binsenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines sterblichen Fußes sollte hörbar sein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Rosen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit sollte zu gleicher Zeit gefeiert werden, die Einkleidung einer Nonne, ihr Absterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erschienen und öffneten die Läden und Fenster, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen sich füllten und das Volk in gedrängten Schaaren den weiten Raum unten besetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich schwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr

der allgeschäftigen Menge. Die Aebtissin trat ein, in dem ganzen Schmucke ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem schwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiserner Schnalle, den schwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem schwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düstere Schleier der bräutlichen Witwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand sich das Sternendiadem, an ihrem Halse hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arme.

Nahe am Gitter ließ sich die Aebtissin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erschienen nach einander, in Zwischenräumen, denn eine jede schleppte den Mantel weit nach, als hätte das schwarze Gewebe viel Irdisches zu verhüllen. Der Anzug der Nonnen war dem der Aebtissin gleich, nur waren die Novizen weiß verschleiert.

Ganz zuletzt erschien eine hohe, wo nicht stolze Gestalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Ursulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier,

den sie jetzt, als des Himmels Braut und Witwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauschen sollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte sie. Er hatte dem Volke dies Schauspiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klösterlichen Stilllebens zu überliefern. Es schien nicht, als solle sie förmlich in den Orden treten und sich den Observanzen der Klosterzucht unterwerfen, sie wollte nur die Weihe einer Ursulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religiosinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern leben und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreise ausdehnten, in welche der geistliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte schon damals in Paris einige tausend Ursulinerinnen, die weder die Behausung noch das Habit, am wenigsten die Gelübde der congregirten Klosterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menschlicher Gemeinschaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiste unterordneten. Die Gesellschaft Jesu bedurfte solcher stillen Mitglieder, um, wie sie sagten, die Weltlichkeit in ihr selbst zu conformiren; es

waren die geheimen Arme, womit die Jesuiten alle Sphären des menschlichen Lebens umspannen wollten. Oft geschah die Einweihung einer solchen Religiosin ganz verschwiegen, nicht selten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommseligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühsam versteckt.

Sowie die Dame an seiner Hand erschien, begann ein neues Wogen in der dichtgedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit sehen, die sich der Kirche verlobte. Man wußte noch sehr gut, wie sie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Carosse durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Festen ihr gehuldigt, man erinnerte sich der Zeit, wo sie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tausend Federn und Hüte bogen sich jetzt über den Rand der Bogen hinaus, als die neue Braut des Himmels vor der Aebtissin stand und auf das seidene Kissen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbnisses zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechsel begann. Die Klostermutter sprach von der

göttlichen Wohlthat, dem Leben und seinen Eitelkeiten abzusterben, und auf ihre Anrede erfolgte stets das leise Ja der Befragten. Endlich erhob sich die Superiorin. Die fromme Katharine — so war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte sich in den weiten schwarzen Mantel, den die Aebtissin über sie breitete. „Nun bist Du gestorben, meine Tochter, nun bist Du todt!“ sagte diese nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenster geschlossen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finsterniß gehüllt und Alles bis an die Schranken, wo das Volk stand, versank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diaconen stand am Altare und stimmte das De profundis an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Gestorbene.

Als man die Augen wieder zum Chor wandte, trat die Aebtissin mit der Schwester Katharine hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie knieten dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinschaft, ihre bleichen

Angesichter leuchteten wunderbar im Heiligenschein der weißen Flammen.

Die Messe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann setzten sich die Priester rechts an den Altar, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Absterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Messe nach der Predigt schloß, verließen die Klosterfrauen das Chor; die Priester traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schaulust wogte nach diesem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, ist eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloster führt. Sie ist nur zugänglich, wenn die frommen Schwestern die Hostie empfangen oder eine neue Devote eingesegnet wird. Sowie jetzt der Flügel aufsprang, sah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabnen mit dem himmlischen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die gesammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreises kniet Katharine

mit gebeugtem Haupte vor dem Sakristan, der vom Altare das Jesuskind nimmt, den silbergestickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen soll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den schwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauscht wird, und den Ring des himmlischen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tausendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit silbernen Fähnchen nisten. Der Prälat spricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" —

Draußen, dicht vor dem Fenster, das auf die Straße ging, war scharfes Pferdegestampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben eine Galerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwischen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein selten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch diese Oeffnung konnte das Geräusch so vernehmbar von außen durchgedrungen sein. Vor der Thür

auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolge die rue Sainte Avoye hinaufgeritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht; mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre sein. Der Weg führt ihn bei den Ursulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel scheint ihm wie ausgestorben, kein Kopf läßt sich blicken, niemand tritt ans Fenster, wie sonst, wenn er dieses Weges kam. Auf seine Frage, woher die Stille, ward ihm schnell Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübsinns zog über seine helle Stirn, als er vor dem Kloster wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hineinschauen!" sagte er zum Adjutanten, seinem treuen Begleiter, indem er sich aus dem Sattel schwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportale war der Knäul der schaulustigen Menge so fest, daß es unmöglich schien durchzudringen. So gingen sie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem schlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutsamkeit, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern

Gänge waren auch hier dicht besetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule stehen, als Heinrich mit leisem Schritte bis an die Brüstung trat und auf die versammelte Schaar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtissin stand neben ihr, den Ring, den schwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sacristan die übliche Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ Sie erhob ihr Angesicht, ein Blick gen Himmel sollte ihr die Antwort suchen: da blieb ihr Auge starr gefesselt, sie stand auf, auch die Arme hoben sich wie magnetisch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Fassung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als sich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König rasch zurückgetreten, und mit seinem Verschwinden endete auch für

Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung; mit einem lauten Schmerzensruf sank sie ohnmächtig zusammen. Die Aebtissin bemächtigte sich der Armen, die Nonnen erhoben wehklagend die Hände, den Novizen klopfte vor sympathetischer Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die staunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenstille.

Ganz betäubt stieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder Mensch mit schwarzem struppigen Haar und rothem Bart, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume versenkt, stieg er in den Bügel, das müde Roß schritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gasse wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloster und die ganze Häuserreihe, alles stand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann spornte er das Pferd und flog im Galopp die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeschen vor, die seine ganze Willenskraft in Spannung setzten, auch einen Brief von Sülly, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Minister klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend besuchen," sagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu besprechen, bevor ich Paris verlasse." Des Königs Abreise war auf den nächsten Montag angesetzt. Er sandte einen Boten an Süllÿ mit dem scherzhaften Befehl, der Herzog solle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen; man würde sich betrüben, ihn anders costümirt zu finden.

Mittags speiste der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren seiner nächsten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf sich Heinrich auf's Bett, um zu schlummern; er hat eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen um bei Zeiten in Paris zu sein. Allein er fand keinen Schlaf, stand auf und ging im Zimmer unruhig um.

Wie er am Fenster stehen blieb, haftete sein Blick an einer seltsamen Gestalt, die unten vor dem Schlosse ihr Wesen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beschäftigt, während in solchen Momenten ganz müßiger Zerstreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigsten da, wo das Auge gebannt ist. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Wesen bereits gesehen. Der Mann mit den schweren Stiefeln und dem tölpischen Gange schlenderte müßig auf dem Trottoir hin und wieder, bald stand er an dem Pfeiler und las den Anschlag der Gerichtshöfe, bald saß er auf den Steinen, wo die Dienerschaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er schien sehr gleichgültig und doch wie jemand, der seines Geschäftes ganz sicher ist. Als die breite, große Gestalt des Fremden um die Ecke schwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück; seine Gedanken waren in keiner Weise auf den Mann gerichtet, der schon seit lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es sei. „Vier Uhr,

Sire," sagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erschien. „Ew. Majestät sehen blaß, scheinen angegriffen — sollte nicht eine Promenade in frischer Luft —"

„Gut erinnert!" fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meinen Wagen vorfahren. Auch muß ich in's Arsenal zum Grandmaître, er ist krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut früh betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquise erkundigen lassen?"

„Die Marquise von Verneuil befindet sich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" sagte der König still für sich. Wie er schwieg, entfernte sich der Officier.

Heinrich stand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man achte sie; sie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treulosigkeit mit Treulosigkeit strafen und sich mit dem Himmel verloben — guter Gott! —

Sülly leidet gewiß wieder an den alten Wunden, sie sind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meisten wehe thun? — Dieser Rosny-Sülly und seine unergründlich dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberisch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, sehe ich nur, wie seine felsenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verstand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat sie mir geboten gegen die treue Ruhe seiner Freundschaft? Hinweggetäuscht habe ich die Minuten mit der Liebe, und dann die Freundschaft, die hinderliche, geschmäht, wenn sie mich warnte, daß der Mensch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Seckelmeister, einen zähen Gewissensrath schalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulcan meiner Wünsche, matt, hinfällig, dem Zufall preisgegeben, weil mich kein fertiger Wunsch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich diesen Rosny, den

ich zum Herzog, zum Herrn meiner Festungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Er wird mich überdauern, sein Ruhm wird den meinen überwachsen und in Schatten werfen. Ich that viel für mich, Er nichts für sich, alles für Frankreich. Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum in mein volles Vertrauen immer eine leise Ader des Bedenkens zwischenlief. Ja, ja, sein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menschen, und wär's ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie dastehen. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird es nicht so sein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die spanische Kabale über meine dereinstige Leiche triumphirend dahinschreiten?"

Der Adjutant erschien und meldete, der Wagen stehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majestät zu Befehl!" sagte der Officier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rücksichtslose. Gerade in den Momenten der harmlosen Hingebung des Monarchen fallen sie in die Bedientenrolle; oder sie bemächtigen sich des Fürsten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für seine Person findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf seine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," sagte er und der Officier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So stand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal, wie suchend oder wie Abschied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber sind zur Freundschaft, zur Liebe befähigt," sagte er ganz zerstreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beseligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich sah Katharine aus!"

Er trat an den Wandschrank und schob verschiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er suchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildnisse aus der Blüthe des schönsten Lebens. Er blickte lange hin, in seinem Auge

schwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch so manches beisammen, was einst seinen ganzen Menschen gebändigt, beherrscht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einst als blühende von Katharinens Busen pflückte. Seine Gedanken verloren sich unter diese Träumereien verschwundener Liebesfreuden. — Es ist die Asche, aus der sich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, so wollte er. Und doch war es seltsam, daß in diesen Augenblicken und schon mehrere Tage hindurch kein einziger seiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame seines Herzens nannte. Hatte sie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufsteigen wollten? Oder war die Kraft seiner Gefühle nicht mehr so gewaltig? Oder trat sie seit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch sie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erscheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menschlichen Seele! Soviel schien

gewiß, daß jetzt, wo die Marquise aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufstand, kein andres Antlitz in sein Inneres blickte. Diese Momente waren seine letzten glücklichen.

Die Officiers traten ein und Heinrich, der seine Schubfächer mit den Reliquien zusammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerdar siegreichen Willens zeigte.

Zwischen den beiden Thoren des Louvre stand die Equipage. Als man im lebhaften Gespräche die Treppe hinunterstieg, schlüpfte eine dunkle Gestalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas gesagt, ein Bonmot, einen Scherz, und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakaien hielten den Schlag. Mit einem Fuß schon im Wagentritt, bog sich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?" fragte er den Herzog von Epernon mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire," erwiederte dieser.

Ein langgedehntes „So?“ war die Entgegnung des Königs. Man schrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am siebenzehnten, gedachte der König Paris zu verlassen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: „Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann in's Arsenal.“

Der König saß auf seinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeschlagen, es war schön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutscher in die enge Eisengewölbgasse, die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An die Mauern des Friedhofs lehnten einige Buden und erschwerten die Passage, und als ein heubeladener Wagen langsam durch die Querstraße fuhr, mußte die Carrosse des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beschleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu befestigen. Da drängte sich die Gestalt

im weiten Mantel, die schon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre, den König wie sein Geier umflattert, zwischen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und schlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüsterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweischneidige Messer Ravaillacs tief zwischen den Rippen, wo das Herz sitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Passage, als der König sich aufbäumte und mit dem Schrei: „ich bin verwundet!" zurücksank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch schneller, sicherer, mitten in's schöne, lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit seinem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es ist nichts!" fuhr Heinrich noch einmal auf und sank still zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Messer im Wagen zurückgelassen, die Buden und die Winkel der Gasse hätten ihn schnell versteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal ansichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu suchen gewesen.

Aber der Mordbrecher blieb stehen, das blutige Messer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thierischen Geberden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienschein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen gesprungen, als gälte es ihr eignes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke sitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr schlug, nur noch blutete. „Es ist nichts!" hatte er gesagt und regte sich nicht. „Sire!" rief Epernon. „Heiliger Gott, er ist todt!" schrie Saint-Michel. Ein Haufen Menschen stürzte aus den Häusern, an die Fenster. Der Kutscher bebte zurück, die Zügel entfielen seiner Hand, die Pferde bäumten sich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud sich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreischende Angst zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!" schrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die scheußliche Gestalt des Menschen mit dem rothen Bart und dem struppigen Haar lehnte in furcht-

barer Ruhe an der nahen Bretterwand. Der Mantel war von seinen Schultern gesunken, das Messer, das die Hölle gewetzt, steckte in der riesigen Faust. Ein Schauder erstarrte die Gaffenden, dann stürzten zwanzig Hände über ihn her, entrissen ihm den Dolch, griffen nach seiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieser Nebenscene wandte sich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeschlagen, den Leichnam der gemordeten Majestät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Massen heranwogte und von der Leidenschaft ergriffen war, den Herrscher, den Vater Frankreichs zu sehen, sei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon sprang auf das Wagenrad und herrschte dem Volke zu: „Der König ist nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!" Dann gab er dem Kutscher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langsam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, fast unter den Rädern der Carrosse und hinten im dichten Gewühl drängte sich

die Schaar der Ungläubigen, der Bestürzten, der Verwirrten, und bald laut mit gellendem Aufschrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewissen Wuth, wälzte sich die Volksmenge wie eine Lawine, die sich um den Wagen des Königs zusammenballte, die Gasse hinunter, um den nächsten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querstraße drang ein neuer Menschenstrom vor und hemmte den Zug; oft wurden die Pferde wieder scheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenspeichen, in dieselben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor bestiegen. Endlich spannte man die unbändigen Thiere aus, tausend Nacken boten sich für das Zugseil dar, weinend umarmte man sich und im Zorn der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und schoben ihn auf ihren Schultern fort; über manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries sich glücklich und stieß nur Verwünschungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, so trug man die Carrosse langsam fort unter dunklem Ge-

heul und tausendstimmiger Klage, die aus allen Häusern, von allen Dächern herab, herniederscholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufstieg zum heitern, sonnenhellen Himmel, der um die Gräuel der Menschenthat nicht zu wissen schien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin stürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeschlossen; die Flügelthore des Schlosses fuhren knarrend zu und trennten den Herrscher von seinem Volke.

Im Louvre konnte es vor niemand mehr ein Geheimniß sein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung festzuhalten, schien heilsam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guise und der Herzog Epernon warfen sich zu Pferde und sprengten durch die Hauptheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, sich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kundzuthun.

Ganz Paris war in Aufstand. Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth

war das bestimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre gestürmt, die Köpfe der Jesuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächsten Klöster in Brand gesteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Klerus und der Italiener flüchten müssen. Dies alles unterblieb; in dem Wahne, der verwundete, der sterbende König herrsche noch, fühlte sich die Furie in ihren ersten, schrecklichsten Athemzügen gehemmt. Während dessen geschah alles, um das Unglück zu organisiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs sei geringer zu achten, als der Umsturz aller Ordnung, die Auflösung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geschlossen. Die Regimenter traten in's Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, sich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Augustiner zu versammeln. Gleich in den nächsten Tagen sollten die Parlamente zusammentreten und ersucht oder gezwungen werden, die Regentschaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge

von Guise und Epernon hatten hier überall die Vorhand im Spiele; alles aber geschah von Behörden, die unter Sülly standen; ohne Anordnung, ohne Befehl des Ministers, von dem man wußte, er sei nach dem Könige der erste Mann des Volks. War man doch schneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, rascher gefaßt als Sülly, ja fast schien man vorbereitet auf ein Unglück solcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, sie war die That des isolirten frechen Wahnsinns, aber ließen die vielen Prophezeiungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erst in Paris allgemein hörte, ließen die botschaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagscheuen Eulengekrächze der betlustigen, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Priester nicht darauf deuten, man sei vorbereitet auf die gewaltsame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte sich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, saß er in seinem Lehnstuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden schmerzten, sobald der Frühling mit seinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in sein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arsenal schlug Fünf; der König wollte schon bei ihm sein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache stand, schallenden Lärm, der sich alsbald näherte. Die Diener liefen durch einander; Zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein und meldeten den Straßentumult, der König sei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da stürzt Saint-Michel, der Ordonnanzofficier, fast sinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Messer mit dem Hirschhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es sonst nicht, daß man den König ermordet hat!" Athemlos sinkt er in sein Knie und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully steht wie gerichtet. „Heiliger Gott!" stöhnt er, „so ist Frankreich verloren, wir Alle gehen zu Grunde. Halte

Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordere ich, nicht Gnade!"

Saint=Michel berichtete in keuchender Hast den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, soweit er selbst davon Zeugniß zu geben vermochte, denn alles war im Nu geschehen, von dem Fluge weniger Minuten ereilt und hinweggerissen.

Der Herzog ließ Pferde satteln und warf sich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung seiner selber. Er wies sie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arsenal fand er einen Trupp Reiter, der sich zu seiner Dienerschaft gesellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, schaarten sich rechts und links neue Haufen an und Sülly ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächsten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte sich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sülly!" schrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in den Zügel. Er überreichte dem Minister

ein versiegeltes Schreiben. Sülly erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!" Der Bote war rasch im Haufen verschwunden. Sülly schüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter, so erneuerte sich die Scene. Eine abermalige schriftliche Warnung: „Geht nicht in den Louvre!" hieß den Herzog mit seinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat," sagte er mit der stillen Kälte, die ihm selbst im Pulverdampf der Schlachten nie verlassen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit sein, auch mich zu beseitigen. Da Heinrich todt ist, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten."

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächsten Kaserne hervor, um nach dem Louvre zu marschieren. „Ohne meinen Befehl?" sagte Sülly und war zur Rückkehr entschlossen. Er fertigte einen Officier mit dem Geheiß ab, der Königin seinen Respect zu melden, und sie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte sich der Zug, um nach dem Arsenal zurückzukehren, als ein Bote von der Königin

heransprengte. Die Königin lasse den Herzog ersuchen, schnell im Louvre zu erscheinen, ohne viele Begleiter, sie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies bestimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er sandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arsenal und in der Bastille die weitern Befehle der Majestät erwarte.

Als er die Stufen seiner Behausung erreichte, brach seine mühsam behauptete Kraft zusammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab und schleppte sich mit dem Aufwande der letzten Besinnung in sein Gemach. Dort sank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit Rast gestattet. Es erschienen Boten über Boten vom Louvre, um sein Kommen zu beschleunigen; er hörte jeden an, und sandte ihn mit der wiederholten Versicherung zurück, das Arsenal und die Bastille seien in den treuesten Händen. Als seine Gattin vor ihm stand, entfernte er alle andere Umgebung und hieß sie das Zimmer verschließen, und endlich, da er sich unbelauscht fühlte von den Augen der Welt, stürzte der verhaltene

Strom von bitteren Thränen über das zuckende Antlitz des festen Mannes.

Am andern Morgen erschienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arsenal, ihm ihre Dienste anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, seinen Besuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte persönlich, sobald sein Zustand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptsachen schon ohne seinen Rath angeordnet. Das Parlament war im Saale der Augustiner zusammengetreten, der Herzog von Guise und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs secirte. Die schöne Gestalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren bestehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Gesellschaft Jesu erschien vor der Regentin und bat sich das Herz des Entseelten aus,

um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die der König ihnen bauen ließ, beizusetzen. Der einbalsamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre standen zu beiden Seiten, Schaaren von Priestern hielten Wache und lasen achtzehn Tage lang Messe für die Seele des Ermordeten, die nun schon vor Gott stand und der armseligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

Vor den Thüren der Conciergerie, Kopf an Kopf dicht gedrängt, stand die harrende Volksmenge. Hier saß Ravaillac, im Thurme Mont-Gommery. Schon acht Tage lang, seitdem ihn das Parlament unter seine Jurisdiction genommen, hatten die Verhöre gewährt; endlich sollte im Saal der Augustiner das Urtheil gesprochen werden.

Die Volkswuth hatte kein anderes Ziel mehr als den verruchten Leib des Verbrechers. Der Aufruhr, der in den Gliedern des Pöbels tobte, der Schmerz der Liebe, der zu den Waffen der Rache griff, war jetzt in

das eine schmale Bett gedrängt, in dem Wunsch, den Missethäter an allen Martern, welche je die erfinderische Menschheit aufzubringen wußte, verbluten zu sehen. Es hätte nicht viel gefehlt, und der Strom des Zorns wäre aus seinen Ufern getreten und hätte die Klöster, die Kirchen, die Wohnungen der Italiener und Höflinge, ja den Hof selbst und die Stufen des Thrones überschwemmt. In den ersten Tagen nach dem vierzehnten Mai zitterte ganz Paris vor sich selber und man wußte nicht, welches Ziel sich die Raserei der Menge setzen würde. Auf allen Plätzen waren Tausende gelagert bei Tag und bei Nacht, sie kannten keinen Hunger, keinen Schlaf, nur die Gier nach Rache schrie aus tausend Kehlen, und vive Henri le Grand! tönte bald murmelnd wie ein Gebet, bald wie gellendes Kriegsgeschrei. Die Kirchen waren Tage lang geschlossen, aller Verkehr stockte, man hatte kein anderes Gebet als Rache, kein anderes Geschäft, als das rechte Opfer zu finden. Der Adel wagte sich kaum in seinen Carrossen über die Straßen, die Geistlichen blieben still hinter ihren Mauern und hielten Gott und alle Heiligen für nicht mächtig

genug, um sie vor der Wuth des Volks zu schirmen. Nieder mit der Ligue! nieder mit den Jesuiten! Tod der Partei der Medicäerin! Das war das Schlummerlied vor den Thoren der Klöster, der Morgengesang vor den Fenstern der Reichen. Die Schweizergarde genügte, den Louvre und die Tuilerien zu decken; die Garden aber schienen nur auf den Wink eines Führers zu harren, um in der schmerzlichen Lust, den König zu rächen, mit den unteren Klassen gleichzufühlen. Dieser Wink eines Führers blieb aus, Herzog Sülly lag von neuem krank im Arsenal und begnügte sich mit dem Kommando über die Bastille. So lief der Schmerz des Volkes nur in Zuckungen über das Angesicht der Welt und erfüllte die Luft mit ohnmächtigem Schreie; die Hand des Pöbels tappte rathlos herum und erlahmte im irren Bemühen, die schuldigsten Schlachtopfer zu finden. Hier und da in den engen Gassen bei abendlicher Dämmerung ward ein Mönch erdrosselt, weil er Ruhe gepredigt; eine offene That vor dem Licht des Tages wurde nicht gewagt. Zwei Tage nach Ermordung Heinrichs hatte eine wuthentbrannte Schaar das Kloster der Barfüßer er=

stürmt. Die Pforten lagen zertrümmert, die Geräthe in den Vorhallen zerschlagen und die Menge stürzte schreiend in die Kapelle, wo die zitternden Brüder um die kleine ewige Lampe knieten. Da trat der Prior den Stürmenden entgegen und erzählte, wie er es gewesen, der den verruchten Ravaillac verdammt und aus der Gemeinschaft der Barfüßer gestoßen. „Sein Gehirn war von Visionen des Teufels verpestet! Auf ihn, meine Kinder, falle die Rache des Gerechten, die Mutter Maria weint über den Tod Eures Königs!" So sprach der salbungsvolle Mann, und das Volk kniete hin, ließ sich segnen, und zog schweigend von dannen. Solche Scenen hatten sich einzeln wiederholt, die Rache schlich gebückt weiter und hinterließ nur hier und da kleine Aschenhaufen, aus denen ein spärliches Opfer dampfte. Auch in der Allerheiligengasse sah man eine solche Trophäe des gutmüthig entflammten, aber irregeführten Racheburstes. Es war Thomassin's Bretterhäuschen mit all den Latwergen und Säften, Tiegeln und Phiolen, die seine Apotheke bildeten. Die Trümmer rauchten noch und aus dem Schutthaufen ragte

ein weißer Schädel und ein schwarzes, mit Asche bedecktes Gewand hervor, das die Glieder des erschlagenen Propheten nur kaum verhüllte.

Seit einigen Tagen hatte alle Sehnsucht nach Rache sich auf den ehemaligen Schulmeister von Angoulême gewandt. Das Herz des Pariser Volkes zitterte vor Verlangen nach dem Schauspiele all der langsam erwogenen, gewissenhaft erklügelten Marterqualen, unter denen der Auserkorene der Hölle in seine Heimath fahren sollte. Heute war offene Sitzung vor den Ständen des Königreichs, und man harrte auf den Uebelthäter, um ihn aus dem Gefängnisse hinüber nach dem Saale der Augustiner zu geleiten. Die Menge geißelte sich fast vor Lust, den Verruchten zu begrüßen. Die schwarzen Mauern der Conciergerie und der Thurm Mont-Gommery warfen die tausend Flüche, die gegen ihre alte Stirn erdröhnten, mit vielfachem Echo über den Platz hinüber und schienen trotz ihrem düstern Phlegma vor der Gewalt der laut entfesselten Wuth zu zittern. Nur dann und wann erstarb der schallende Lärm zu dumpfem Gemurmel. Dieser und jener hatte eine Mähr

zu verkünden, eine Geschichte vom Schulmeister von Angoulême zu melden, eine alte Ahnung vom Tode des Königs zu deuten. Bei jedem Ereignisse seltener Art soll die ganze Atmosphäre immer schwanger sein von geheimen Fingerzeigen und wunderbarer Vorverkündigung. Man sucht sie in der ganzen Kette menschlichen Zusammenhanges auf, will sie am Himmel und seinen Naturbedingungen, wie in dem kleinen Allerlei der zufälligsten Gestaltung im Thun und Lassen finden. Was der Tag vorher unscheinbar brachte, versagte, wird nun plötzlich geheimnißschwer; die Neugier und die scheue Angst, die rathlos ist und ohne Zusammenhang bleibt über die schicksalsvollen Thaten des Menschenlebens, füttern sich mit den Brosamen, welche die Willkür des Zufalls der düstern Nothwendigkeit abnöthigte. Alles, was um den König herum geschah seit Monden, erschien nun als hindeutungsfähig auf seinen Sturz. Hier hatte er ein Wort fallen lassen, das sonst der Augenblick verschlungen, wie er es gebracht, jetzt aber die Wagschaale des Aberglaubens niederdrückte. Besonders boten die Vorkehrungen zur Krönung der Königin tausendfachen

Stoff für einen Wahn, der seine Richtigkeit ganz wo anders hat, als in den Kleinigkeiten des menschlichen Verkehrs. Unter andern hatte der Maler das Wappen der Königin, statt es, wie im Hause der Medicis üblich, mit Silber zu emailliren, unwissender Weise mit Kastanienbraun gefärbt, was die Farbe der Wittwen war, und statt es mit Palmzweigen, wie er gesollt, zu gürten, malte er rings herum verschlungene Seile, ebenfalls Symbole der Wittwenschaft. Das war dem Könige selbst erzählt worden und er hatte gelacht, obschon ihm die ganze Atmosphäre, unter welcher die Zubereitungen zur Krönung geschahen, drückend erschienen war. Tiefer jedoch und fast historisch vollwichtig waren andere Vorereignisse. Es gilt für erwiesen, daß zu Madrid und zu Mailand das Gerücht von Heinrichs schnellem Tode vor der Thaterfüllung verbreitet war. Acht Tage vor seiner Ermordung ging durch Lüttich ein Kourier, der es unachtsam verrieth, er bringe den deutschen Fürsten die Kunde von Heinrichs Ableben. Zu Montargis fand man auf dem Altare einen Zettel, des Inhalts, daß dem Leben des Königs durch eines Tollkühnen Arm als-

bald ein Ziel gesteckt werde. Zu Brüssel, Mecheln, Antwerpen sprach man ebenfalls von seinem Tode, ehe er erfolgte. Der Prevot der Kaufleute von Pluviers sollte in eben der Stunde, wo Heinrich unter dem Messer des Verruchten fiel, von einer tödtlichen Verwundung des Königs gesprochen haben, womit er die ganze Gesellschaft, die um ihn her versammelt war, erschreckte. Dieser Mann, dessen zwei Söhne im Jesuitencollegium studirten, ward gefänglich eingezogen, allein man fand ihn am andern Morgen, vor dem Verhöre, in seinem Kerker erhängt. Aber der Geist des Argwohns und die geschäftige Vermuthung, des Königs Leben sei längst den Netzen seiner allernächsten Umgebung verfallen gewesen, ließ nicht ab, in den Hofkreisen selbst die Mitwissenschaft des Verbrechens zu suchen. Was die Königin umgab, erschien dem Volke als verdächtig. Ihr Kammerdiener, hieß es, habe zwei Tage vor dem verhängnißvollen Vierzehnten einen Brief aus Italien mit der Anfrage erhalten, ob Heinrich von Frankreich noch lebe. Auch den Herzog von Epernon verflocht man in Ravaillac's Plan, der kaum ein Plan zu sein schien.

Und Katharine von Verneuil, bei ihrer Hinneigung zum Büßerleben, bei ihrer anscheinbaren Vertrautheit mit dem königlichen Beichtvater, blieb nicht ungeschont vom irren Vorwurfe. Gleich nach der Ermordung des Königs, noch an demselben Abend, war sie von der Louvreinsel verschwunden. Krank und leidend wie sie war seit der Begegnung mit dem Könige in der Kirche der Ursulinerinnen, hatte sie das Lager nicht verlassen. Plötzlich aber war sie fort, niemand von ihrer Umgebung wußte um ihren Entschluß. Dies Verschwinden war nicht wenig geeignet, das Auge der Justiz auf sie zu richten. Endlich fand man sie im Kloster jener frommen Schwestern, in der Zelle der Novizenmutter, die sie heimlich aufgenommen. Ganz still und starr wie ein Marmorbild hatte sie einige Tage dort zugebracht, ohne Speise, ohne Regung, auch die Sprache schien ihr versagt. Sie hatte das Kreuz in Händen sammt Rosenkranz und anderem Zubehör der frommen Uebung, aber ihr Geist war nicht bei diesen Dingen ihr Auge war mit seinem Lebenssterne weit ab von der Welt um sie her. So fand man sie, als die weltliche Gerichts-

barkeit bei der Aebtissin Nachfrage hielt. Sie lächelte, als man ihr sagte, ihr Verschwinden habe sie verdächtigt. „Ich will alles gestehen,“ sagte sie weich wie ein krankes, willfähriges Kind, „führt mich vor Gericht, ich bin schuldig, sehr schuldig, ich habe den König meinen Herrn in mancher Stunde meines Lebens gehaßt!“ Ein plötzlicher Strom von Thränen schüttelte die starre Beklommenheit aus ihrem Gehirn. Die alte Zellenschwester hatte sie immer schon mit großer Sorge gehütet, ihre Seele ängstlich in's Gebet geschlossen, ihre trockenen Lippen und die heiße Stirn auf ihre Bitte fast stündlich mit Weihwasser benetzt. Jetzt fuhr ein neues Leben in ihre Adern. „Ich will in's Gericht!“ sagte sie und nahm mit verklärtem Lächeln von den Schwestern Abschied. Sie war sehr schwach, und man mußte sie in die Sänfte heben, die bereit stand. Unterwegs aber hielten die Träger plötzlich inne. Eine ungewöhnliche Bewegung erschütterte den Sessel, die Scheiben brachen klirrend zusammen und die Thür sprang auf. Da saß Katharine mit gesenktem Haupte, die Hände zusammengepreßt, ein Krampf hatte ihr Leben

beendet. Diese bleiche Lippe konnte nun kein Gott mehr lebendig küssen, diese schöne Stirn konnte nicht mehr vor Gericht erröthen, dies Herz, das nun still stand, konnte sich nicht mehr anklagen, denn Gott war sein Richter, und dieser Richter wies die Klage zurück. Die erschrockenen Träger eilten mit ihrer Bürde zurück ins Kloster. — Am andern Morgen wurde Katharine auf dem Friedhofe der Ursulinerinnen still beigesetzt.

Das war nach dem Tode des Königs das letzte Ereigniß gewesen, das die Pariser in Spannung hielt. Es war das Thema, an welchem die versammelte Menge vor der Conciergerie neuen Stoff für den Glauben fand, die Frevelthat sei Aeußerung einer geheimen Verschwörung, die dicht vor den Augen des Königs ihre Fäden anknüpfte. Als man die Marquise ins Kloster zurückgebracht, entdeckte man Blutspuren auf der schönen bleichen Stirn, und in den Augenhöhlen, die so arm an Thränen geworden, saßen zwei rothe Tropfen. Dies gab zu dem Gerücht Veranlassung, sie habe sich an den Scheiben der Chaise die Stirn zerschmettert. Daran aber schien niemand zu zweifeln, daß sie in der Angst

einer schuldbewußten Seele gestorben war, wenn auch ihr Tod kein freiwilliger gewesen. Das alles stachelte nur noch mehr das Verlangen des Volkes, die geheimen Mitwisser des Verbrechens auszufinden, damit sich der Arm der Rache immer weiter ausdehnte; er hätte jedoch das ganze Jahrhundert erfassen und erdrücken müssen, um die große Schuld zu sühnen.

Da sprangen die Thüren im Gefängnisse auf; die Menge, hier und da in Gruppen zertheilt, die auf die Redner lauschten, fuhr convulsivisch zusammen, und ein verworrenes Gemurmel war der Vorbote des Sturmes, zu dem das Volk beim Anblicke des Mörders aufschrie. Zuvor trat die Schweizergarde heraus, um mit den Hellebarden Raum zu schaffen, die buntgeputzten Schergen mit den goldenen Tressen, bärtige, ernste Harlekine zu dem großen Triumphzuge einer blutigen Fastnacht. Hinter ihnen der Geistliche im schwarzen Talar. Er wollte die Hand und das Kruzifix erheben, um die Menge zu segnen, aber man hatte für ihn weder Ohr noch Auge, denn hinter ihm auf der Schwelle stand Ravaillac und die Wuth des Volkes war plötzlich in

ein starres Grauen gebannt. Die lange breite Gestalt überragte fast die Federhüte der Schweizer. Die Hände auf den Rücken gebunden, um die Schulter ein schweres Eisen, von dem die Kette nach den Fußschellen herabhing, die Brust entblößt mit dem eingebrannten Namen des Herrn, den sich die Frömmigkeit ins Fleisch grub: so stand er vor der Menge. Das wilde Gesicht war blaß und ruhig, die Folterqualen hatten den Trotz gebrochen und eine Leidensmiene zurückgelassen, als habe sich die Hölle an ihm einen Märtyrer erkoren. Der rothe Bart wucherte um's Kinn in dichtem Gestrüpp, das Haupthaar fiel struppig über die Stirn. Eine minutenlange Stille empfing ihn, man hörte nur das Klirren der Schienen und das Rollen der eisernen Kugel, die bei jedem Schritt um die beengten Füße schwankte. Er blickte auf die Menge mit einer Art grinsender Wehmuth, und als von fern her ein Strom von tausendfachen Flüchen sich bis zu ihm heranwälzte, nickte er mit dem Kopfe, als erwiedere er mit hoher Würde den vermeintlichen Gruß des Volkes. Als die verhaltne Wuth sich jetzt von allen Seiten entfesselte und die

Lawine der Volksmasse sich über den Kreis der Helle-
bardenträger warf, rückten die Dragoner aus der nahen
Gasse vor, der Hufschlag der Pferde machte Raum und
der hölzerne Armesünderkarren rumpelte über das Pfla-
ster. Ravaillac ward hinaufgeworfen, er richtete sich
aber auf, um das Volk zu übersehen. In demselben
Augenblicke rissen die Pferde den Karren fort und er
stürzte mit dem Gesichte nach vorn auf das Stroh.
Die Reiter drängten die Masse zur Seite und unter
wilden Verwünschungen, unter ewigem Kampf, um
den gehemmten Weg zu bahnen, wälzte sich der Zug
nach dem Orte der Bestimmung.

Im Saale der Augustiner waren die Richter und
ihr Publicum bereits versammelt. Es war das letzte,
das öffentliche Verhör, und in dem weiten Raume mit
der hohen Wölbung und den schwarz ausgeschlagenen
Wänden pochte manches Gewissen, als werde hier sein
Geheimniß offenbar. An der langen Fensterreihe saßen
Herren vom Hofe, der Adel des Reichs, die weltliche
Vornehmheit der Hauptstadt. Ihnen gegenüber, auf
gleich ausgedehntem Flügel, wimmelten camäleontisch

die frommen Kutten der Christenheit, rothe Hüte, violette Mäntel, grau, weiß, braun und schwarz die Ordensgewänder der geistlichen Heerschaaren. Dicht neben den Bischöfen und obersten Hütern der Heerde Christi hatten ihren Platz die Väter von der Gesellschaft Jesu mit den eckigen Hüten und dem simpeln schmucklosen Habite der stillen Todesbetrachtung. Welt und Geist saßen Aug' in Aug' sich gegenüber, und hüben und drüben rollte manche Braue finster auf oder zuckten verschwiegene Blicke, um zu tödtlicher Anklage ein sicheres Opfer und für die Schuld des Verbrechers die richtigen Schultern zu finden. Der Raum in der Mitte war frei. Der Platz der beiden Präsidenten nebst den Parlamentsräthen war auf erhöhten Sesseln, hinter ihnen und um sie her im Halbkreise schaarten sich die Abgeordneten der königlichen Gerichtshöfe und sämmtliche Mitglieder der Sorbonne. Ihnen gegenüber hinter und über den Schranken drängte sich lauschendes Publikum, doch faßte die schmale Galerie nur wenige, so daß die scheinbar öffentliche Sitzung doch nicht in gleich ausgedehnter Weise war, was sie sein sollte.

Was die Gedanken der hier Versammelten erfüllte, war auch gar sehr von dem verschieden, was draußen das Herz des Volkes durchstürmte. Hier galt die Intrigue, ein Kampf der Parteien, bei welchem die Sache nur den Vorwand gab. Diese Sache war nichts geringeres, als der unerhörte Mord eines Königs, den sein Volk angebetet, aber diese Sache war schon in den Hintergrund der Interessen getreten. Es handelte sich bei dem Processe um den Nachweis eines ganz bestimmten Zusammenhanges, in welchem der Mörder mit den Lehren der Jesuiten und mit Personen vom Collegium Clermont gestanden. War es der weltlichen Gerichtsbarkeit gelungen, Ravaillac als Schüler, als Beichtkind, oder als Freund irgend eines Mitglieds der Gesellschaft Jesu darzustellen, so hatte sie den allgemeinen Glauben für sich, die That sei auch innerlich ein Ergebniß jener trügerischen Doctrin, welche die Herrschaft der Päpste förderte, um die weltliche Macht zu stürzen, und die sich der Fürsten bemächtigte, um die geistliche Monarchie des römischen Bischofs zu untergraben. Gelang dieser Nachweis, so war der Sieg der Feinde des

Jesuitismus entschieden und die Präsidenten des Gerichtshofes, Harlay und Potier, konnten dann mit Fug und Recht aus König Heinrichs Regierungsjahren den Fall heranziehen, wo ein mißlungener Mordversuch an der Person der weltlichen Majestät die Verbannung der gesammten Gesellschaft aus den Bezirken des Landes zur Folge gehabt. Heinrich der Dritte war unter mönchischer Hand gefallen, das ganze Mönchsthum konnte nicht die Schuld der That büßen; allein jener Chastel, der dem vierten Heinrich den Stich versetzte, war eingestandenermaßen ein Jesuitenzögling. Bei seinem Beichtvater, dem Pater Guignard, fand man eine Schrift zur Beschönigung des Königmordes, die geradezu bewies, die Ermordung des dritten Heinrich sei eine vor Gott wohlgefällige That. Jener Chastel wurde geviertheilt, sein Pater gehängt, die ganze Genossenschaft Jesu ward aus dem Königreiche verbannt, eine Schandsäule deckte die Gebeine der beiden Verruchten, die wie Kopf und Hand, Wille und That, als einträchtige Glieder desselben Leibes verurtheilt wurden. Sechzehn Jahre waren seitdem verflossen, allein noch

waren nicht acht vollendet gewesen, als es den diplomatischen Unterhandlungen des römischen Stuhles gelang, bei Gelegenheit der königlichen Ehescheidung und der Einsegnung eines neuen Bundes die Zurückberufung der Gesellschaft zu bedingen. Heinrich glaubte sie durch Wohlthaten zu bezwingen, Sülly traute sich zu, sie unter seinen Augen zu behüten; jener hielt seine Blicke auf die Organisirung der europäischen Staatenverhältnisse; dieser legte das friedliche Gedeihen des materiellen Wohls in die Wagschale des Geschicks, und so waren die Klugen doch wieder nicht klug genug, um Andere für klüger zu halten. Das Parlament, die Stimme der Nation, das immerdar gültige Naturgefühl des Volkes, ward nicht befragt, ein königliches Machtgebot rief die Jesuiten zurück. Auch sah man mit Staunen, wie sie überall nur aus dem Versteck heraustraten, um ihren Staat im Staate neu zu gliedern und das alte Unheil geistlicher Geheimmacht auf neue Weise zur Erscheinung zu bringen. Ganz Frankreich wimmelte plötzlich wieder von Jesuiten. Sie waren nur bedingungsweise zugelassen, nur langsam und mit der Miene be-

scheidener Demuth faßten sie Fuß, aber mit bewunderungswürdiger Dienstfertigkeit räumte man ihnen Collegien und Profeßhäuser ein. In Paris fehlte noch ein Hauptsitz. Hier wurde der Adel gewonnen, der seine Ausschweifungen unter dem Mantel der Gesellschaft sanctionirt sah. In der Aristokratie von Paris gewann sie ihre wirksamsten Creaturen. Ein Beichtvater bei Hofe sollte Gewährschaft leisten für alle Glieder der Gemeinschaft; aber er leistete mehr, er beherrschte die Salons mit Witz und Geist. Endlich erhielten sie das Patent, kraft dessen es ihnen erlaubt war, ihr Collegium Clermont wieder zu beziehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es ihnen zu keiner Zeit gestattet sei, öffentlichen Lehrunterricht zu ertheilen und überhaupt Schulen zu eröffnen. Mit unverwüstlicher Geschmeidigkeit wußten sie sich in alles zu fügen, die Beschränkungen zu umgehen, ohne sie zu überschreiten. Sie legten in ihrem pariser Collegium eine Pension für junge Leute vom Adel an. Eine Anstalt solcher Art war ein dringendes Bedürfniß der hohen Gesellschaft damaliger Zeit. In den gewöhnlichen Klöstern waren

alle Formen veraltet, alle Lebensadern verstockt, vor allen Dingen war aber die Erziehung der Jugend durchaus zeitwidrig. Man gab nur Kinder armer Leute hin, die dann auch zumeist der geistlichen Genossenschaft als Rekruten für das welterstorbene Büßerhandwerk verblieben. In dem Clermont'schen Collegium erzog man die Jünglinge für die Feinheiten geistiger Genüsse, für die Raffinerien der großen Welt. Dabei ward die Reihe der Bedingungen, die das königliche Patent stellte, sorgsam erfüllt. Man zog fremde Pädagogen in die Anstalt, die sich mit dem wissenschaftlichen Unterrichte der Zöglinge befaßten. Selbst die ökonomische Verwaltung ward anfangs einem Fremden überwiesen und der Schein uneigennützigen Wirkens eifrigst gepflegt. Nur allmählig übernahm man den religiösen Unterricht und die sittliche Leitung, und die Pädagogen traten als untergeordnete Maschinen zurück, welche die Knaben in grammatikalischen Elementen und in den ritterlichen Diensten übten. Der Gunst hoher Häuser war die Gesellschaft nun schon gewiß, und man sprach bei Hofe immer lauter und unverholener von dem Werthe des

Institutes. Ehe Heinrich und Sülly es sich versahen, waren sie von den wärmsten Vertheidigern der Sodalität umringt, und in Kraft königlicher Patente wurden die Vorlesungen über die gesammten theologischen Disciplinen gestattet. Den einzigen Widerstand bildete die Sorbonne, die, auf jeden Schritt der Jesuiten eifersüchtig, gegen diese Beeinträchtigung der eigenen Wirksamkeit protestirte. Die gesammten Facultäten der Hochschulen des Landes erhoben sich, um ihre Gerechtsame zu schirmen, und der damalige Syndicus der Theologen, der berühmte Richer, schilderte in abschreckenden Farben alle die Drangsale, die daraus erwachsen würden, wenn die Jesuiten sämmtliche Universitäten an sich gebracht und ihr Ziel erreichten, die einzigen Lehrer der Welt zu sein. Darauf erfolgte ein abermaliger Machtspruch aus dem Cabinete, und der absolute Königswille grub sich, wie immer, selbst sein Grab.

Nun aber war es Sache des Parlaments, einen Zusammenhang zwischen der Frevelthat und dem Jesuitismus aufzufinden. Ravaillac's Leben zeigte ein Ge-

mischt von allgemein menschlicher Verworfenheit und religiöser Schwärmerei. Er sagte vor Gericht aus, er habe die That um Gottes und der Heiligen willen verübt. Man konnte Gott und den Heiligen nichts anhaben, weil sich ein Verruchter auf sie berief, eben so wenig der Mutterkirche und dem Papste, weil Ravaillac sagte, beide hätten den Mord stillschweigend geboten, denn der Mord sei nur eine Vertheidigung beider, da ihr Dasein und Heil durch den König und sein Bündniß mit den deutschen Ketzerfürsten gefährdet sei. Das alles behauptete der Schulmeister mit frecher Consequenz und man fand ihn mit allen spitzfindigen Waffen der Rede ausgerüstet. Im Läugnen eines Mitwissers blieb er standhaft, selbst die Folterqual nöthigte ihm kein weiteres Geständniß ab, er berief sich auf die Stimme Gottes in seiner Brust und auf die Visionen seines innern Auges. Nur dann und wann ließ er die frechen Worte fallen, er bereue nicht, also brauche er auch nicht zu gestehen, König Heinrich habe auch sonst ein verwerfliches Leben geführt und das Sacrament der Ehe verletzt; wer dem verführerischen Leicht-

sinne der Mächtigen Schranken setze, dem werde dereinst die Palme des Ruhms winken. Als man sich seiner Person bemächtigt, fand man Dinge bei ihm, die seine religiösen Uebungen bezeugten, einen Rosenkranz, ein Papier, auf welchem das französische Wappen und daneben zwei Löwen gemalt waren, der eine mit einem Schlüssel, der andere mit einem Degen in der Tatze, und darunter der Wahlspruch: Dulde nicht, daß man Gott beleidigt! Auch ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens fand man, das ihm ein Canonicus aus Angoulême geschenkt, und in welchem seine Frömmigkeit einen Splitter vom wahren Kreuz eingeschlossen glaubte, nach dem man aber vergebens suchte. Daß ihn die Lectüre pietistischer Schriften zur That getrieben, gestand er frei ein; wie aber ließ sich die Brücke entdecken, die von seinem religiösen Wahnsinne auf die Satzung irgend einer geistlichen Gesellschaft führte? Daß die wieder vor kurzem in Paris verbreitete Schrift des spanischen Jesuiten Mariana, die den Königsmord in gewissen Fällen für Gott wohlgefällig erklärte, aus der Officin des Clermontschen Collegiums hervorgegan-

gen sei, davon war man allgemein überzeugt; allein der moralischen Ueberzeugung fehlte jeder Anknüpfungspunkt zu gerichtlichem Erweise. Der Zusammenhang des Verbrechens blieb um so fraglicher, als es sich ergab, Ravaillac habe gerade diese Schrift nicht gelesen. Da verhieß er selbst Aufschluß zu geben, er wolle vor dem Parlamente seinen Beichtvater und seine Lehrer nennen.

Man hatte ihm die Ketten abgenommen und um seine Blöße ein wollenes Mäntelchen gehüllt. Vielleicht wollten die Richter auch die Wundenmale der Foltern bedecken, womit sie ihrer schwachen Untersuchungskunst zu Hülfe gekommen. Er ließ es geschehen und wickelte die zerschlagenen Fäuste in das Mäntelchen, das kaum bis über die Brust herabging. So stand er vor den Schranken seiner Feinde, wie er sagte, mit stämmigem Trotze, die Arme in einander gelegt; der wilde Blick lief beutegierig über die Versammlung hin, deren tausend Augen in Angst und Sorge, oder in triumphirendem Verlangen auf ihm hafteten. Seit den letzten Verhören zeigte sich unverkennbar eine Veränderung in seinem ganzen Wesen. Nicht Kerker und Folterqual,

getäuschte Erwartung hatte einen Wandel seiner Stimmung hervorgerufen. Er fühlte, sein Wahnsinn, habe sich verrechnet. Dem Volke hatte er die Fesseln der Knechtschaft zersprengen wollen, und das Volk verfluchte ihn mit Millionen Stimmen. Der Kirche Gottes wollte er ein Märtyrer sein, und die Kirche sprach: Hebe Dich von uns, Verruchter! Gott, hatte er gewähnt, müsse selbst in Steinen sich verkündigen, wenn die Menschen vor seiner That erbebten; statt dessen predigte nur das Volk mit Steinen, die es gegen ihn erhob. Anfangs war der Prozeß sehr nachlässig geführt, man ließ Personen allerlei Standes zu ihm, man sah viele schwarze Gewänder mit ihm verkehren; selbst Pater Cotton, ging das Gerücht, habe ihn im Kloster besucht und ihm das ewige Heil der Seele versprochen, wenn er niemand in sein Verderben ziehe, am wenigsten gute katholische Christen. Sobald ihn das Parlament unter seine Jurisdiction genommen, war er von allem Zusammenhange abgeschnitten. Man schickte Geistliche zu ihm, die ihm die ganze Verworfenheit seiner thierischen Natur vorhielten, und er war entschlossen, nicht ohne

Rache von hinnen zu gehen. Allerdings hatte er auf die Jesuiten gerechnet; hatte er doch bei ihnen gebeichtet, ihre Hörsäle fleißig besucht. Er besaß nicht genug von der Kunst der Trugschlüsse, um an einem ihrer Lehrsätze nachzuweisen, daß wenn der Geist das Recht habe, das Fleisch zu verdammen, die Kirche auch befugt sei, die Welt zu unterjochen; geschah dies nun durch ein Verbrechen, so habe die weltliche Macht die Gewalt, das Verbrechen zu strafen, aber der Geist behalte sich sich seine Segnungen vor für das auserkorne Werkzeug seiner Pläne. So viel Logik hatte Ravaillac von den Jesuiten nicht gelernt, aber er fühlte, man habe ihn dem weltlichen Arme preisgegeben; für diese Treulosigkeit müsse er sich rächen.

Der Präsident des Gerichtshofes, der gewiegte Harley, legte der versammelten Menge den Stand der Sache dar. Es dauerte lange; die Justiz war eben so gründlich wie umständlich. Der Inculpat wechselte mehrmals seine Stellung, die Wunden an seinen Händen brannten, endlich lehnte er sich mit der Schulter an die Barrière, den Rücken seinem Richter zugekehrt; es schien, als wären

die Flammen der Hölle in seinem bleichen Gesicht erloschen. Als der Präsident ihn anredend daran gemahnte, daß er noch ein Geständniß über Mitschuldige oder Mitwisser versprochen habe, blickte er, ohne seine Stellung zu verlassen, von der Seite auf und sagte in gedehntem Ton: „Ich habe meine Mitwisser unter der Gesellschaft Jesu, im Collegium Clermont habe ich meine Schule gemacht, dort sind meine Entschlüsse gereift."

Auf den Bänken der Geistlichkeit entstand eine laute Bewegung. Der Provincial der Jesuiten, der nach Paris geeilt war, als triebe ihn die Besorgniß, die Stellung der Sodalität sei gefährdet, wollte sich als befugter Anwalt und oberste Behörde seines Ordens erheben. Der Präsident fuhr aber mit ruhiger Stimme fort, zum Verbrecher gewendet: „Hiermit hast Du in keiner Weise jemand angeklagt, weder eine Person, noch eine Corporation. Die Schule der Jesuiten ist für alle Welt geöffnet, das Laster wie die Tugend hat Zutritt zu den Hörsälen des Collegiums. Hast Du niemand sonst als mitwissend um Dein Vorhaben zu nennen, so schweig!"

Ravaillac's Auge blitzte Verderben sprühend aus den vertieften Höhlungen. Er lauschte, als erwarte er, daß sich jemand erhöbe; aber eine bebende Stille lag um ihn. Dann warf er den Kopf zurück, nahm seine Haltung zusammen und trat mit raschem Schritte zu den Bänken der Geistlichkeit. Seine wilden Blicke flogen die Reihen auf und ab, als hielte er Musterung. „Pater d'Aubigny, mein Beichtvater!" schrie er laut mit gellender Stimme. „Ihm habe ich mein Vorhaben in der Beichte vertraut!" Er warf den Zipfel des Mantels zurück und die mit Tüchern verbundene Faust des Mörders wies auf den Priester im schwarzen Talar, der mitten unter seinen Ordensbrüdern saß.

Ein Tumult flog durch die Versammlung. Mehrere Prälaten waren aufgesprungen, ganze Reihen geistlicher Heerschaaren erhoben sich; Aller Augen waren auf d'Aubigny gerichtet, der einer Pause bedurfte, um sich zu sammeln.

Jetzt war vielleicht der Anknüpfungspunkt gefunden, um den Jesuitismus im Zusammenhange mit der bluti-

gen That zu erblicken. Läugnete der Priester Ravaillac's Beichte, so setzte er durch dies Bekenntniß der Feigheit das mächtige Ansehen des Ordens in den Augen der Welt herab, denn daß der Verbrecher mit ihm und mit anderen Genossen der Gesellschaft viel verkehrt, war allgemein bekannt. Stützte sich der Priester auf die Pflicht, Beichtgeheimnisse unverbrüchlich zu verschweigen, so war doch die Gefährlichkeit dieser geistlichen Machtvollkommenheit in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt eingestanden.

Ganz gegen Erwarten löste jedoch d'Aubigny diese Schlinge, die sich über sein Haupt legte. Wie er sich von seinem Sitze erhob, stockte der Athem der Versammlung. Das große Auge des Jesuiten, in welchem die ganze Herrschlust seines Ordens brannte, blickte rings um, als fordere er die Welt zum Zeugen seiner Worte heraus. Dann maßen seine Blicke mit dem vollen Gewichte strafender Ueberlegenheit den Verworfenen, der hier als Kläger wider Gott und seinen Gesalbten aufstand. „Wohl möglich,“ sagte der Priester, „daß dieser Verbrecher mir eingestanden, sein Sinn dürfe nach

einer That, die der weltliche Arm zu strafen befugt ist. Wohl möglich, daß er zu den Hunderten gehört, deren Ohrenbeichte ich Kraft göttlicher Willensmeinung in Empfang nahm und mit Buße belegte. Wohl möglich; — obschon ich mich dieses Menschen nicht erinnere noch seines Anliegens. Gott hat Einige mit der Gabe der Sprache belehnt, Andere mit der Gabe der Prophezeiung und Offenbarung, mir aber hat er die Gabe verliehen, Beichtgeständnisse gleich im Moment der Empfängniß, gleich nach Auferlegung der Buße zu vergessen. Außerdem bin ich Ordensgeistlicher und habe nichts zu thun mit der Welt und ihren Geschäften."

Die Versammlung athmete wieder auf. Die Weltlichkeit und die Freunde des freien Königthums blickten verdrossen zu Boden; die Geistlichkeit triumphirte still. Ravaillac stand vernichtet, mit gesenktem Kopfe, den Rücken wieder an die Barre gelehnt; um seine bleichen Lippen zuckte die stumme Wuth. Die Richter flüsterten unter einander, und der Präsident erhob seine Stimme, zu Ravaillac gewendet: „Hast Du noch sonst etwas vorzubringen? Kannst Du noch irgend wen namhaft

machen, der um Deine That gewußt, der auf Deine Entschlüsse Einfluß geübt?"

Da preßte Ravaillac unter dem Mantel seine wunden Arme so heftig an einander, daß er vor Schmerz die Lippen zusammenschlug. Er richtete sich auf, warf den Kopf in die Höhe und stierte auf ein neues Opfer seiner Rache. Sein Auge hatte es erspäht; dann wandte er sich zu den Richtern und rief: „Die Gesellschaft Jesu scheint nicht Lust zu haben, den Antheil, den sie an mir genommen, einzugestehen. Und doch verdank' ich ihr all mein geistiges Hab und Gut, mein Wissen und mein Denken. Ich will denjenigen nennen, an den sich alle meine Gefühle knüpfen; aus seiner Weisheit sog ich meine Entschlüsse, aus seiner Doctrin entnahm ich mir die Kraft, die weltliche Anmaßung zu stürzen, ihm erzählte ich meine Visionen in der Kirche zu Vivonne, ihm sagt' ich, wer der Mohrenkopf sei, der die Christenheit verpestete, der Mohrenkopf mit dem Diadem der weltlichen Hoheit; Pater Florentin ist der Lehrer meines innern Menschen."

Unter den schwarzen Roben der Jesuiten saß der

junge Geistliche, der Casuist des Collegiums, der beliebte Kanzelredner der feinen Welt. Er fuhr wie aus einem Traume auf, als er seinen Namen hörte, eine flammende Röthe flog über sein Gesicht, als er fühlte, daß die tausend Blicke der Versammlung auf ihm hafteten. Er erhob sich rasch, noch ehe der Präsident das Wort nahm; das Gemurre des Unwillens, das durch die Menge lief, verstummte. „Ich will nicht läugnen," sagte Florentin mit lauter fester Stimme, „daß ich den Unglücklichen kannte, dessen verruchte That über Frankreich den Trauermantel breitet. Ob meine öffentlichen Reden es verschuldet, die Verworfenheit in ihren schamlosen Entschlüssen bestärkt zu haben, darüber urtheile die Welt, die mich hörte! Aber ich verkehrte auch heimlich mit dem Schulmeister von Angoulême. Hierüber bin ich Rechenschaft schuldig. Ich gab ihm zweimal in meinem Zimmer Gehör und ich weiß, er enthüllte mir die ganze Verworrenheit seines fanatischen Eifers, der Kirche Gottes zu dienen. Er erzählte mir seine Visionen und ich erklärte sie ihm für schwüle Ausgeburten seines kranken Blutes. Er sprach von den Qualen seiner

Sehnsucht, etwas Ungeheueres zu thun, das den Sieg des Herrn auf Erden sichere, etwas Unerhörtes, das sein eigenes Seelenheil begründe, und ich sagte ihm, die Kirche Gottes bedürfe nicht mehr der Wunder, der Märtyrer, am wenigsten herkulischer Thaten aus frommer Eitelkeit; die Religion sei nicht dazu da, die Welt zu verwüsten, sondern zu beglücken und zu beseelen. Ich rieth ihm ab, in bloß äußerlichem Formdienst Beschwichtigung zu suchen, ich warnte ihn sogar vor Klosterbuße und all der sinnlichen Erfüllung von Gelübden, womit sich ein verworrenes Gemüth abzufinden gedenkt und wodurch sich der Fanatismus der Gesinnung zu einem verbrecherischen Dünkel steigert, der Wunder! glaubt, wie heilig er sei, und der doch weder der Menschenwelt noch der Kirche Gottes frommt —"

„Das überschreitet schon die bloße Rechtfertigung Deiner Person und unserer heiligen Gesellschaft!" unterbrach ihn, von den Bänken der Geistlichkeit selbst, eine schallende Stimme. Eine hohe Gestalt im schwarzen Jesuitentalar, die unter den Bischöfen und obersten Prälaten saß, hatte sich rasch erhoben, und vor dem

mächtigen Klange der tiefen Worte, die dem jungen Pater ein Veto zuzurufen schienen, verstummte der Redner. Ein strafender Ernst lag in den Blicken des älteren Priesters und Florentin zitterte vor der Gewalt dieses starren Auges, das auf ihn gerichtet blieb, als habe der Mann ein Recht dazu, seine Selbstständigkeit zu vernichten. So standen sich beide eine Zeit lang schweigend gegenüber; was in ihrem Innern vorging, schien vor der versammelten Menge, vor den Ohren der Welt und der Ordensbrüder keine Sprache gewinnen zu dürfen. Es war Ignaz Armand, der Provincial der Gesellschaft, der sich erhoben, um den jugendlichen Redner in seiner Mittheilungslust zu hemmen; daß es Florentin's Vater war, der sich hier gegen den Sohn den strafenden Ernst erlaubte, wußte außer ihnen beiden niemand.

Der Provincial hatte wieder seinen Platz genommen und sprach eifrig mit den Bischöfen zur Rechten und Linken; eine flüsternde Bewegung lief durch die Reihen der Geistlichen; die Weltlichkeit verstand das Intermezzo nicht, aber ihr war die Kühnheit des jungen Jesuiten, womit er sich gegen den bloßen Formdienst des Kloster-

lebens, gegen die Anmaßung des frommen Fanatismus erklärt hatte, eben so willkommen als auffällig.

Florentin stand noch immer. „Man hat meine Rechtfertigung unterbrochen,“ sagte er mit lauter Stimme, und die Farbe des flammenden Stolzes leuchtete aus seinem Antlitze. „Ich bin der Versammlung mein ganzes Glaubensbekenntniß schuldig, denn der Fall, über den Frankreich trauert, ist unerhört. Es soll nicht heißen, daß die Geistlichkeit der weltlichen Macht das Verbrechen nur überläßt und preisgibt, nicht eben so sehr wie diese es verdammt und verwirft. Es soll nicht heißen, daß sich in das Dasein der menschlichen Gesellschaft ein Zwiespalt wirft, als wollten sich Leib und Seele trennen, und von einander gelöst beide ein selbstständiges Leben fristen. Das brächte nur Verwüstung über das Geschlecht. Ich habe gesagt, daß ich mich rein fühle von der Befleckung mit dem Missethäter, daß ich keinen Einfluß hatte auf seine wilden Gelüste, um sein verbrecherisches Vorhaben nicht wußte. Aber ich will mehr gestehen. Hätte er mir seinen Entschluß gebeichtet: so wahr Gott mir helfe! ich hätte das

Gelübde der Geheimhaltung der Beichte gebrochen, ich hätte dies kleinere Vergehen verübt, um die Welt vor einem größeren, um Frankreich vor dem Fluche einer Frevelthat zu schirmen!"

Die Gewalt menschlicher Ueberzeugung brannte noch in seinen Blicken, als er jetzt seinen Platz wieder nahm und still und ruhig die Wirkung seiner Worte wie ein Verhängniß über sich ergehen ließ. Er hatte einen Sturm erregt, der hier nicht völlig zum Ausbruche kam, aber sein drohendes Vorspiel begann. Es war unerhört, daß ein Priester des Herrn eingestand, er sei fähig, um weltlicher Zwecke willen ein Beichtgeheimniß zu verrathen. Die braunen, grauen, schwarzen und weißen Kutten steckten die Köpfe zusammen, mehrere Bischöfe auf der ersten Bank standen auf, und wandten die greisen Häupter auf den stillen Jüngling mit dem brennenden Auge und der verwegenen Zunge. Der Provincial der Jesuiten erhob sich zu wiederholten Malen, aber die vor Zorn bebende Lippe schien das Wort nicht zu finden, das hier in Gegenwart der weltlichen Richter die Keckheit des jugendlichen Aberwitzes strafen konnte.

Der Präsident des Gerichtshofes unterbrach den Tumult, welcher Fragen aufregte, die außerhalb der hier gezogenen Kreise lagen. Er redete Ravaillac an, der erschöpft an der Barre lehnte. Die Anfrage, ob er noch Mittheilungen zu machen habe, da die bisherigen entschieden beseitigt seien, beantwortete er schweigend. Sodann zog der Richter die Summa der Verhandlungen nach üblichem Brauche; der Stab wurde gebrochen; der Königsmörder war verurtheilt. Ravaillac zuckte leise zusammen, als er die Art der Todesstrafe vernahm; sonst war er in stumpfe Regungslosigkeit versunken. Daß die Kirche ihn aufgab, sie, die nach seinem Wahne ihm die Märtyrerkrone reichen sollte, das war der Tod, der ihn am tiefsten vernichtete und von dem Gipfel seines Wahnsinns stürzte.

Früh am andern Morgen erfuhr Florentin die erste Wirkung seiner freimüthigen, vom Gefühle menschlicher Empörung eingegebenen Worte. Den übrigen Theil des gestrigen verhängnißvollen Tages hatte er still im

seinem Zimmer verlebt. Ein fester, ruhiger Schlaf hatte ihn die Nacht erquickt; er hatte kaum noch an die Möglichkeit dessen gedacht, was im Collegium über ihn berathschlagt und beschlossen war.

Die Morgensonne fiel schräg in sein Fenster. Er begrüßte mit heiterm Sinne den lachenden Tag, und war mit dem Glockenschlage bereit, in den Hörsaal, wohin sein Amt ihn rief, hinabzusteigen. In den gewölbten Gängen wandelten die Schüler auf und ab. Man grüßte ihn schüchtern, eilte scheu an ihm vorüber. Sein Hörsaal war leer, die Flügelthüren standen weit offen; ein Anschlag mit dem Siegel des Provincials fiel ihm ins Auge. Das Rectorat des Collegiums erklärte die Vorlesungen des Pater Florentin vorläufig für aufgehoben. Da bedachte er erst, daß seine Aeußerungen vor den weltlichen Richtern zwischen ihm und seiner geistlichen Corporation einen Bruch herbeiführen mußten, der nicht so leicht wieder auszugleichen war. Er hatte öffentlich und mit einer Begeisterung, die fast von weltlichen Gefühlen ihre Flamme zu entnehmen schien, das Beichtgeheimniß, dies priesterliche Vorrecht, das so viel

Gewalt in sich schließt, für verletzbar, für nicht bindend erklärt, wenn das Regiment der weltlichen Macht durch die Verschwiegenheit des Priesters gefährdet werde. Gab man dieser Ansicht Raum, so war die Selbstständigkeit der Hierarchie, die oberhoheitliche Unabhängigkeit des geistlichen Staates im weltlichen, aufgehoben, dann war die Kirche nur um des Staates, Gott nur um der Welt, der Geist nur um des Leibes willen da, und die mit herrschsüchtiger Sorgsamkeit errungene Macht der geistlichen Corporationen war vernichtet. Nicht blos im Allgemeinen die Herrschaft über die Gemüther, auch ganz besonders die Wirksamkeit und Bedeutung der Gesellschaft Jesu war damit aufgegeben.

Florentin durchdachte dies, als er durch Seitengänge nach seinem Zimmer zurückkehrte.

Er fand seine Thür, die er verschlossen hatte, geöffnet. Sich wundernd, trat er ein. Sein Vater, der Provincial, stand vor ihm. „Ich wollte Dir den Collegialbeschluß ankündigen,“ sagte Ignaz Armand, „nun wirst Du mir zuvorgekommen sein, ihn bereits wissen.“

„Du hast viel verschuldet," fuhr er fort, als Florentin schwieg. „Alle Gemüther hast Du empört, alle Stimmen sind wider Dich. Wer die Verletzlichkeit des Beichtgeheimnisses so förmlich einräumt, der Weltlichkeit ein solches Schauspiel innerer Zwietracht unter den Gliedern des geistlichen Lebens gibt, sollte sofort von der Corporation ausgeschlossen sein für alle Zeiten. Dennoch kannst Du durch öffentliche Zurücknahme Deiner gutgemeinten, aber leidenschaftlichen Herzensthorheit vieles wieder gut machen."

„Ich habe nichts gut zu machen, was böse wäre," sagte Florentin, „will nichts widerrufen. Mein Herz ist kein flatternd Segel, das mit dem Hauche des Windes aufschwillt, mein Herz ist der Anker meines innern Lebens."

„Das Collegium unserer Gesellschaft weiß Deine Verdienste, Deinen Eifer, Deine Kanzelberedtsamkeit zu schätzen, mein Sohn. Um deswillen ist man der Ansicht, Du möchtest durch einen Widerruf in öffentlicher Sitzung die jugendliche Leichtfertigkeit bereuen!"

„Ich war nicht leichtfertig," entgegnete Florentin,

„auch die Vernunft sagt mir, ich that wohl daran, der Sprache des Herzens Raum zu geben.“

„Die Vernunft sagt, Dein Herz sei thöricht gewesen aus Leidenschaft, die der Moment und das Mitleid mit der Verwirrung der weltlichen Dinge eingegeben.“

„Nur vor der Satzung kann ich sträflich erscheinen,“ sagte der Jüngling, „nicht vor meinem Gewissen, nicht vor Gott. Habe ich gegen die Satzung gefehlt, so will ich dafür büßen. Man strafe mich, schließe mich aus von der Gesellschaft, aber im Stillen, ohne Lärm; ich will Paris verlassen, in einen anderen Orden treten.“

„Ohne Widerruf Deiner Grundsätze,“ sagte Ignaz Armand, „wird im Schooße der Christenheit nirgendwo Deines Bleibens sein. Nirgends kannst Du Priester sein und den Leib des Herrn zur Vergebung der eingestandenen Sünden reichen, wenn die anvertraute Beichte Dir nicht heilig ist vor Gott und aller Macht der Welt gegenüber. Mit solcher Gesinnung, die der Verruchtheit weltlicher Anmaßung in geistlichen Dingen Vorschub leistet, wirst Du überall ein Ausgeschlossener sein.“

„Der Verruchtheit Vorschub leistet?" wiederholte Florentin mit flammendem Ernst. „Wenn ich Frankreich, wenn ich das Jahrhundert bewahrt hätte vor einer Frevelthat, die gen Himmel schreit?"

Der Provincial schwieg. Der Zorn röthete sein bleiches Gesicht, die dunklen Brauen verschatteten seine Blicke.

Er war im Zimmer auf und abgeschritten. Jetzt stand er vor dem Jünglinge still und versuchte noch einmal die Macht der Ueberlegenheit. „Es wird nicht fehlen," sagte er, „daß man Dich vorladet, um Deine Rechtfertigung zu vernehmen. Es wird nicht fehlen, daß man Dich in öffentlicher Sitzung ausschließt, wenn Du nicht widerrufst und bereust."

„Ich werde mein Bekenntniß wiederholen!" betheuerte Florentin. „Und will man mich öffentlich richten, so seid gegen Euch selbst so nachsichtig, und mischt Euch nicht unter meine Richter, denn ich möchte mich vor Gericht vergessen und in Euch meinen Vater anreden."

Armand ergriff krampfhaft des Sohnes Hand und

schlenderte sie schnell wieder von sich; in seiner Miene lag die Kälte des von allen Banden der Natur losgebundenen Priesters.

„So wäre auch hier wieder die Stimme des Herzens vom Uebel!" sagte Florentin mit stiller Wehmuth. — „Ich werde das Geheimniß, das uns an einander kettet, mit ewigem Schleier decken!" fuhr er fort, indem er nach der Hand griff, die sich ihm entzog.

„Es wäre auch vergebliche Mühe, man würde Dir nicht glauben —!" entgegnete Ignaz Armand mit eiserner Ruhe.

Florentin fuhr zurück und sank zitternd auf den Sessel zur Seite.

„Wir verhandeln nur kirchliche Dinge mit einander!" sagte der Provincial mit finsterer Strenge. „Was die Welt uns aufgebürdet, was Natur und des Blutes Wallung an uns verschuldet, das alles verschließt das Siegel des Grabes. Willst Du mit freventlichem Leichtsinne es brechen, so wird mein Fluch Dich ereilen, ich aber wandle im Schirme Gottes. Der Erde Lust und Weh ist von mir abgestreift, der Kirche des Herrn

und ihrem Siege gehört all mein Denken, Sinnen und Fühlen. Bedenke, was Du zu thun hast, wenn Dich das Collegium der heiligen Gesellschaft vorfordert!"

Er war durch die Thür verschwunden, die sich knarrend ins Schloß warf.

Florentin war allein. Er verbrachte trostlose Stunden im Schwanken zwischen widerstreitenden Gefühlen. Dann warf er sich in die Welt seiner Bücher; hinter die Quartanten verschanzt, wollte er den aufgeregten Sinn beschwichtigen. Aber er stieß auch hier nur auf Zwiespalt, auf den Widerspruch der gebotenen Satzung mit der Stimme der Natur, mit der Verwegenheit des forschenden Geistes. Jetzt, nachdem ein Bruch am Tage lag, schien er überall nur Spaltungen und ein Leben voll unüberwindlicher Gegensätze zu erblicken. „Mein Vater hat Recht," rief er, „es muß entweder Alles, was Natur in uns heißt, vor der spartanischen Hoheit der geistlichen Herrschaft untergehen, oder man muß die Zwietracht nie heraufbeschwören und ganz der Natur und dem weltlichen Leben angehören. Auch meine Gefühle steigen aus der Natur hervor, die der

Geist der Kirche zu unterdrücken befiehlt. Mein Denken und mein Fühlen ist zwiespältig: wo treibt mich die Angst der irren Schwankungen noch hin? Will ich denkend die Geheimnisse Gottes erforschen, so überraschen mich die Entzückungen meines Gefühls und es ergreift mich eine magische Gewalt, die, wenn sie fessellos gebietet, alles verwirft, was mit der Miene der Vernunft in mir aufsteigt. Ist dies nun Werk des bösen oder des guten Geistes? Ist dies unbewußte Gefühl vom Uebel, so ist mein Denken gut und mein Streben gerecht, um die Wahrheit hüllelos, das Geheimniß der Religion hell, fest, ohne die Fabeln der heiligen Mythen, zu erschauen. Ist mein Gefühl, das sich aller Forschung des Verstandes entwindet, Eingebung des guten Geistes, so ist mein Denken böse, ja der Böse selbst, der mich aus den Phantasieen religiöser Anschauung hinauswirft, die nackte Wahrheit ist dann Sache des Teufels." —

Florentin verließ sein Zimmer nicht. Die wenige Bedienung, deren er bedurfte, ward ihm zu Theil; sonst ließ man ihn einsam.

Als die Dämmerung hereinbrach, sank das müde Haupt des Jünglings über den Büchern voll quälender Weisheit still in tiefen Schlaf. Wie er aufwachte, brach der Mond in die Dunkelheit seines Zimmers. Florentin lehnte sich in's Fenster und weidete sich am milden Scheine der lauen Mainacht. Unten in den Gängen brannten die Lampen, wandelten die Brüder in traulicher Gemeinschaft. Es war doch ein wohlthuendes Gefühl gewesen, ihnen angehörig, von ihnen geehrt und geliebt zu sein. Jetzt, wo Florentin's Zusammenhang mit ihnen gestört oder getrübt schien, fühlte er den Werth der Angehörigkeit. Es war der erste Tag, den er im Collegium seit der Reihe von Jahren so einsam gesondert zugebracht hatte. Ueber die Disharmonieen, auf die der forschende Geist gestoßen, war er doch leichter hinweggehoben, so lange er sich von dieser Gemeinsamkeit getragen fühlte. Jetzt lastete das alles schwerer auf seiner Seele.

Hinten am Horizont blickte der Mond wie Abschied nehmend. Es war, als nähme er alle seine letzten Freuden und den Schatten von Glück und Zufrieden-

heit mit hinüber in die Ferne, in deren blauen Duft sein bleiches Antlitz schlafen ging. Seine Blicke folgten ihm und versanken mit nach Süden hin. „Wenn Du wieder hinwandeltest, wo Du hergekommen!" sagte sein Genius zu ihm, „nach der Provence, Deiner Kindesheimath!" Er hing diesem Gedanken nach. „Ach, was man Glück nennt," sagte er, „das ist wohl nicht mehr zu finden für Dich auf dem weiten Raum der Erde, selbst nicht, wenn Du Dich einbetten wolltest in die erste ahnungsvolle Stille der kindlichen Seele. Du findest sie nicht wieder. Auch ist alles verwandelt, wenn Du zurückkehrst, Du bringst den Frieden nicht mit Dir —: wo willst Du ihn also suchen. In Genf klopfst Du vergebens an die Pforte des würdigen Bischofs, er öffnet Dir nicht, Du müßtest denn der Engel der Auferstehung sein. Die fromme Clementine findest Du wohl noch, aber sie nimmt Dich nicht mehr in die mütterliche Obhut, sie hat nicht mehr das Herz der Milde, die sanften Worte der strafenden Liebe wie für den Knaben Raoul! Und — Antoinette? Der Bannfluch des Gewissens liegt nicht mehr auf uns. O mein

Himmel! wie soll ich sie sehen und nicht wieder zu ihr sagen: Komm und flieh! Und stürzt nicht dann derselbe Gewitterhimmel von neuem über uns, wie damals, als ich sie auf meinen Armen aus dem brennenden Kloster trug? — Ach, das Büßerleben hat unsere Seelen langsam abgemüdet, wir sind nicht wir mehr, wir wagen es nicht mehr, den Gott der freundlichen Natur, der uns damals durchleuchtete, anzuerkennen. Gefahr ist nicht mehr für uns da, wenn wir uns wiedersehen; kaum mag sich vielleicht noch die im Dienste des frommen Lebens abgebleichte Wange röthen. — Aber sehen kann ich sie doch wohl! Unerkannt; sie soll mich nicht mehr in der Welt wissen. Den Frieden ihrer Seele will ich nicht stören!"

Er ging zur Ruhe. Am andern Morgen stand der Entschluß bei ihm fest, aus der Gesellschaft der Jesuiten zu treten und Paris zu verlassen. Er suchte nach seinen Papieren, nach dem Briefe des Bischofs von Genf; er fand sie nicht. Ignaz Armand hatte sich ihrer bemächtigt, als er im Zimmer des Sohnes allein war. „So hat er doch gefürchtet, ich könnte das Geständniß des

Bischofs benutzen?" rief Florentin. „Wie sicher glaubt ein Priester der Kirche gehen zu müssen! Und wie verwahrlost hält er die Regungen der Natur, wie unlauter das Gefühl eines Sohnes zum Vater!"

Er machte sich an das Geschäft, dem Provincial und dem Concil der Professen des Collegiums ohne Bitterkeit, aber fest und unwiderruflich, seinen Entschluß schriftlich kundzuthun. Hiermit käme er nur einer förmlichen Ausschließung zuvor, da er nicht widerrufen könne. Er fühle zu lebhaft, der Gesellschaft nicht mehr angehören zu können; er wolle sein Ordensgewand mit einem andern vertauschen und werde in Südfrankreich irgend eine stille Karthause finden, um sein Leben ungekannt zu fristen.

Der Orden der Karthäuser war der einzige, in den ein Jesuit, der die Gesellschaft verließ, treten durfte. Das gehörte mit zu Loyola's Statuten, die durch ein päpstliches Breve sanctionirt waren. Der Grund hierzu lag vielleicht in der Besorgniß, ehemalige Jesuiten möchten andern Sodalitäten vertraute Mittheilungen zu machen haben, eine Besorgniß, die bei den

Karthäusern schwand; diese Brüder lebten so abgeschieden vom menschlichen Verkehre, daß ein Geheimniß, ihnen anvertraut, die stillen Gräber ihrer Klausen schwerlich verließ.

Nach wenigen Tagen erhielt Florentin eine eigenhändige Antwort von Ignaz Armand. Nicht der Vater, nur der Provincial schrieb ihm, seine Entfernung von Paris werde für gut geheißen, sein freiwilliges Austreten aus der Gesellschaft genehmigt; doch solle er so lange noch im bisherigen Verbande mit der Sodalität und mit den Pflichten, Geheimnisse zu bewahren, behaftet bleiben, bis er förmlich Mitglied einer Karthause sei. Man gestatte ihm, das Collegium ohne Geräusch zu verlassen.

Später erfuhr Florentin, daß unter den Mitgliedern der Gesellschaft das Gerücht verbreitet sei, der Provincial habe ihn mit einer Mission nach Südfrankreich beauftragt.

Es war noch sehr früh am Tage, die Sonne küßte nur erst die Spitzen der Thürme von Paris, als Raoul sein Lager im Collegium zum letzten Male verließ und von den Mauern der engen Klause, die so lange Zeuge seiner Studien gewesen, auf immer Abschied nahm. Er schlich durch die finstern Gänge an den Thüren der frommen Väter und Brüder vorbei, von niemand wollte er einen Gruß, nur an einer Stelle stand er still. Es war das Zimmer seines Vaters. Wie er lauschte, sprang die Thür auf und der Provincial stand vor ihm. Das war gegen Erwarten. Aber er trat nun doch ein und schloß die Thür hinter sich. Ignaz Armand blieb kalt und abweisend vor ihm stehen. „Ich wandere nach Genf," sagte Raoul, „ich besuche das Grab meiner Mutter im Kloster der Heimsuchung. Wie kann ich scheiden im Bewußtsein, daß Ihr, der Ihr vor Gott mein Vater seid, wenn ich auch vor den Menschen von Euch verläugnet bleibe, mich im Zorn entließet. Habt Ihr kein mildes Wort des Abschieds?"

Armand kämpfte mit aufsteigenden Gefühlen, die Strenge seiner kalten Züge zerschmolz vor dem Andrange

des Herzens. Wie der verläugnete Sohn so vor ihm stand, demüthig und der Milde bedürftig, legte er die Hand auf seine Schulter und blickte ihm still in's Auge. „Um der entschlafenen Mutter willen ziehe hin in Frieden!" sagte er leise und seine Lippen streiften Florentin's Stirn. „Und wenn Du Dich stark fühlst und besonnen, so kehre hieher zurück und wirke wieder im Sinne der allmächtigen Kirche für die Herrschaft des Geistes!"

Dann trat er rasch von ihm zurück und entzog ihm sein Antlitz. Roaul dürstete noch nach einem Blicke des Abschiedes, er blieb ihm versagt, und so verließ der Jüngling den Mann, der seiner Kirche Alles opferte, selbst die heiligsten Vorrechte der Natur.

Draußen auf den Gassen war tobende Bewegung. Ganz Paris war auf den Füßen. Die Dächer und die Souterrains, Böden und Keller, hatten ihre Menschenkinder auf das Pflaster hinausgeworfen, die leeren Häuser gaben nur das Echo von dem Tumulte zurück, der auf und nieder stürmte. Nicht erst der Hahnenruf hatte sie geweckt, schon die Stunde der Mitternacht hatte sie vom Schlummer gescheucht, wie Geister, Rache-

geister, die durch die dunklen Gassen der Hauptstadt mit wüstem Lärm in Schaaren zogen und gegen die Conciergerie die ganze Gewalt ihrer Verwünschungen ausstießen. Schon am Abend, mit Anbruch der Nacht, hatten sich hier Gruppen gelagert und vor den Thüren des Thurmes Mont-Gomery, wie Geier, die auf Beute lauern, Fuß gefaßt. Als der Mond unterging, zündete man Windlichter an und der Schein der zitternden Flammen beleuchtete die tausend bleichen Gesichter, die der Zorn und die übernächtige Wachsamkeit gespenstisch gefärbt. Es war das pariser Volk, das die Liebe zu seinem „besten Könige" in Rachegeister verwandelt; in diesem Zorne gab es die unvollkommene Sprache seiner Liebe, in diesen bleichen Zügen die Farbe seiner Trauer, und die Verwünschungen, die an dem Thurme Mont-Gomery wiederhallten, waren das Grabgeläute für den Helden Frankreichs. So lange er lebte, täglich sein helles, leuchtendes Angesicht der Menge zeigte, hatten sie das alles nicht so heiß gefühlt; nun er todt war, fühlten sie den ungeheuern Werth seines Lebens; die rüstige Herrscherkraft, der Glanz der Heiterkeit auf der

hohen Stirn, die siegende Milde seiner schönen Lippen, der ritterliche Schwung seines Heldenarmes, die freie Lebenskraft im Arbeit und Genuß, das war nun alles dahin, der schöne volle Inbegriff französischer Art und Weise im Thun und Reden, er war zerstört und die armselige Person eines verruchten Mörders war zu gering, zu winzig, um an ihm die ganze Lust der Rache zu büßen. Einen andern Ausweg, ein anderes Ziel aber fand man nicht auf; nicht einmal Helfershelfer hatte der schurkische Dieb, der ein edles königliches Leben stahl, oder man hätte die Hölle bombardiren müssen mit all den Flüchen von hunderttausend Kehlen. Nicht einmal ein Paar Klöster gab's zu zerstören, die Italiener hielten sich klug versteckt, keinem Pfaffen durfte ein Haar gekrümmt werden, denn alles ging den Weg Rechtens, und den Pfaffen zumal schien das neue Regiment der Medicäerin sehr hold. So fand die rächerische Liebe in ihrer rathlosen Empörung kein Opfer und lief lärmend mit zerlumptem Gewande durch die Gassen und tobte vom Abend, die Nacht hindurch, bis zum Morgen der Hinrichtung des Verbrechers, an den Mauern

der Conciergerie. Und als der ersehnte Tag herangraute, fand er überwachte Menschen; aber ihre Rachlust, obschon sie nicht schlafen gegangen war, blieb unermüdet und wollte nun ihre endliche Sättigung.

Raoul fühlte sich mit ergriffen vom Strome der Menge, der sich jetzt in zwei Hauptarme theilte. Nach zwei Zielpunkten strebte alles in tobender Geschäftigkeit, nach Notre-Dame und nach dem Grèveplatze. Die vor der Conciergerie Versammelten waren getäuscht, man hatte den Delinquenten durch eine Hinterpforte geführt, ihre ganze Nachtwache war vergeblich gewesen und nun strömte die Mehrzahl nach der Kirche Notre-Dame, in deren Angesicht der Verbrecher Abbitte thun mußte. Andere Haufen eilten nach dem Grèveplatze. Hier stand das Schaffot mit dem Heerde, wo die verruchte Rechte in Schwefelflammen brennen sollte. Dort sah man die Zangen, die sein Fleisch zerreißen, die siedenden Flüssigkeiten, die man in seine Wunden tröpfeln wollte. Die schwarz gebräunten Männer des Vulkan, die mit aufgestreiften Aermeln zu ihrem Werke sich anschickten, liefen oben auf dem bretternen Gerüst herum, der schar-

lachne Henker lehnte an dem hohen Pfahle mit unterge=
schlagenen Armen und blickte in stiller Rachbegier über
die Menge nach der Gegend hin, wo der Missethäter
kommen mußte. Unten an den Stufen des Schaffots
standen die vier Pferde, die seinen Leib zerreißen sollten,
wilde, wuthschnaubende Thiere, die der Lärm aufschreckte
und die nicht so ruhig wie Menschenhände zum Werke
des fürchterlichen Todes sich bereit fühlten. Drüben,
dem Schaffot gegenüber, in den Fenstern des Hôtel de
ville wimmelten und wehten die schwarzen Federn der
Grafen und Herren; alle Beamte des Staatsrathes,
der hohe Adel, der ganze Hof, wohnten dem Schauspiel
bei. An den andern Gebäuden ringsherum hingen die
Gestalten aus den Fenstern heraus und klammerten sich
an den Simsen fest mit Gefahr des Lebens. Dächer
waren abgedeckt, um die schaugierige Menge zu fassen,
und unten auf dem Platze selbst wühlten Tausende von
kämpfenden Gestalten in dichtem Gemische. Jetzt über=
täubte der Lärm von fern den Tumult in der Nähe.
Von Notre=Dame wälzte sich der Zug heran; die Lawine
des Volks zu beiden Seiten, Reiter und Hellebarden=

träger voran, mit der Menge in hartem Streite, um Raum zu gewinnen, links und rechts die stiere, schweigende Wuth der Gaffenden, hinterher der Rache wildes Heer und das Geschrei der losgelassenen Hölle. Da saß er auf einem hölzernen Rumpelkarren, im weißen Hemde, mit der offenen Brust, nach der das Volk lechzte, mit dem rothen Barte, mit dem schwarzen struppigen Haare, der verruchte Schulmeister von Angoulême, das schwankende Haupt gebückt, das rollende Auge verwirrt. „Das ist der Mörder Frankreichs!" schrie Alt und Jung, „das ist die Hyäne, die das königliche Herz erwürgte, das ist der Wolf, der in unsere Hürden brach und ein an Herrlichkeiten reiches Leben raubte!" Die Wuth erstickte die fluchenden Kehlen, aber tausend andere schöpften Athem aus frischer Brust, bis ein Strom von heißen Thränen mit den Worten der Liebe: O mein König, o mein Held von Frankreich! von neuem die Stimmen begrub. Oben an den Fenstern des Hôtel de ville sah man schlotternde Mienen, bleiche Gesichter, die vor der Gewalt dieser fessellosen Schmerzen, vor der Majestät des leidtragenden Volkes erbebten. — Ach!

ein Volk ist immer nur wie ein wehklagender Greis oder wie ein lärmendes Kind. Wenn es einmal sein Bewußtsein als Mann erprobt, dann steht es anders um diese Welt.

Sowie der Zug in die Masse, die auf dem Platze hielt, eindrang, — die Hellebardenträger mußten förmlich eine Gasse hauen, um das Schaffot zu erreichen, — entstand in dem dichten Menschengewühl eine neue Strömung nach verschiedenen Seiten. Diese Bewegung riß Florentin mit fort, er sah sich plötzlich an die Schranken gedrängt, welche die Schweizergarde mit ihren Spießen schirmte, er befand sich mitten unter braunen Kutten, die neben dem Schaffot standen. Es waren die Kapuziner, die das laute Gebet zu sprechen hatten für die Seele des Missethäters. Die Schweizer drängten jetzt das Volk zurück und nahmen die Geistlichen in den Kreis auf, Florentin stand ganz nahe an dem Schauplatze der Schrecken. Aber er sah nicht auf, wie das fürchterliche Werk jetzt begann. Er hörte nur, wie die Henker mit schweren Stiefeln auf den Brettern herumschritten. Die Menge um ihn her war

in lauschende Andacht versunken, da flackerte der gelbe Schein der Schwefelflamme auf, ein zitternder Schrei durchschnitt die Luft, ein tausendfacher Jubel erscholl als höhnendes Echo. Dann war es wieder still, und als Florentin aufblickte, sah er in das todtenblasse Antlitz Ravaillac's, dessen brechendes Auge auf ihm ruhte.

Einer von den Geistlichen im braunen Gewande war jetzt oben und trat zu dem Verbrecher hin, um seine letzte Beichte zu empfangen. „Pater Florentin!" schrie Ravaillac plötzlich mit dem Tone der winselnden Verzweiflung. Er stieß den Kapuziner zurück, riß sich aus den Armen des scharlachnen Henkers wild auf und streckte beide Arme dem jungen Jesuiten entgegen. Florentin zitterte leise, als tausend Augen sich gegen ihn richteten. „Pater Florentin!" tönte von neuem der heisere Ruf des leidenden Missethäters. Die Kapuziner traten zurück und Florentin stieg mit zagendem Fuße das Gerüst hinauf. Mit Schauder trat er über die blutigen Werkzeuge, die seinen Weg hemmten; seine Pulse flogen. Der Verbrecher lag wieder am Boden,

der Mann mit dem rothen Mantel kniete hinter ihm und hob seinen Kopf in die Höhe. Florentin faltete die Hände und sah auf gen Himmel; dann trat er zu ihm hin und neigte sein Ohr. „Heiliger Mann, heiliger Mann!“ stöhnte Ravaillac, „gib mir Absolution, daß ich verrucht genug war, Dich anzuklagen!“

„Sie sei Dir gewährt!“ sagte Florentin, „diese Schuld nehme ich von Dir!“

Der Verbrecher sah auf und suchte nach einem Blicke voll Dankbarkeit, den die brennenden Schmerzen nicht gestatteten.

„Hast Du noch ein Geständniß zu machen?“ fragte der Jüngling, „einen Mitverschworenen, einen Mitwisser zu nennen?“

„Niemand, niemand als den Teufel selbst!“ schrie Ravaillac. „Sieh, Priester, der Jubel des Volkes über meine Leiden vernichtet mich; ich hatte ihm eine Wohlthat erzeigen, ihm Freiheit bringen wollen —“

„Unseliger!“ sagte Florentin, „Du tödtetest seine Freiheit!“

„O meine verruchte That!“ flüsterte der Leidende.

„Und kein Mitschuldiger?“ fragte Florentin von Neuem.

„Niemand als der Böse selbst und mein Wahnwitz!“

„So mag der Allerbarmer, wenn Du jetzt ohne Lüge von hinnen fährst, Deine Seele von dem ewigen Flammentode erlösen!“ schloß Florentin und senkte seine Hände auf die Stirn des Elenden, der ohnmächtig in den Mantel des Henkers zurücksank.

Ohne aufzublicken, scheu und zitternd, stieg Florentin vom Schaffot herab. Die Kapuziner stimmten jetzt den Gesang an, der die Seele des Gerichteten auf seine Flügel nehmen und hinüberführen sollte. Da erhob sich aber von neuem das Wuthgeschrei der Menge; das Volk wollte nicht beten lassen für den Verworfenen. Die Stimmen der Mönche erstarben im tobenden Schrei der Rache, die Pferde fuhren wild zusammen, die Knechte eilten, die Glieder des Verbrechers in die Seile zu knüpfen.

Florentin versteckte sein Angesicht hinter die braunen Kapuzen, unter die er sich wieder mischte. Er hörte nur das dumpfe Gemurmel, die Stimme des commandirenden Henkers und den Hufschlag der Pferde, die jetzt nach den vier Weltgegenden hin den Leib des Missethäters zerspalteten. Ein gellender Schrei — Todtenstille — dann wieder der rasselnde Schlag der Hufe, Peitschenknall und der Ruf der Treiber — endlich stürzte alles zu einem wilden Hallo zusammen. Das Gerüst brach unter der Gewalt der Anstürmenden, die über die Trümmer des Schauspiels herfielen und sich im letzten Ausbruche der Wuth um die Kleider des Verbrechers stritten. Die bewaffnete Macht konnte dem Andrange nicht mehr widerstehen, der Kreis der Hellebardisten war durchbrochen, wie ein Strom ergoß sich das Volk in ungehemmten Zügen auf die Reliquien des Königsmörders. Ein wüstes Chaos schlug mit seinem Gewirr über die ganze Scene zusammen.

Florentin war mit der Schaar der Kapuziner in eine Seitengasse gedrängt. Mit genauer Noth erreichte

das Häuflein ein geistlich Obdach, das sie schirmte. Die guten Brüder bewirtheten den jungen Jesuiten mit aller Sorgfalt und Liebe. Am andern Morgen früh mit dem Hahnenrufe verließ Florentin Paris.

V.

Die Heimath.

Am Sprachgitter im Kloster der Nonnen von der Heimsuchung zu Genf lehnte die Gestalt eines jugendlichen Mannes im schwarzen Talar. Er drückte die heiße Stirn an die eisernen Stäbe, als sollten sie ihm Kühlung schaffen; sein umflorter Blick hing schwer und tief.

„Er war ein sehr heiliger Mann!" sagte die verschleierte Klosterfrau, die ihm gegenüber stand und an der Trauer des Fremden ihr geistliches Wohlgefallen bezeigte.

Die immerwährende Betrachtung des hinwelkenden Lebens, an die jeder Tag im Kloster gemahnt, ist wohl fähig, die Gemüther gegen alle Regung abzustumpfen, und wer das Blut der Welt niemals in seinen Adern fühlte, der gewöhnt sich leicht, an Grab und Wiege

gleichgültig vorbeizuschreiten. Die Gewöhnung ist immer tödtend, das Gebet der Seele wird plärrender Lippendienst, die Buße des Geistes ein bloßer Lärm der Sinne, die ganze Welt der Gefühle, die ganze Musik der Empfindungen eine tönende Schelle. Darum wurde das Kloster für die Meisten nur ein Grab für den leiblichen Menschen, nicht die Wohnung des lebendig auferstandenen Geistes. Wem aber das Leben in seinem Herzen Gräber schlug, über die sich keine Geisblattlaube und kein Rosenhag der Liebe wölbte, dem blieb im Kloster die Welt seiner Schmerzen lebendig, aber sie verklärte sich ihm, seine herbe Wirklichkeit ward ihm zum Traume, das Leben zur Mythe; was in den Adern der Welt pulsirt, das fühlt er dann alles noch mit, aber leiser, sanfter, jede Trauerklage wird ihm süß, für jeden neuen Schmerz hat er das Lächeln der alles überwindenden Liebe.

Dies weise Lächeln voll Seligkeit umschwebte die Lippen der Klosterfrau, als sie den fremden Priester, der nach Genf gewallfahrtet war, vom Tode des frommen Bischofs Franciscus erzählte, von seinem sanften Ab-

schied aus dieser Welt, von seinem Hinüberschlummern in ein neues Leben, wo man nicht wie hienieden jede Freude erst mit tausend Schmerzen erkauft. „Wo die Freude schon hienieden," sagte die fromme Schwester, „hereinbricht in die noch sterbliche Seele, da hat sie sich doch immer, wenn sie ächt ist und ein ganzes Herz durchleuchtet, herausgewunden aus dem Mutterschooße der Qual und Trübsal. Drüben ist eine ewig stille, schmerzenlose Lust, die Seele athmet frei und hat weltweite Flügel. Darum bin ich nie bekümmert, wenn Einer dahingeht in den ewigen Frieden. Und ist sein Ende so voll Bewußtsein und voll Allmacht des sich selbst genießenden Geistes, so erfüllt mich das mit dem Athemzuge einer Freude, deren Ernst unerschöpflich ist und dauernder als jede Wehklage, als jedes trauernde Gefühl. Ich hatte für den Tod des Bischofs keine Thräne; so sicher ist mir sein Dasein als Geist."

„Und er stand Euch im Leben nah?" fragte der Geistliche.

„Er führte mich in's Kloster und befreite mich aus angstvollen weltlichen Verhältnissen, die meine Seele

niederdrückten. Er übergab mir die Zöglinge des Klosters zum Unterrichte und auf seinen Betrieb wählte man mich zur Priorin. Aber er war gegen alle Welt liebevoll und gütig. Er war ein Musterbild katholischer Frömmigkeit."

„Er war ein Spiegelbild menschlicher Würde!" sagte Raoul.

„Und Ihr kanntet den Bischof?" fragte die Priorin.

„Ich kannte ihn und er liebte mich, obschon ich seiner unwürdig war."

Wie sie den Schleier leise zurückschob, blickte er in Clementinens sanfte Züge. Sie war unveränderlich dieselbe geblieben; ganz so voll duldender Zärtlichkeit hatte dies stille Auge, in dessen Thränen einst die Fackel des Herzens erloschen war, auf den Knaben Raoul geblickt. Sie war dieselbe geblieben; war doch der ruhige Wogenschlag des Lebens um sie her nicht mehr zu stören, und der eintönige Wechsel des Tages konnte diese Wangen weder röthen, noch bleicher färben.

„Darf ich den Garten betreten?" fragte Raoul.

„Ich werde Euch geleiten," sagte Clementine und

trat durch die Gitterthür ihm entgegen. Der Schleier deckte wieder ihr volles Antlitz, aber sie las in den Zügen des jungen Jesuiten mit prüfendem Blicke. Sie fragte nach den blutigen Ereignissen in der großen Welt Paris, aber Raoul wurde einsylbig, als sie durch den langen Corridor gingen, wo manche Erinnerung durch sein Herz zuckte.

Sie standen im Garten, in dem hohen Lindengange, der zum Bassin führte. Der kleine Springquell plätscherte noch, in den alten Schatten der Bäume rauschte noch wie sonst die friedliche Eintracht; aber drüben das Gebäude war mannigfach verändert, der niedergebrannte Flügel war neu aufgeführt. Links lief noch die hohe Mauer, die den Garten von dem Hofe des Bischofs trennte, auch rechts führte der alte Pfad nach ihr hin. Raoul eilte der Klosterfrau voraus; das Gebüsch verschlang ihn. Dort im stillen Winkel, rings umschirmt von Ulmen und Weiden, war der Hügel seiner Mutter Giovanna. Er fand ihn so frisch grünend und mit Blumen geziert, daß er fast freudig niederkniete, und erst als seine Stirn die heilige Erde

berührte, überschattete ihn das Gefühl der Trauer um die Hingeschiedene.

Er betete noch, da rauschte das Gewand der Klosterfrau an seiner Schulter. Wie er aufblickte, sah er in Clementinens unverschleiertes Antlitz. Sie hatte ihn erkannt, obschon sie es nicht verrieth. Sie legte die schöne Hand auf sein Haupt und ihr sanftes Auge leuchtete auf seine stillen Gedanken wie ein milder Segen hernieder.

So ist auch im Kloster das Göttliche nur immer da, wo der Mensch den Menschen findet.

Im Garten der Ursulinerinnen zu Montelimart wandelten die Schwestern traulich Arm in Arm durch die duftigen Gehege. Hinter den Bergen war die Sonne schon schlafen gegangen, ein müdes Kind mit trunkenem Auge, und der Abend warf seinen Mantel über die lebensmüde Welt. Nur der Mensch war noch wach und fühlte den Nachhall vom Geräusch des Tages und suchte den Uebergang von der Wirklichkeit zum Traum.

Darum ergingen sich die Klosterfrauen noch in abendlicher Stille oder saßen in den Lauben und tranken den berauschenden Duft der Oliven und Nachtviolen. Einzelne trennten sich schon und suchten die Zelle. Es waren die leichtgemutheten unter den Schwestern. Die schwerer bedrückten fanden nicht so schnell die Brücke, die den wachen Geist vom festen Lande hinüberleitet zu der Insel der Glückseligen, zum Schlaf und seinem ringsumspülten Frieden.

Raoul fühlte sich innerhalb der Mauern, die Antoinettens Leben begränzten. Er war schnell von Genf aufgebrochen, sobald er erfuhr, Antoinette sei schon seit Jahren hier im Kloster der Ursulinerinnen als ordinirte Schwester. Die Superiorin, die fromme Cölestine, erfreute sich der hohen Gunst, zu ihren Untergebenen auch die leibliche Tochter zu zählen. Dem Talar der Gesellschaft Jesu stand der Eintritt zu allen Klöstern dieser Congregation frei, deshalb hatte die Pförtnerin, als Raoul den Einlaß begehrte, ihn sofort in's Gastzimmer geführt, wo man die Fremden zu empfangen gewohnt war. Auf sein Geheiß unterließ sie aber die Meldung

seiner Ankunft; er wollte selbst sich bei der Superiorin einstellen. Die Schatten des Gartens und das dichte Gehege nahmen ihn auf, und er ließ im sichern Versteck die Gestalten der frommen Schwestern in den Baumgängen an sich vorüberwandeln. Sein Herz pochte wie im Taumel bei dieser Musterung, die er hielt. Rauschten doch seine Gefühle wie mit hundertarmigen Flammen wieder zu einer Glorie auf, wie sie einst die Brust des Knaben erleuchtet; in der Luft der Heimath, die ihn umfing, wurden die Todten wieder lebendig und die begrabene, nun wieder wach gewordene Neigung regte sich als lebensbegieriger Geist in seiner Seele. Er wollte sie sehen, unerkannt von ihr, er wollte wissen, ob sie glücklich sei, und fand er sie eingefriedigt und sich begnügend an ihrem klösterlichen Dasein, dann wollte er diesen ihren Frieden nicht stören, er wollte still fortschleichen. Das hatte er sich vorgesetzt, als er nach Genf und von Genf hieher wanderte; jetzt aber hätte er sie gewaltsam rauben und wie damals aus den Trümmern des brennenden Klosters tragen mögen; die ganze Gewalt der Leidenschaft durchkreuzte seine Entschlüsse.

Jetzt kamen wieder zwei Gestalten durch den Baumgang. Sie schienen im Gespräch mit einander: er bückte sich in den Hollunderbusch nieder und lauschte zitternd auf den Ton der Stimmen. Aber sie wandelten schweigend vorüber, kaum hörte er das Rauschen der Gewänder, — alles war still, nur von fern plätscherten die Wellen der Rhone ihr schläfrig Abendlied. Die Frauen schwanden in die Gebäude, aber jetzt erschienen noch zwei, die letzten, die im Garten weilten. Sie schritten Arm in Arm nach dem Bassin, wo der Springquell, wie ein sterbendes Mädchen, seinen letzten Seufzer ausathmete. Sie gingen dicht am Hollunderbusch vorbei. Es war, nach Gang und Gestalt zu schließen, eine Matrone mit einem jüngern Wesen. Sein durstiges Ohr trank den Hauch ihrer Worte.

„Und dies Geheimniß, das für uns keins mehr ist," sagte die Aeltere, „es schließt all unser Glück in sich. Und ich glaube, so steht es immer mit dem, was man Glück nennt; es ist nur so lange da, als es still behütet bleibt. Hinausgegeben in den Lärm der mißverstehenden, schadenfrohen Welt, ist es nicht mehr, was es ist.

Glück, das aufhörte Geheimniß zu sein, ist eine Blume, die ihren Duft verlor; sie wächst und blüht und lacht noch in Farbenpracht vor Aller Augen, aber die unsichtbare Beseligung ihres Daseins fehlt. Und so ist es mit dem süßen Gefühl, das Dich Tochter nennt, es ist mein geheimnißvolles Glück. Nur Gott weiß darum, und mit meinem Gotte bin ich um dies Erdenglück versöhnt. Menschen könnten es mir nicht gönnen!"

Sie standen still und blickten sich verklärt in's Auge. Die jüngere Nonne küßte der ältern die Hand, diese aber drückte sie an ihr Herz und ihre Lippe hing an der schönen jugendlichen Stirn der Tochter. So hielten sie sich lange Zeit umschlungen. In den Oliven zitterte ein leiser Wind und im tieferen Dickicht erklang das heimliche Lied der Sängerin der Nacht. Auch in ihren Tönen ist Lust und Leid in wunderseligem Gemisch — wie in den innigsten Regungen der Menschenseele.

Die beiden Frauen trennten sich; Raoul stand dicht hinter ihnen im Schatten der Bäume. Ihre Zellen lagen nach verschiedenen Seiten. Die Aeltere ging, die

Jüngere eilte ihr nach und küßte ihr noch einmal die Hand. Dann trat sie an das Bassin, setzte sich auf den Rand und blickte still in den Wasserspiegel, in dessen leisen Wallungen sich das Abbild des Mondes schaukelte.

Da schmiegte sich vor ihren Augen ein zweiter Schatten an den ihrigen. Sie sah auf; Raoul stand hinter ihr und lehnte sich herüber, um ihr Auge zu finden. Sie erschrak heftig über die Erscheinung eines Mannes, sprang auf und wollte fliehen. Da erhaschte sein Blick den ihrigen. Er sprach nicht, er hielt sie nicht, aber wie das Auge der Schlange den Vogel in seinem Fluge bannt und ihn herabnöthigt mit magischer Gewalt, so blieb ihr Fuß, ihre Lippe gefesselt. Es war keine tödtende Macht in seinem Blick, aber doch die ganze Gluth der Leidenschaft. Und wie sie Muth genug hatte, ihr zürnendes Auge auf ihn zu richten, war er der Besiegte, nicht der Siegende. Es zog ihn nieder, er kniete in den Staub, er hätte sich vernichten mögen, damit sie nur nicht mehr zürnte. Sein Blick irrte an ihrer Gestalt auf und nieder, er sah wie fragend aus, ob er

diesen Fuß küssen, den Saum ihres Kleides berühren dürfe. Er fand keine Worte, und wie Sterne bleich und stumm einander gegenüber hangen, sich winken und dann weiterziehen auf immerdar getrennten Bahnen, so hätten sie sich beide hier finden und wieder fliehen können auf ewig.

Endlich bebten seine Lippen. „Antoinette — ich bin Raoul!" sagte er demüthig wie ein Kind, das nicht weiß, ob es Strafe, ob es Lohn zu gewärtigen hat. Da zuckte ihre Gestalt zusammen, sie zitterte, wankte. „Heiliger Gott!" sagte Raoul und schlang seinen Arm um ihren Leib, da sie zu sinken drohte. Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Angesicht und athmete rasch und tief. Er hielt sie fest, aber die Schläge seines Herzens standen still, wie der Lauf der Sonnen und Monde plötzlich stocken müßte, wenn der Gott in leibhafter Gestalt in ihren Kreis träte und über sein Erscheinen ein freudiger Schreck durch das Weltall liefe.

Sie wollte reden, ihre Lippen bewegten sich, Raoul lauschte wie der Hirt auf den Gruß des Engels. „Warum drängst Du Dich wieder in mein Leben!"

flüsterte Antoinette, „ich kenne Dich nicht mehr, nicht Dein Auge, nicht Deine Gestalt, nicht Deinen Namen." Sie raffte sich zusammen und richtete sich auf; Raouls Arme sanken schnell von ihrem Leib zurück. Wie er in ihr Antlitz blickte, da lief es doch noch wie ein leiser Strahl der Hoffnung durch seine Seele, diese Züge und ihr sanfter Glanz, diese Milde der verklärten Heiligkeit konnten ihm noch leuchten in sein losgebundenes, schattenvolles Leben. „Und Du kennst mich nicht mehr?" fragte er mit zitternder Stimme, „weil Du nicht darfst? oder weil ich völlig für Dich verschwunden bin?"

Sie blickte sehr ernst auf ihn herab, aber sie reichte ihm schweigend die mit dem Schleier dicht umhüllte Hand.

„Und Du liebst mich nicht mehr?" sagte er mit der Ruhe des Vernichteten.

„Wie einen Todten, für mich Begrabenen!" hauchte sie leise, aber fest und sicher.

Sie ließ das dunkle Schleiertuch über ihr Antlitz fallen; ihr letzter Blick, der sein Auge traf, war ein milder Glanz voll ewigem Frieden, ein Schimmer der unsterblichen Liebe.

Sie ging und sah nicht wieder zurück. Er blickte ihr nach und wie sie in das Gebäude verschwand, kniete er nieder, küßte den Boden, den ihr Fuß berührt, und begrub mit diesem Kusse alle seine irdischen Wünsche.

Die Pförtnerin war auf ihrem Sessel eingeschlafen, als Raoul zu ihr trat. „Soll ich Euch noch melden?" fragte sie und rieb die müde Stirn. „Nicht doch!" sagte er und wies nach dem Ausgange der Pforte. „Es ist doch im Fremdenzimmer alles bereit für Eure Ruhe und Bequemlichkeit, ehrwürdiger Herr!" schwatzte die Alte. Raoul winkte, sie öffnete und er trat hinaus. Wie sich die Gitterthür hinter ihm schloß, fühlte er sich ausgeschieden — nicht von dem Kloster, sondern von der Welt. Denn hinter diesen Klostermauern athmete das einzige Herz, das für ihn noch einen Lebensfrühling hervorzaubern konnte. Die Satzungen der Welt hatten ihn ausgestoßen, der Formen wegen sah er sich um allen Inhalt gebracht, denn in diesen Satzungen und Formen hielten die Menschen mit all ihren

Schmerzen und Freuden ihr Dasein ängstlich gefangen. So jung noch, und schon mit dem Leben fertig! Gott sprach zu ihm: lebe! und die Menschen sagten: stirb! Die Menschen begruben ihn. Glaube, Liebe, Hoffnung, über alles mauern sie ihren Kerker des Herkommens fest zusammen und über die dumpfen Wände reicht niemand dem Andern die Hand hinüber!

Die Nacht war hell und warm. Wie er um die Klostergebäude schritt, wandte er sich noch einmal um. In den kleinen Zellenfenstern hinter den Bäumen glitzerten noch einige Nachtlichter. Er stand und sah hinauf. Eine Leuchte nach der andern erlosch, endlich war alles zur Ruhe gegangen. „Nun so gehabt Euch wohl in Eurem Frieden!" sagte er still für sich, „seid glücklich im Unglück Eures Wahnes! Ich will unglücklich im Glück meiner Einsicht bleiben!"

Aus einem der nächsten Fenster ertönte eine Stimme, sie sang mit klagendem Schmelz ein Schlummerlied. „Arme gefangene Nachtigall!" sagte Roul, „die Menschen haben Dich erst mit Blindheit geschlagen, Dich

Deines Augenlichtes beraubt, sonst würdest Du nicht im Käfig singen."

Die Melodie war lieblich wie die laue Sommernacht, aber er wanderte rasch in die Berge hinein.

Er war eine Stunde lang auf und ab gewandert, endlich ward der Pfad immer steiler und erreichte den Hügel, an dessen Fuß die altrömischen Ruinen, das zusammengestürzte Theater, lagen. Nun fand er sich leicht zurecht. Noch ein viertelstündiger Weg zwischen den Felsen hindurch, dann mußte er am Ufer der schäumenden Sorgues stehen und er ging stroman nach dem Thal von Vaucluse. Er wollte Jacotot aufsuchen, den alten Diener, mit dem er einst in die Berge der Heimath gewandert. In der ganzen weiten Welt war Jacotot nur noch sein einziger Freund. Er glaubte es; das Gegentheil zu fürchten, lag außerhalb der Kreise seiner Denkkraft; er war überzeugt, Jacotot, der Priester der Calvinisten, werde sich seiner annehmen.

Sowie er um die Felsenecke bog — links ging der Weg zu den Ruinen hinab, er wandte sich rechts, um die Höhe zu erreichen, — machte sich das Schnauben

eines Maulthiers vernehmlich und ein Hund fuhr ihm mit lautem Gebell entgegen. Er stand still und das Thier kam schnaufend näher zu ihm. Wie das Gebell wieder anhob, rief er den Hund wie versuchsweise beim Namen Caro. Alsbald lag der Getreue vor Freude winselnd zu seinen Füßen; es war wirklich der alte Gefährte seiner Kindheit, der Landsmann Caro. Das Thier war alt geworden, seine Stimme hohl, aber seine Liebe hatte immer noch den alten Ungestüm. Raoul klopfte das langzottige Fell und hieß den alten Freund sich auf den Weg machen. Da tanzte Caro wild auf vor Freude und war ganz der Alte wie sonst. Aber seine Bewegungen nöthigten Raoul, in die Niederung hinabzusteigen, und schon das Maulthier in der Felsschlucht hätte ihm verrathen können, daß die Calvinisten unten im Gemäuer zur nächtlichen Andacht beisammen seien. Der Hund leitete ihn sicher durch die Windungen des verschlungenen Pfades. Da stand der Triumphbogen des Marius und Catulus, dann ging's an der Reihe gestürzter Säulen vorüber, endlich ragten die Kragsteine des alten Theaters zu beiden Seiten, und mitten in der Welt

des zerstörten Heidenthumes sah sich der Wanderer plötzlich vor dem Asyl der calvinistischen Andacht, vor dem kleinen fensterlosen Garderobesaal. Der Hund lief bis zur Thür, und wieder zurück; er machte ihn zutraulich und Raoul trat leise durch die offene Thür in den engen Raum, wo die Lampe oben vom Gebälke herab die stille Gemeinde schwach umdämmerte.

Es waren etwa zwanzig bis dreißig männliche Gestalten, die im Kreise standen; ihre Stäbe, Büchsen und Jagdtaschen ruhten an der Wand; mitten unter ihnen auf einer Tragbahre saß ein Kranker, wie es schien. Mit gedämpften Accorden sangen die Männer einen einfachen Choral, es lag in dieser verhaltenen Kraft ihrer Töne ein stilles, festes Gottvertrauen, eine Demuth, die sich nicht weichlich hingibt an die Regungen der schwelgerischen Phantasie, eine starke Friedfertigkeit der Gesinnung, die um die Gefahren des Lebens weiß, Kampf und Tod nicht scheut.

Raoul war bis dicht an den Kreis herangetreten, der Raum hinter den Männern war ganz dunkel, die kleine Leuchte von oben her reichte kaum auf die nächsten

bärtigen Gesichter, die um den Mann auf der Bahre standen. Dieser erhob sich jetzt, als der Gesang verstummte. Es war Jacotot, gealtert, bleich und hager geworden, der Anstrengung zum Reden fast unterliegend. „Ich habe noch einmal Eure Versammlung besuchen wollen, meine Brüder!" sagte Jacotot mit schwacher Stimme. „Was ich zum Inhalt unserer letzten gemeinschaftlichen Betrachtung machen wollte, ist der Spruch des Herrn: Wo zwei von Euch in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter Euch! — das schließe ich nun ein in unser stilles Gebet, denn die Kraft meiner Seele ist hin, mein müdes Haupt neigt sich zur Grube. Immer hatte ich gedacht, daß der Herr mich nicht abrufen würde, bis ich mein Redeamt auf einen Nachfolger übergehen sah. Wer von Euch wird nun statt meiner reden? Er trete vor, damit ich seine Hand drücken, seine Stirn küssen kann."

„Denkt noch nicht daran!" sagte Einer von den Männern, „wir versammeln uns künftig bei Euch in Eurer Hütte, wir beten zusammen, lesen die heilige

Historie und diese gemeinschaftliche Erbauung mit Euch wird uns genügen."

Da drängte sich Raoul durch die Schaar der Männer, die erstaunt zurückwich, stürzte vor dem Lager nieder und drückte Jacotots Hände in sein Angesicht. Dann sah er auf und rief: „Jacotot, mein alter Freund, Wohlthäter meiner Kindheit!"

Die aufrührerische Bewegung, die durch die Menge lief, stillte plötzlich Jacotots Wort. „Raoul!" rief er in freudigem Entzücken, „bist Du's wirklich? sieht Dich die Heimath und mein altes Auge wieder?"

„Ja," rief Raoul, „und es soll nicht brechen, Dein liebetreues Auge, als in dem meinigen und mit mir zugleich. Leben sollst Du, ich bin Dein Pfleger, auf meinen Händen trag' ich Dich, auf denselben, die vom Himmel Genesung flehen werden. Ja, die Heimath hat mich wieder, diese treuen Berge der Provence nehmen den ungetreuen Sohn wieder an ihr Herz, das doch noch wärmer schlägt als das Herz der großen Welt. Alles liegt hinter mir abgeschnitten, nur diesen Talar werf' ich noch von mir und Alles ist von mir gestreift;

ich bin der Eure. Die Wiege meines Lebens ist mein einziges Asyl geworden."

Raoul und Jacotot umarmten sich freudig. „Ihr Männer, meine Freunde," sagte jener, „seht nicht so fremd auf mich herab. Ich trage nur noch das Kleid dessen, was ich war, ich lasse der Welt ihren bunten Götzendienst, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen, ihr Geigengeseufz und ihr stolzes Posaunengebet; nehmt mich auf in Eure Lehre, sie ist rein und fromm, heilig und keusch wie die wehende Morgenluft, die unsre Berge küßt."

Er kniete vor der Tragbahre nieder und Jacotot legte segnend die Hand auf das Haupt des Jünglings. „Sei mein Nachfolger," sagte er, „rede von der einfachen Liebe Gottes, von den schlichten Wundern seines Geistes, wenn ich nicht mehr bin."

Die kleine Lampe flammte hell auf mit dem letzten Oel, eine feierliche Stille lag über der Versammlung.

Dann brachen sie auf, Jacotot saß auf der Bahre von Baumzweigen, Raoul nahm die Laterne vom

Sims; die Versammlung ging auseinander. Einige führten das Maulthier vor und hoben den Kranken in den Korb des Thieres, Raoul ergriff den Zügel, der Hund tanzte vor ihnen her mit freudiger Geberde. Die Mehrzahl der Gemeinde wohnte in Vaucluse, nur einige Jäger trennten sich vom Zuge, die meisten hatten denselben Weg, und langten vor dem Felsenkessel in ihren Hütten an, als der junge Morgen der alten Nacht in's Angesicht blickte und über die Höhen aufstieg.

Raoul blieb in Vaucluse. Er trieb Jagd, er pflegte den Alten, er predigte Nachts vor den versammelten Freunden, er war bald dem ganzen Kreise unentbehrlich. Viele Wochen und Monde waren vergangen, da schrieb er an seinen Vater. Er kündigte ihm an, daß er jetzt seine Welt gefunden habe, in welcher ihm wohl sei, wo sein Denken und Fühlen ohne Dissonanzen zwischen Gebot und Neigung frei athmen dürfe. Er habe eine stille Karthause gesucht, denn ausgetreten aus dem

Verbande der Gesellschaft Jesu sei ihm nur verstattet, Karthäuser zu werden. Das Thal von Vaucluse sei die Karthause, die er gefunden; die Schaar gleichgesinnter Brüder um ihn her nenne man die Calvinisten von Vaucluse, einfache friedliche Menschen, die den glänzenden Dienst der Heiligen nicht begriffen, aber zu Gott und dem heiligen Weihnachtskinde beteten. „Das Geheimniß, daß Ihr mein Vater seid," schloß er den Brief, „liegt in meiner Brust begraben, so lange man keinen Versuch macht, mein Asyl zu stören, meinen und den Glauben meiner Brüder zu kreuzigen. Mag die große Welt uns armselig schelten, uns einfache Kindermenschen in den Bergen der Provence; mag die Frömmigkeit der Welt mit glänzendem Geräusch ihren Heiligen dienen, wir sind die wahren Klosterbrüder, die wahren Einsiedler des Christenthums und das Christenthum bleibt keusch und rein in unsern Herzen. Es wird die Zeit kommen, wo man uns verfolgt, dann werden wir zu sterben wissen; aber es wird auch die Zeit kommen, wo der Glanz Eures Kirchendienstes erbleicht, die Illusionen Eures Glaubens verschwinden. Dann wird

der Geist unseres stillen Christenthums aus den Bergen hervortreten, um die ermüdete, in Formen abgetödtete Welt für ein heilig reines Leben zu erwecken."

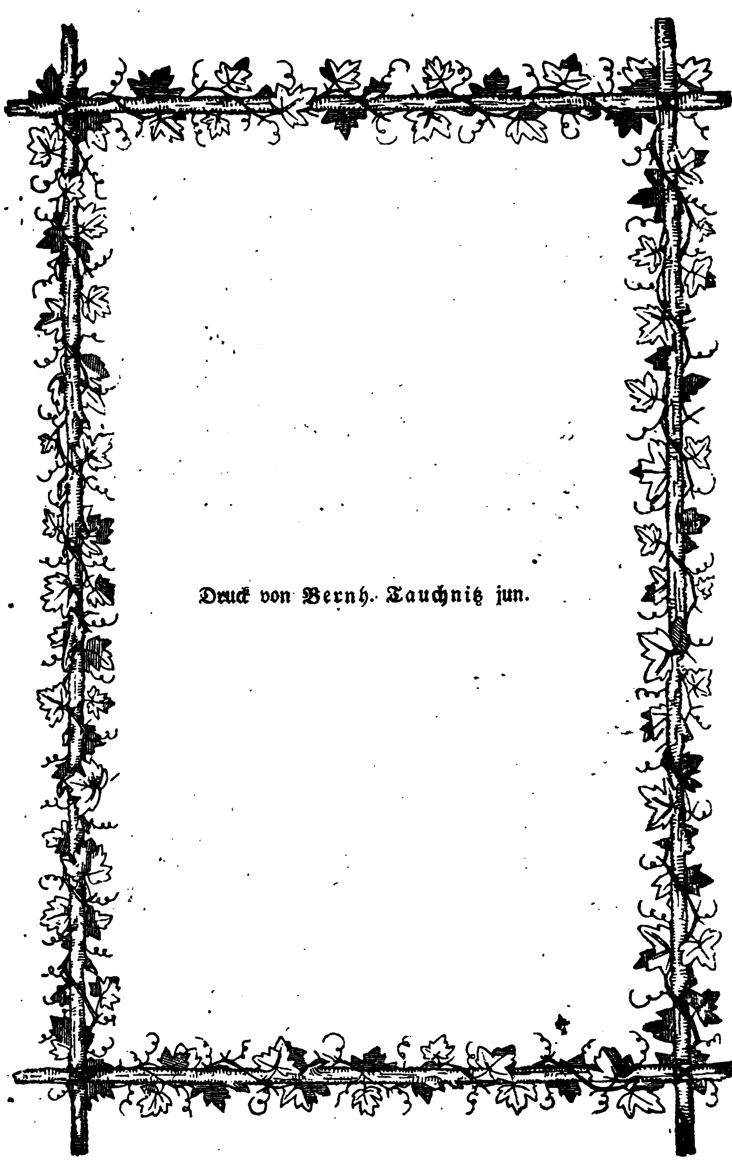
Raoul erreichte, was er mit diesem Briefe bezweckte. Man störte seine Gemeinde nicht.

Jacotot lebte noch lange unter der Hand der liebenden Pflege; sein innerer Mensch hatte sich wie durch einen neuen Athemzug erfrischt und gekräftigt. Raoul's Wirksamkeit als Prediger stieg von Jahr zu Jahr; die Gemeinde wuchs unter dem Eifer seiner Beredtsamkeit, sie verzweigte sich bald durch die ganze Provence und trat mit andern reformirten Secten in Verband. Raoul führte eine Art Wanderleben, er zog von Berg zu Berg und predigte von der göttlichen Einfalt des Urchristenthums.

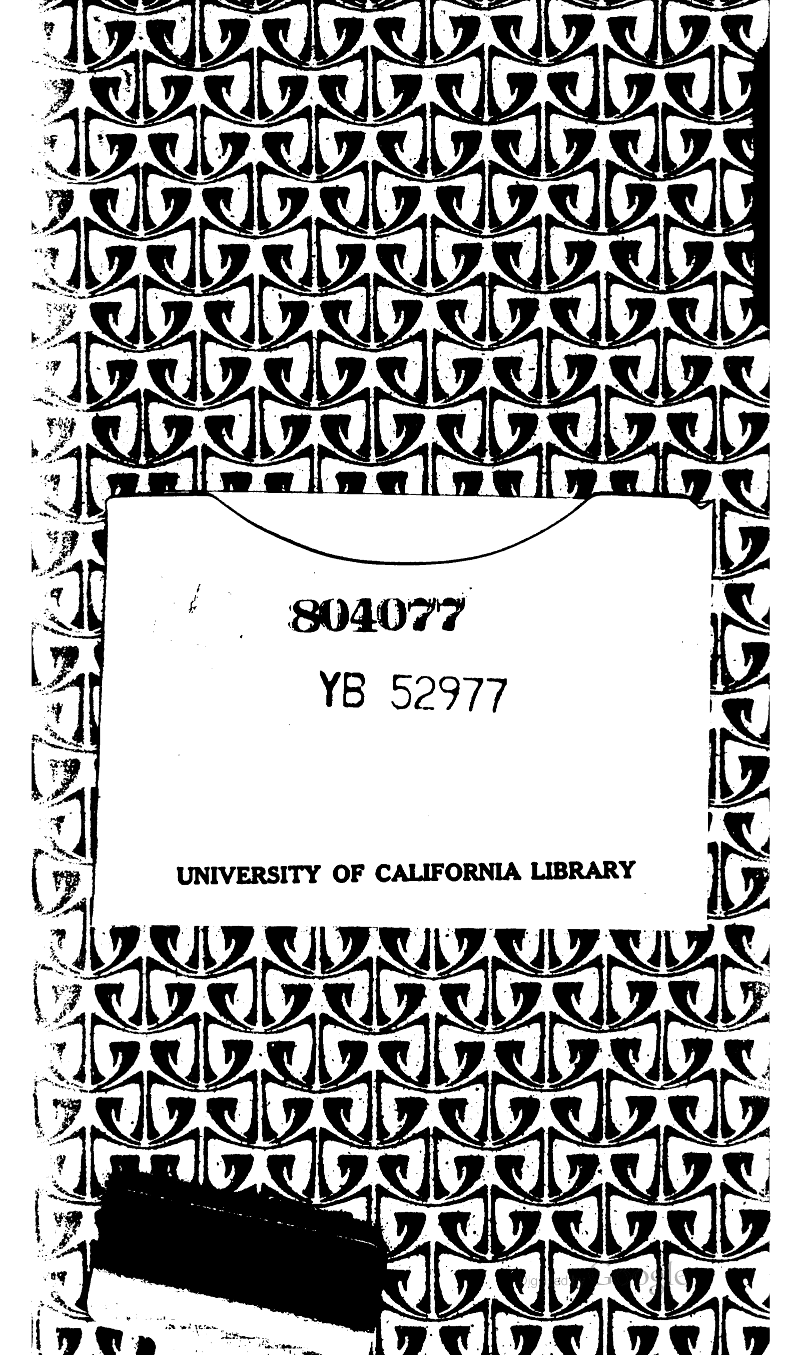
Blieb er längere Zeit in Vaucluse, dann sah man ihn wohl in stillen Nächten nach der Niederung der Rhone wandern. Dort saß er oft am Ufer und sein Ohr lauschte auf den Klang der Nachtigall im Oliven-

garten der Ursulinerinnen. Nicht selten erscholl auch von dem einen Zellenfenster ein Schlummerlied, das ihn still beseligte und sein altgewordenes Herz wieder einwiegte in den Traum seiner Jugendliebe.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



804077
YB 52977
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

